Das

belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

Vierundfünfzigster bis sechsundfünfzigster Band.

Enthält:

Pariser Mysterien.

Zehnter bis zwölfter Band.

Jeder Band kostet **6** Kreuzer oder **2** Neugroschen.

Stuttgart.

Verlag der **Franckh**'schen Buchhandlung.

1843.

Das

belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

Vierundfünfzigster bis sechsundfünfzigster Band.

Enthält:

Pariser Mysterien.

Zehnter bis zwölfter Band.

Jeder Band kostet **6** Kreuzer oder **2** Neugroschen.

Stuttgart.

Verlag der **Franckh'**schen Buchhandlung.

1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Pariser Mysterien.

Ein Sittengemälde aus der neuesten Zeit

von

Eugen Sue.

Deutsch bearbeitet

von

Erwin von Moosthal.

Zehnter bis zwölfter Theil.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Nachbar und Nachbarin.

Als der Halbstiefel eingeschnürt war, verschwand das weiße Bein unter den weiten Falten des korinthenfarbenen Kleides und Lachtaube hub an:

„Wie, Sie sind schon da, Herr Duckmäuser?"

„Allerdings, ich war da und bewunderte schweigend," versetzte Rudolph.

„Und was bewunderten Sie denn, Nachbar?" fragte Lachtaube.

„Das niedliche, trauliche Stübchen;" gab Rudolph zur Antwort; „Sie wohnen ja da trotz einer Königin, Nachbarin."

„O ja," versetzte sie, „sehen Sie, das ist mein ganzer Stolz, ich gehe ja niemals aus und da muß ich mich doch so einrichten, daß es mir zu Hause gefällt."

„Aber wie niedlich Alles ist, man kann sich gar nicht satt sehen — welch' hübsche Vorhänge! und diese Commode da! so hübsch wie Acajouholz — das muß Sie furchtbar viel Geld gekostet haben!"

„Behüte Gott! wo denken Sie hin," rief Lachtaube, „ich konnte nur 425 Franken mein eigen nennen, als man mich aus dem Gefängniß entließ; fast Alles ist darin drauf gegangen."

„Als man Sie aus dem Gefängniß entließ, — Sie?" wiederholte Rudolph.

„Allerdings,“ rief Lachtaube, „das ist eine ganze Geschichte, Sie trauen mir aber doch wohl zu, daß ich nicht wegen Verbrechen im Gefängnisse saß, nicht wahr?“

„Ei natürlich!“ erwiderte Rudolph, „aber weßhalb denn?“

„Sehen Sie, nach der Cholera, da stand ich ganz allein und verlassen in der Welt,“ hub Lachtaube an, „ich mag damals wohl etwa zehn Jahre alt gewesen sein.“ —

„Gut, aber wer hat sich denn zuvor Ihrer angenommen?“ forschte Rudolph.

„O, recht brave Leute,“ gab sie zur Antwort, „leider aber sind sie an der Cholera gestorben — (bei diesen Worten trat der guten Lachtaube das Wasser in ihre großen, schwarzen Augen). — Man verkaufte das Wenige, das sie besaßen, um etliche unbedeutende Schulden zu bezahlen, und ich sah mich plötzlich wieder allein und verlassen, und keine Seele wollte sich meiner annehmen. Weil ich nun nicht wußte, was ich beginnen sollte, gieng ich nach einem Wachposten, der unserm Hause gegenüber stand und sagte zur Schildwache: Herr Soldat, meine Aeltern sind gestorben und ich weiß nicht, wohin ich gehen soll; sagen Sie mir nur, was ich jetzt beginnen soll? — Darüber kam der Officier dazu und ließ mich zum Polizeicommissär führen, der seiner seits mich wieder in's Gefängniß stecken ließ, aus welchem ich erst entlassen wurde, als ich achtzehn Jahre alt war.“

„Aber ihre Eltern?“ fragte Rudolph.

„Ich habe nie gewußt, wer mein Vater war,“ gab sie zur Antwort, „ich mochte wohl sechs Jahre alt sein, als ich meine Mutter verlor, die aus dem Findelhause, worin sie zuerst mich hatte unterbringen müssen, mich wieder zu sich genommen hatte. Die wackern Leute, von denen ich Ihnen so eben erzählt, wohnten damals in unserm Hause und hatten keine Kinder: als sie mich so verwaist sahen, nahmen sie mich zu sich.“

„Und was für ein Gewerbe trieben sie denn? welchem Stande gehörten sie an?“ fragte Rudolph.

„Papa Cretu, wie ich ihn nannte, war Zimmermaler und seine Frau eine Stickerin," sagte Lachtaube.

„Das waren wenigstens wohlhabende Handwerksleute?" unterbrach sie Rudolph.

„Je nun, es gieng bei ihnen wie in allen solchen Haushaltungen; — wenn ich sage: Haushaltungen, muß ich freilich hinzusetzen, daß sie nicht verheirathet waren, sich aber dennoch Mann und Frau nannten. Es gieng sonderbar bei ihnen zu, gab bald gute, bald schlimme Zeit, wie es eben gieng; heute im Ueberfluß, wenn es nicht an Arbeit fehlte, morgen in Mangel, wenn sie müssig giengen; darum aber waren doch Mann und Frau stets zufrieden und immer fröhlich — (bei dieser Erinnerung heiterten sich die Züge der Lachtaube wieder auf —), im ganzen Viertel gabs nie eine ähnliche Haushaltung, keine ähnlichen Leute; immer voll Scherz und Lachen, immer munter und aufgeweckt, immer Alles voll Sang und Klang, als ob der Himmel voller Geigen hienge. — Und dabei waren die Leutchen so herzensgut wie nur immer möglich; hatten sie etwas, so waren auch Andere nicht arm. Mama Cretu war ein junges, dickes, lustiges Weibchen von etwa dreißig Jahren, hübsch wie ein Sou, lebhaft wie ein Aal und stets munter wie ein Finke. Ihr Mann war die gute Stunde selber, er hatte eine lange, dicke Nase, einen großen Mund, beständig eine Papiermütze auf dem Kopfe und dabei ein so drolliges Gesicht, daß man ihn gar nie ohne Lachen anblicken konnte. War er nach Feierabend einmal zu Hause, so lachte, tanzte und sprang er unter den tollsten Geberden wie ein Kind in der ganzen Stube umher, ließ mich auf seinen Knieen tanzen und reiten, und spielte mit mir, als ob er von meinem Alter gewesen wäre. Und seine Frau verderbte mich vollends, daß es ein Kreuz war; sie kannte nur Einen Lebenszweck, nur Einen Wunsch und der war: stets lustig und guter Dinge zu sein. Am guten Humor fehlte es ihnen, Gott sei Dank! auch nicht. Sie gaben mir den Namen Lachtaube, der mir auch seitdem geblieben ist. In der Lustigkeit giengen sie mir stets mit gutem Beispiele voran

und nicht ein einzigesmal habe ich sie traurig gesehen. Wenn sie sich Vorwürfe machten oder zankten: so pflegte die Frau zum Manne zu sagen: Halt Cretu, das ist dumm, ich muß zu sehr über Dich lachen, oder er rief seiner Frau zu: Schweig, schweig jetzt, Ramonette! (ich weiß nicht warum er sie stets Ramonette — [Essenkehrerin, Schornsteinfegerin, Besenmädchen] — nannte,) schweig, du machst mir übel, du bist zu trollig . . . . . — und ich lachte mit, wenn ich sie lachen sah. — So haben sie mich erzogen und meinen Charakter gebildet; ich glaube, daß ihre Erziehung bei mir angeschlagen hat."

„Allerliebst, holde Nachbarin!" rief Rudolph, — „da entstand wohl niemals Zank und Hader zwischen ihren Pflege-Eltern?"

„Nie, gar nie!" antwortete Lachtaube; — „am Sonntag, am Montag und zuweilen auch am Dienstag thaten sie sich gütlich, hielten Hochzeit, und nahmen mich stets mit sich; — Papa Cretu war ein guter Arbeiter; wenn er Lust zur Arbeit hatte, verdiente er entsetzlich viel Geld, und bei seiner Gattin war es ebenso. Sobald sie genug hatten, den Sonntag und Montag zu feiern und an den andern Tagen leidlich das Leben zu fristen, waren sie zufrieden. Gieng's je einmal kümmerlicher zu, mußte man knausern und fasten, so waren sie nicht minder lustig und guter Dinge. — Noch deutlich erinnere ich mich, daß jedesmal, wenn wir von Brod und Wasser leben mußten, Papa Cretu aus seiner Bibliotheke . . . .?"

„Wie?" unterbrach sie Rudolph, — „er hatte gar noch eine Bibliothek?"

„So nannte er nämlich ein altes Wandgestell, woselbst er alle neuen Liedersammlungen und Leierkastenlieder aufbewahrte, die er alle eigen hatte und alle kaufte. Wenn wir nur noch trocknes Brod im Hause hatten, nahm er aus seiner Bibliothek ein altes Kochbuch und fragte: Nun, Kinder, was wollen wir heute essen? Laßt sehen! dieß da? jenes dort? — und dann las er uns den Titel

einer Menge von ausgesuchten Leckerbissen vor. Jedes mußte sein Lieblingsgericht wählen, und Papa Cretu nahm eine Casserole und stellte sich mit den drolligsten Geberden und Mienen an, als ob er alles das, was zu einem guten Ragout gehöre, in die Pfanne legte, machte das ganze Verfahren des Kochens und Backens täuschend nach, stürzte dann die leere Casserole auf unsere leeren Teller um, die er alsdann mit Geberden, die uns vor Lachen fast bersten machten, auf den Tisch stellte. Dann griff er wieder zum Buche und las uns dann z. B. das Recept zu irgend einem guten Hühnerfricassee vor, das wir gewählt hatten, daß uns der Mund wässerte. — Wir kauten dann unser trocknes Brod, ließen ihn lesen und lachten wie die Narren!"

„Und dennoch hatte dieses lustige Ehepaar Schulden?" fragte Rudolph.

„Selten, aber doch zuweilen! — so lange das Geld vorhielt, lebte man herrlich und in Freuden; war keines mehr vorhanden, so lebten wir von Wasserfarbe, wie Papa Cretu von seinem Gewerbe her zu sagen pflegte," gab Mamsell Lachtaube zur Antwort.

„Und die Zukunft? dachten die beiden Leutchen nie daran?"

„Ach ja! aber die Zukunft war für uns nur der Sonntag und Montag, die wir im Sommer vor der Barriere, im Winter in den Vorstädten verbrachten."

„Wenn nun aber," fragte Rudolph, „die guten Leutchen sich gegenseitig so wohl verstanden, wenn sie sich so häufig gütlich thaten, warum heiratheten sie sich dann nicht?"

„Einer ihrer Freunde befragte sie einmal um den Grund davon in meiner Gegenwart," erwiderte Lachtaube, „und sie gaben ihm zur Antwort: Wenn wir einmal Kinder haben, so so mag's wohl drum sein, so aber befinden wir beide uns recht wohl, — wozu sollten wir auch nothgedrungen das thun, was wir aus freien Stücken so gerne thun? Das würde nur unnöthige Kosten machen, und wir haben kein

Geld übrig. — Ei sehen Sie nur, wie ich auf einmal in's Plaudern gerathe," setzte Lachtaube hinzu „aber so geht mir's jedesmal, wenn ich auf die guten Leute zu sprechen komme, die sich so gütig und liebevoll gegen mich erwiesen haben; ich kann dann gar kein Ende finden. — Kommen Sie, Nachbar, seien Sie galant, nehmen Sie meinen Shawl dort vom Bette und heften Sie mir ihn hier im Nacken mit einer Stecknadel fest, dann wollen wir fortgehen; es wird wohl einige Zeit kosten, bis wir im Tempel Alles das zusammengesucht haben, was wir für die armen Morel's brauchen."

Rudolph beeilte sich, dem Befehl der Lachtaube zu gehorchen: er nahm vom Bette einen großen Tartanshwal von brauner Farbe mit hochrothen Streifen und legte ihn sorgsam um die reizenden Schultern des Mädchens.

„Jetzt, Nachbar, heben Sie den Kragen ein Wenig in die Höhe, drücken Sie das Kleid und den Shwal zusammen und stecken Sie alsdann die Nadel hinein, nehmen Sie sich aber wohl in Acht, mich nicht zu stechen."

Um diesem neuen Befehle Folge zu leisten, mußte Rudolph beinahe diesen zarten, elfenbeinernen, nackten Hals berühren, auf dem sich so schwarz und niedlich die Flechten der schönen, ebenholzähnlichen Haare der Lachtaube abzeichneten.

Der Tag war trübe; Rudolph näherte sich, kam immer näher und am Ende wahrscheinlich allzunahe, denn die Grisette stieß einen leichten, schüchternen Schrei aus. Wir könnten eigentlich nicht sagen, was der Grund jenes Schreies gewesen. Hatte die Spitze der Stecknadel sie gestochen? war es Rudolphs Mund gewesen, der diesen weißen, frischen, glatten Nacken berührt hatte, gleichviel — Lachtaube drehte sich mit Einemmale plötzlich um und rief mit halblachender, halb schwermüthiger Miene, die Rudolph beinahe die unschuldige Freiheit bereuen ließ, welche er sich genommen hatte:

„Warten Sie, Nachbar, ich werde Sie nie wieder bitten, mir meinen Shawl anzuheften!"

„Vergebung, holde Nachbarin! ich bin so ungeschickt.“

„Nein, gerade das Gegentheil, und eben darüber muß ich mich beklagen. Kommen Sie jetzt, reichen Sie mir Ihren Arm und lassen Sie uns gehen, aber seien Sie fortan artig oder Sie werden mich ernstlich böse machen.“ . . . . .

„In der That, liebe Nachbarin, das wäre nicht meine Schuld, Ihr niedlicher Hals war so weiß, daß er mich vollkommen blendete, mein Mund senkte sich wider Willen . . . . .“

„Schon recht! in Zukunft werde ich mich wohl in Acht nehmen, Ihnen eine solche Verblendung zu verursachen,“ sagte Lachtaube, und drohte ihm mit dem Finger. Dann schloß sie ihre Thüre ab und reichte ihm den Schlüssel. „Hier Nachbar,“ sagte sie, „nehmen Sie meinen Schlüssel, er ist so plump, daß er mir die Tasche zerreißen würde — eine wahre Pistole.“

Dabei lachte sie laut auf und belud Rudolph (das ist der rechte Ausdruck) mit einem so ungeheuren Schlüssel, daß er auf das Füglichste auf einem jener allegorischen Kissen hätte prangen können, welche die Besiegten demüthig dem siegreichen Eroberer einer Stadt entgegen bringen.

Obwohl Rudolph sich im Lauf der Jahre hinlänglich verändert wußte, um von Polidori nicht wieder erkannt werden zu können, schlug er doch den Kragen seines Ueberrocks in die Höhe, ehe er an dem Zimmer des Quacksalbers vorüber gieng.

„Mein Nachbar, vergessen Sie nicht Herrn Pipelet zu benachrichtigen, daß man nachher verschiedene Effekten bringen wird, die man in Ihr Zimmer hinauf schaffen muß!“ sagte Lachtaube.

„Sie haben Recht, Nachbarin,“ versetzte Rudolph, „wir wollen auf einen Augenblick in die Loge des Herrn Pipelet treten.“

Herr Pipelet, seinen ewigen, mörserförmigen Hut auf dem Kopf und den grünen Frack auf dem Rücken, saß höchst

ernsthaft vor seinem Tischchen, worauf Lederstücke und Reste von altem Schuhwerk aller Art lagen und war eben beschäftigt, einen Stiefel wieder zu sohlen, wobei er all' jene Würde und Selbstbewußtseyn entfaltete, womit er alle Dinge zu behandeln pflegte. — Anastasie war nicht in der Loge.

„Ei nun, Herr Pipelet," rief ihm Lachtaube zu, „diesmal kann ich Ihnen eine Neuigkeit bringen! — Die armen Morel's haben es meinem guten Nachbar zu danken, daß sie jetzt außer aller Noth sind; — wenn man bedenkt, daß der arme Handwerker hätte in das Gefängniß geführt waren sollen — o! diese Gerichtsdiener sind doch recht herzlose Bluthunde."

„Und recht sittenlose Schufte, Mademoiselle," fügte Pipelet mit zornigem Tone hinzu und gestikulirte mit dem auszubessernden Stiefel, in welchen er seine linke Hand und Arm gesteckt hatte; „ja Mamsell, ich fürchte mich nicht, es Angesichts Gottes und der Menscher zu wiederholen, daß sie recht sittenlose Schufte sind. Haben sie sich nicht die Dunkelheit der Treppe zu Nutzen gemacht und sich sogar erfrecht, ihre unsaubern handgreiflichen Unziemlichkeiten sogar bis auf den Leib meiner würdigen Gattin auszudehnen? — Als ich das Geschrei ihres verletzten Schaamgefühls hörte, mußte ich wider Willen meinem lebhaften Temperamente nachgeben — ich verhehle es nicht, meine erste Bewegung war ..... unbeweglich zu bleiben und vor Schande zu erröthen, wenn ich an das abscheuliche Attentat dachte, dessen Opfer Anastasie hätte werden sollen. — Die arme Frau hatte den Kopf ganz verloren, wie ich daraus abnehmen konnte, daß sie in ihrer Verwirrung und ihrem Entsetzen sogar den porcellanenen Suppentopf die Treppe herabwarf. Gerade in diesem Augenblick giengen die abscheulichen Wüstlinge an meiner Loge vorüber."

„Und Sie haben sie doch hoffentlich verfolgt, Herr Pipelet?" sagte Lachtaube, die nur mit Mühe ernst zu bleiben vermochte.

„Ich dachte wohl daran," erwiderte Pipelet mit

einem tiefen Seufzer; — „als ich aber erwogen hatte, daß ich zu diesem Zweck ihren frechen Blicken, vielleicht sogar ihrem gemeinen Spott mich aussetzen würde, empörte mich das so sehr, daß ich ganz außer mir gerieth. Ich bin nicht bösartiger als irgend Jemand, als aber die beiden schamlosen Gesellen vor meiner Loge vorüber gingen, stockte mir alles Blut in den Adern und ich konnte nicht umhin, plötzlich meine Augen mit der Hand zu verdecken, um mir den Anblick dieser frevlen Wollüstlinge zu entziehen, — indeß wundere ich mich gar nicht darüber: es mußte mir heute etwas Widerwärtiges oder ein Unglück begegnen — ich hatte von dem Ungeheuer Cabrion geträumt."

Lachtaube lächelte und die schweren Seufzer des Flickschusters vermischten sich mit den Hammerschlägen, womit er die Sohle seines alten Stiefels bearbeitete. Aus diesen Reflexionen Alfreds ging hervor, daß Anastasie sich über kränkende Anschläge von Seiten der beiden Gerichtsdiener beklagt oder sich damit gerühmt hatte, indem sie in ihrer Weise die kokette Handlungsweise jener Frauen nachahmte, die, um das leidenschaftliche Feuer ihrer Gatten oder Liebhaber lebhafter zu entzünden oder zu nähren, sich unaufhörlich und auf die gefährlichste Weise verfolgt zu sein rühmen.

„Lieber Nachbar," flüsterte Lachtaube Rudolph zu, „lassen Sie doch den armen Pipelet auf dem Glauben, daß man seine Frau auf diese Weise verfolgt und beleidigt habe: innerlich thut ihm das doch von Herzen wohl."

Rudolph wollte in der That auch die Illusion nicht stören, in welcher Pipelet befangen war, und sagte darum zu ihm:

„Sie haben klugerweise das vernünftigste Theil erwählt, mein lieber Pipelet, und jene Leute mit gebührender Verachtung bestraft; zudem ist ja die Tugend der Madame Pipelet über jeden Angriff erhaben."

„Ihre Tugend, mein Herr, ihre Tugend?" rief Alfred und begann von Neuem, seinen Stiefel am Arme

zu schwingen, „ich würde meinen Kopf für sie auf's Schaffott legen! Der Ruhm des großen Napoleon und die Tugend meiner Anastasie sind zwei Dinge, für die ich mit meinem eigenen Ehrenwort bürge!"

„Daran thun Sie ganz Recht, mein wackerer Herr Pipelet," entgegnete Rudolph, „aber vergessen Sie nun jene abscheulichen Gerichtsdiener, und thun Sie mir, wo möglich, einen Gefallen!"

„Die Menschen sind ja dazu auf der Welt, daß sie sich gegenseitig unterstützen," erwiderte Herr Pipelet in sentenziösem Tone, „um so mehr, wenn es sich darum handelt, einem so ausgezeichneten Miethsmanne, wie Sie, gefällig zu sein."

„Es handelt sich nur darum, verschiedene Gegenstände, die man alsbald hieher bringen wird, in meine Wohnung zu schaffen; — sie sind für die Familie Morel bestimmt."

„Seien Sie ruhig, lieber Herr, ich werde schon dafür sorgen."

„Sodann," fuhr Rudolph fort, „müssen Sie noch einen Priester herbeiholen, der bei dem kleinen Mädchen wache, das heute Nacht verschieden ist, müssen bei den Gerichten die Todesanzeige machen und einen anständigen Leichenzug bestellen. — Hier ist Geld, sparen Sie nichts! die Wohlthäter der Morels, für die ich nur das Werkzeug bin, wünschen, daß man Alles auf das Beste bestelle...."

„Verlassen Sie sich nur auf mich, Herr Rudolph," betheuerte Pipelet mit Würde, „Anastasie ist nur ausgegangen, um unser Mittagbrod einzukaufen; sobald sie heimkehrt, werde ich ihr die Sorge für das Haus anbefehlen und mich selbst Ihren Aufträgen unterziehen."

In diesem Augenblick trat ein Mensch, bis an die Ohren in seinen Mantel gehüllt, in den Hausgang und erkundigte sich, ohne der Loge zu nahe zu kommen und noch so viel möglich im Schatten bleibend, ob Madame Burette, die Trödlerin zu Hause sei.

„Kommen Sie von St. Denis?“ fragte ihn Pipelet mit bedeutsamem Blicke.

„Ja, in fünf Viertelstunden,“ war die Antwort.

„Aha,“ rief Pipelet, „steigen Sie nur gefälligst hinauf!“

Der Mann im Mantel verschwand alsbald im Dunkel der Treppe.

„Was bedeutet denn das?“ fragte Rudolph Herrn Pipelet.

„Es geht wieder etwas bei der Mutter Burette vor,“ erwiderte dieser; „es geht beständig aus und ein wie in einem Taubenschlage. — Heute Morgen sagte sie mir: Sie müssen alle Personen, die heute zu mir kommen, fragen: kommen Sie von St. Denis? Erwidern sie dann: ja in fünf Viertelstunden, so lassen Sie diese zu mir hinauf, aber ja keinen Andern.“.....

„Das ist ja ein wahrer Zauberspruch!“ sagte Rudolph lebhaft betroffen.

„Wahrhaftig, lieber Herr,“ bestätigte Pipelet, „auch ich sagte alsbald zu mir selbst: es ist wieder oben bei der Mutter Burette etwas im Werke; außerdem ist heute Nacht Hinkebeinchen, ein kleiner, lahmer Taugenichts in Diensten des Herrn Cäsar Bradamanti, erst um zwei Uhr nach Hause gekommen mit einem einäugigen, alten Weibe, die man die Nachteule nennt. Die Einäugige blieb bis vier Uhr Morgens bei der Mutter Burette, während unten an der Thüre ein Fiaker auf sie wartete. — Woher kam wohl der Lahme und was hatte dieses einäugige Weib zu so ungewöhnlicher Stunde hier zu suchen? — Das sind zwei Fragen, die ich mir vergebens zu beantworten gesucht habe,“ setzte Herr Pipelet in ernstem Tone hinzu.

„Und die Frau, die Sie die Nachteule nennen, ist also heute früh um vier Uhr wieder im Fiaker davon gefahren?“ forschte Rudolph weiter.

„Allerdings, lieber Herr, und sie wird ohne Zweifel wieder zurückkommen, denn die Mutter Burette sagte mir, daß jener Zauberspruch die Einäugige nicht angehe!“

Rudolph fürchtete nicht ohne Grund, daß die Eule wieder auf irgend etwas Böses sinne, doch war er leider weit entfernt zu ahnen, in wie fern ihn selbst dieser neue Anschlag betreffe.

„Es bleibt also dabei, mein lieber Pipelet, Sie vergessen nicht, was ich Ihnen in Betreff der Morel anbefohlen habe, und bitten auch Ihre Frau, vom besten Speisewirth in der Nachbarschaft ein gutes Mittagessen herbeibringen zu lassen!"

„Seien Sie nur ruhig," versetzte Herr Pipelet," sobald meine Frau zurück ist, gehe ich auf die Mairie, in die Kirche und zum Speisewirth. — In die Kirche wegen der Todten, zum Speisewirth aber wegen der Lebenden," setzte Pipelet philosophisch und poetisch hinzu, „das ist so gut wie abgemacht, lieber Herr."

Rudolph und die Lachtaube gingen und trafen unter der Hausthüre auf Anastasie, die, einen schweren Korb voll Lebensmittel am Arme, vom Markte zurückkam.

„Ei, ei! das ist ja allerliebst," rief die Portiersfrau und winkte dem Nachbar und der Nachbarin mit bedeutsamem Kopfnicken und Grinsen zu, „da seid Ihr ja schon Arm in Arm, Ihr lieben Leutchen! das geht rasch, recht rasch! Da seh mir Eins — nun ja, Jugend hat keine Tugend — einem hübschen Mädchen gehört ein braver Mann — Jugend muß vertobt haben. — Vivat! die neue Liebschaft soll leben — geht nur, geht, Ihr Schelme!" — dabei verschwand die Alte im Dunkel des Hausganges nnd rief:

„Alfred! keife nicht, alter Junge, Deine Stasie bringt Dir etwas Gutes mit, Du Leckermäulchen."

Rudolph bot der Lachtaube seinen Arm und verließ mit ihr das Haus der Rue du Temple.

II.

Das Einkommen der Lachtaube.

Auf den tiefen Schnee, der in der Nacht gefallen war, hatte eine grimmige Kälte sich eingestellt; das gewöhnlich sehr schmutzige Pflaster der Straße war nun nahezu trocken. Lachtaube und Rudolph gingen nach dem ungeheuern sonderbaren Bazar, den man den Temple nennt. Das junge Mädchen stützte sich ohne Umstände auf den Arm ihres Gefährten und that so vertraut mit ihm, als ob sie schon Jahre lang ganz genau mit einander bekannt gewesen wären.

„Wie drollig doch diese Frau Pipelet ist mit ihren Bemerkungen!" sagte die Grisette zu Rudolph.

„Meiner Treu, Nachbarin, ich finde, daß sie Recht hat. . . . ." entgegnete dieser.

„Und worin denn?" forschte Lachtaube.

„Wenn sie sagt: Jugend muß vertobt haben, Jugend hat keine Tugend! Es lebe die Liebe! Man muß der Jugend genießen!" erwiderte Rudolph.

„Ei nun? und wie denn?"

„Sehen Sie, die Aeußerung der Madame Pipelet ist ganz meine Ansicht!" sagte der vermeintliche Kaufmannsdiener; — „ich möchte auch meine Jugend mit Ihnen genießen, laut rufen können: es lebe die Liebe! und mich überall hin von Ihnen leiten und führen lassen."

„Ah so! ich glaube das wohl! Sie sind nicht versteckt, Nachbar!" rief Lachtaube.

„Je nun? was wäre dann dabei Arges? — sind wir nicht Nachbar und Nachbarin?" sagte Rudolph.

„Allerdings sind wir's, und wenn wir es nicht wären, würde ich nicht so mit Ihnen ausgehen. . . . ." sagte die Grisette.

„So machen Sie mir also doch ein wenig Hoffnung?"

„Worauf denn? was wollen Sie denn hoffen?" fragte Lachtaube.

„Daß Sie mich noch liebgewinnen werden," gab Rudolph zur Antwort.

„Ich bin Ihnen schon jetzt von Herzen gut," flüsterte sie, ihr Köpfchen halb verschämt. zur Seite neigend, und blinkte ihm mit schelmischem Lächeln von der Seite zu.

„Ist das auch wirklich wahr?"

„Ei gewiß," gab sie ihm zur Antwort; „das geht auch ganz natürlich zu, Sie sind herzensgut und heiter, — obwohl selbst arm, thun Sie für die armen Morels, was in Ihren Kräften steht, indem Sie reicheren Leuten Theilnahme für ihr Elend und Unglück abnöthigen. Sie haben ein Aeußeres, das mir ganz wohl gefällt, — ein angenehmes Gesicht, eine hübsche Tournure, was für mich stets schmeichelhaft und erfreulich ist, weil ich Ihnen den Arm gebe und mich noch recht oft auch in Zukunft von Ihnen führen lassen werde. Das sind doch, glaube ich, Gründe genug dafür, daß ich Sie liebe!" ....

Lachtaube schlug auf einmal die Augen auf und brach in ein lautes, schallendes Gelächter aus, das ihrem Ideengang eine ganz andere Wendung gab; dann sagte sie zu ihrem Begleiter:

„Sehen Sie nur, Nachbar, sehen Sie jene dicke Frau dort mit den plumpen Pelzschuhen! sieht sie nicht aus, als wenn sie sich von zwei Katzen ohne Schwanz ziehen ließe?" — Und wiederum lachte sie überlaut.

„Ich sehe lieber Sie an, Nachbarin; ich fühle mich so glücklich bei dem Gedanken, daß Sie mich schon lieben," gab Rudolph zur Antwort.

„Ich sage Ihnen das offen, weil es so ist! — Würden Sie mir nicht gefallen, so würde ich es Ihnen ebenso sagen," entgegnete Lachtaube; „ich kann mir mit gutem Gewissen sagen, daß ich in meinem ganzen Leben Niemanden getäuscht habe, noch kokett gegen irgend Wen ge-

wesen bin; wenn mir Jemand gefällt, sage ich es ihm zur Stelle." —

Auf einmal blieb sie vor einer Bude wieder stehen und rief: „Ach, sehen Sie nur die hübsche Pendule und die beiden Vasen! ich hatte schon drei Franken und zehn Sous in meiner Sparkasse zurückgelegt, um mir ein paar solche zu kaufen! In fünf oder zehn Jahren werde ich sie wohl erschwingen können!"

„Sie haben noch Ersparnisse, Nachbarin?" rief Rudolph erstaunt, — „wie viel verdienen Sie denn?"

„Mindestens dreißig Sous täglich, — manchmal aber auch vierzig; inzwischen rechne ich nur auf dreißig, das ist klüger," entgegnete sie mit ebenso wichtiger Miene, als ob es sich um das finanzielle Gleichgewicht eines ungeheuren Budget handle; — „wenn ich die geringere Summe annehme, kann ich meine Ausgaben besser darnach eintheilen."

„Wie kann man aber mit dreißig Sous täglich leben?" fragte Rudolph.

„Das wird schnell ausgerechnet sein," versetzte sie; „soll ich's Ihnen auseinander setzen? Sie scheinen mir ohnedem ein Verschwender zu sein, und da mag es Ihnen eine heilsame Lehre abgeben."

„Lassen Sie hören, Nachbarin!"

„Meine dreißig Sous täglich machen fünfundvierzig Franken monatlich, nicht wahr?" hub die Lachtaube an; „daran zahle ich nun zwölf Franken Hausmiethe und dreiundzwanzig Franken für die Kost. . . ."

„Nicht möglich!" rief Rudolph; „wie kann man mit dreiundzwanzig Franken einen Monat lang leben?"

„Ach! lieber Gott, das geht recht gut," erwiderte das Mädchen, „gestehen Sie lieber zu, daß das für eine so kleine Lerche, wie ich, schon eine sehr bedeutende Summe ist, ich lasse mir aber auch gar nichts abgehen."

„Da sehe mir Eines das kleine Leckermündchen," rief Rudolph.

„Bei jener Summe ist auch noch das Futter für meine Vögel begriffen,“ sagte Lachtaube.

„Wenn Ihr alle drei davon lebt, ist diese Summe freilich nicht so bedeutend,“ entgegnete Rudolph, „aber lassen Sie auch den Aufwand von jedem Tag hören, zu meiner Belehrung natürlich.“

„Hören Sie mich wohl an,“ sagte Lachtaube; „ein Pfund Brod macht vier Sous, dazu für zwei Sous Milch macht sechs; vier Sous für Gemüse im Winter oder für Obst und Salat im Sommer — ich liebe den Salat, weil er wie das Gemüse so reinlich zubereitet werden kann und die Hände nicht beschmutzt, — das macht zusammen schon zehn Sous; rechnen Sie dazu noch für drei Sous Butter oder Essig und Oel zur Zubereitung, so kommen schon dreizehn Sous heraus; ein Eimer voll frisches Wasser für zwei Sous, das ist mein höchster Stolz und so sind schon fünfzehn Sous beisammen, rechnen Sie noch dazu für zwei oder drei Sous Hanfsaamen und Gauchheil für meine Vögel, die gewöhnlich nur ein wenig Brodkrume und Milch bekommen, so können Sie meine zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Franken monatlich ganz genau ausrechnen.“

„Da essen Sie wohl nie Fleisch?“

„Ei behüte,“ erwiderte sie, „wo denken Sie hin? Fleisch! — es kostet ja zehn bis zwölf Sous das Pfund, wie könnte ich daran denken? und dann riecht es so abscheulich nach der Küche, wenn man Fleisch siedet, anstatt daß Milch und Gemüse und Obst so schnell fertig sind, — sehen Sie ein Gericht, das ich ganz besonders liebe, das mich nicht hindert, wenig Zeit kostet und auf dessen Bereitung ich mich ganz besonders gut verstehe.“ . . . .

„Das ist? Lassen Sie hören!“ sagte Rudolph.

„Ich setze nämlich recht schöne, gelbe Kartoffeln in den Topf meines Ofens; wenn sie gekocht sind, zerdrücke ich sie mit ein wenig Butter und Milch, thue ein paar Finger voll Salz dazu — das gibt eine wahre Götterspeise.

Wenn Sie artig sind, sollen Sie es einmal bei mir kosten."

„Von Ihren hübschen Händen zubereitet, muß es freilich vortrefflich munden," sagte Rudolph, „aber lassen Sie uns weiter rechnen, Nachbarin! wir haben schon dreiundzwanzig Franken für die Kost und zwölf Franken für die Wohnung, — das macht monatlich schon fünfunddreißig Franken."

„Um die fünfundvierzig oder fünfzig Franken voll zu machen, die ich monatlich verdiene, bleiben mir noch zehn bis fünfzehn Franken für Holz und Oel während des Winters, für meinen Unterhalt und meine Wäsche, — d. h. für meine Saife, denn mit Ausnahme meiner Betttücher wasche ich Alles selbst; das ist ebenfalls wieder mein Stolz. Eine feine Wäscherin würde mich die Augen aus dem Kopfe kosten, — ich selbst verstehe mich ein wenig auf's Bügeln und so geht das Ding ganz leidlich von Statten; — während der fünf Wintermonate verbrauche ich etwa anderthalb Klafter Holz, so daß ich für Heizung und Licht täglich etwa vier bis fünf Sous brauche."

„Nebenbei bleiben Ihnen ja kaum hundert Franken für Kleidung und Unterhalt, wie können Sie denn damit ausreichen?" fragte Rudolph.

„Ei! das geht ganz gut," gab sie zur Antwort, „ich habe ja daran noch drei Franken zehn Sous erspart."

„Aber Ihre Kleider, Ihre Schuhe, Ihre Häubchen? das Alles kostet ja doch auch Geld?"

„Hauben trage ich nur, wenn ich ausgehe," erwiderte sie, „und das ist kein großer Aufwand für mich, da ich sie mir selbst verfertige; zu Hause begnüge ich mich mit meinem eigenen Haar, — wenn ich jedoch Kleider und Schuhwerk brauche, ist dafür nicht der Temple da?"

„Ach! ja," sagte Rudolph, „der willkommene Temple, je nun, was finden Sie denn da?"

„Die schönsten und dauerhaftesten Kleider," gab Lachtaube zur Antwort; „denken Sie sich nur, daß die

großen Damen die Gewohnheit haben, die alten Kleider den Kammerfrauen zu geben; wenn ich von alten Kleidern rede, so will das nur heißen, daß sie sie einen Monat oder zwei im Wagen getragen haben, — die Kammerfrauen verkaufen sie dann im Temple fast umsonst; — da, sehen Sie selbst, ich habe da ein Kleid von recht schönem korinthenfarbigem Merinos, das ich um vierzehn Franken gekauft habe, — es hatte vielleicht sechzig Franken gekostet und war kaum getragen; ich richtete es mir nach meiner Taille zu und hoffe, daß es mir nun Ehre macht."

„Oder vielmehr, Sie machen ihm Ehre, liebe Nachbarin," sagte Rudolph, „nun lerne ich nach und nach begreifen, wie Sie mittelst des Temple's Ihren ganzen persönlichen Aufwand mit hundert Franken jährlich bestreiten können."

„Nicht wahr?" rief Lachtaube heiter, „man kauft dort die allerhübschesten Sommerkleider für fünf bis sechs Franken, und Halbstiefeln, wie die welche ich hier trage, fast neu für zwei oder drei Franken. Sehen Sie nur selbst, möchte man nicht glauben, daß sie eigens für meinen Fuß gemacht seien?" setzte das Mädchen, stehen bleibend, hinzu und zeigte die Spitze ihres hübschen Fußes, der allerliebst beschuht war.

„Der Fuß ist freilich allerliebst," sagte Rudolph, „aber Sie müssen nur schwer passende Schuhe dafür finden können, oder Sie müssen mir geradezu glauben machen, daß man im Temple auch Kinderschuhe verkauft." . . .

„Sie sind ein Schmeichler, Nachbar, aber Sie müssen jetzt doch zugestehen, daß ein junges Mädchen, wenn sie arbeitsam ist und auf Ordnung hält, füglich mit dreißig Sous täglich leben kann; — ich muß freilich auch zugestehen, daß die vierhundertundfünfzig Franken, die ich aus dem Gefängniß mitgebracht habe, mir bei meiner häuslichen Einrichtung Vorschub leisteten. — Als man mich einmal erst in meinen eigenen vier Pfählen eingerichtet sah, hat das bei den Leuten Zutrauen erweckt und sie gaben mir Arbeit mit nach Hause, während ich

zuvor lange hatte warten müssen, ehe ich welche fand. Glücklicherweise hatte ich noch so viel übrig behalten, um drei Monate leben zu können, ehe ich auf den Verdienst meiner Arbeit rechnen durfte."

„Wissen Sie auch, Nachbarin," sagte Rudolph, „daß Sie trotz Ihres kleinen, schelmischen Tollköpfchens doch sehr viel Verstand und Ordnungsliebe besitzen?"

„Lieber Gott! wenn man ganz allein in der Welt ist und gegen Niemanden Pflichten hat, muß man sich doch hübsch einrichten und ein Nestchen zurecht machen, wie man zu sagen pflegt," erwiderte Lachtaube.

„Und Ihr Nestchen ist allerliebst," setzte Rudolph hinzu.

„Nicht wahr?" sagte sie mit Selbstgefühl, „ich versage mir aber auch gar nichts, ich habe sogar eine Wohnung über meinen Stand, habe Vögel und im Sommer stets zwei oder drei Blumentöpfe auf meinem Kamin, ohne die Kästen vor meinem Fenster und unter dem Vogelkäfig zu rechnen, — ja ich hatte, wie gesagt, schon einmal drei Franken zwanzig Sous in meiner Sparkasse, um mir eines Tags eine hübsche Kaminverzierung zu erkaufen."

„Und was ist denn aus diesen Ersparnissen geworden?" fragte Rudolph.

„Ach! lieber Gott!" erwiderte sie, „in der letzten Zeit sah ich diese armen Morels so unglücklich und hülflos, daß ich mir alsbald sagte: es ist nicht schön und vernünftig, ein paar thörichte Geldstücke müssig in der Sparbüchse zu haben, wenn so ehrbare, wackere Leute neben Einem beinahe Hungers sterben. — Da hab' ich denn meine drei Franken den Morels geliehen oder vielmehr, ich that nur, als ob ich sie ihnen leihe, um sie nicht zu demüthigen, denn ich gab sie ihnen von Herzen gerne."

„Sie wußten wohl, Nachbarin, daß wenn die Leutchen wieder zu einigem Wohlstand gekommen sind, sie Ihnen das Anlehen gerne wieder heimzahlen werden."

„Allerdings, für diesen Fall würde ich das Geld wie-

der zurücknehmen," erwiderte das Mädchen, „es wäre wenigstens alsdann ein Anfang gemacht, eine hübsche Kaminverzierung kaufen zu können, und das bleibt mein höchster, mein einziger Wunsch."

„Aber, liebes Kind, man muß doch auch ein wenig an die Zukunft denken!" sagte Rudolph.

„An die Zukunft? weßhalb denn?" fragte die Grisette.

„Je nun, wenn Sie z. B. krank würden?"

„Ich — krank?" rief Lachtaube und brach in ein so lautes, schallendes und herzliches Gelächter aus, daß ein dicker Mann, der mit einem Hunde unter dem Arme vor ihnen herging, sich ganz entrüstet umwandte, weil er glaubte, es sei von ihm selbst die Rede.

Die Lachtaube lachte unaufhörlich weiter und machte ihm eine leichte Verbeugung mit so schelmischer Miene, daß Rudolph nothgedrungen die Heiterkeit seiner Gefährtin theilen mußte.

Der dicke Mann setzte brummend und scheltend seinen Weg fort.

„Wie? sind Sie denn toll geworden, Nachbarin?" fragte Rudolph mit ernster Miene.

„Es ist zum Theil auch Ihre Schuld," entgegnete sie, „warum reden Sie mir auch solch' ungereimtes Zeug vor?"

„Wenn ich Ihnen sage, daß Sie krank werden könnten?"

„Ich? krank werden?" rief das Mädchen und brach von Neuem in ein schallendes Gelächter aus.

„Und warum denn nicht?" fragte er.

„Sehe ich etwa darnach aus?" fragte sie.

„Das eben nicht," versetzte Rudolph, „ich sah im Gegentheil nie ein frischeres, rosigeres Gesicht."

„Je nun, sehen Sie, warum wollen Sie alsdann behaupten, daß ich krank weroen werde? — mit achtzehn Jahren, bei dem Leben, das ich führe, wie wäre das möglich? — Sommer wie Winter stehe ich um fünf Uhr

auf und gehe um zehn oder eilf Uhr zu Bette; ich esse nur nach Hunger, der bei mir freilich nicht groß ist, ich leide nie von der Kälte, arbeite den ganzen Tag, singe wie eine Lerche und schlafe wie ein Murmelthierchen, mein Herz ist frei, mein Sinn heiter und zufrieden, ich bin überzeugt, daß es mir nie an Arbeit fehlen wird! — Wovon also sollte ich denn krank werden? Das wäre wahrhaftig allzu drollig;" und sie lachte von Neuem ganz unbändig.

Ueberrascht von diesem blinden glücklichen Vertrauen in die Zukunft machte sich Rudolph beinahe Vorwürfe, es durch seine Warnungen nahezu erschüttert zu haben; doch dachte er nicht ohne Schrecken, daß eine einmonatliche Krankheit diese ganze glückliche und zufriedene Existenz ruiniren könnte.

Der unerschütterliche Muth, der innige Glaube und das feste Vertrauen der Lachtaube auf ihre eigene Kraft und ihre achtzehn Jahre, ihre einzigen Güter, däuchte Rudolph höchst ehrwürdig und heilig.

Von Seiten des jungen Mädchens war dieß nicht sorgloser Leichtsinn und achtlose Unbefangenheit, sondern vielmehr ein instinktmäßiger Glaube an das göttliche Erbarmen und die göttliche Gerechtigkeit, die ein armes Mädchen, ein arbeitsames, gutes Wesen nicht verlassen konnte, deren ganzes Unrecht nur Das war, daß sie auf ihre Jugend und Gesundheit, welche Gott ihr verliehen, sich verließ.

Was kümmern auch die Vögel unter dem Himmel, wenn sie im Frühjahre mit regen Schwingen singend und zwitschernd über die rosigen Kleeblüthen hinstreichen oder die laue, azurne Luft durchsegeln, sich um die trüben Wintertage? —

„Wie?" sagte Rudolph zu der Grisette, Sie haben also nach gar Nichts eine Sehnsucht, ein Verlangen?"

Sie verneinte.

„Wohlverstanden! nach gar Nichts?" wiederholte er nochmals.

„Nein," erwiderte sie, „das heißt wir wollen uns recht verstehen; nur eine hübsche Verzierung für meinen Kamin möchte ich und ich werde sie noch bekommen; — ich weiß zwar nicht wann, — allein ich habe mir's nun einmal in den Kopf gesetzt, sie mir anzuschaffen, und das wird auch noch geschehen, und sollte ich einen Theil davon auf meine Nächte nehmen."

„Und wenn Sie diese Kaminverzierung haben?" fragte Rudolph.

„Dann habe ich gar keinen Wunsch mehr — wiewohl erst seit heute früh ....."

„Und warum dieß?" forschte er weiter.

„Weil ich mir noch vorgestern einen Nachbar wünschte, der mir gefiele, damit ich mit ihm, wie ich es stets gehalten, in gutem Einvernehmen lebe, sein kleines Hauswesen besorge und ihm allerhand kleine Gefälligkeiten erweise, damit er mir seiner Seits auch wieder dienstfertig sei ...."

„Es bleibt dabei, Nachbarin," rief Rudolph, „Sie sorgen für meine Wäsche und ich wichse Ihren Zimmerboden, daneben wecken Sie mich noch Morgens frühe, indem Sie mir an der Wand pochen ....."

„Glauben Sie denn, damit sei Alles geschehen?" rief das Mädchen lächelnd.

„Was muß ich denn sonst noch thun?"

„O, Sie sind noch lange nicht zu Ende," rief die Lachtaube, „müssen Sie mich nicht auch Sonntags nach den Barrieren oder auf die Boulevards spazieren führen? — ich habe ja nur diesen Tag zu meiner Erholung...."

„Ganz recht," rief Rudolph, „ich bin dabei; und Sommers gehen wir auf's Land."

„Nein, ich liebe das Land nicht, ich mag nur Paris leiden; — in früherer Zeit machte ich allerdings aus Gefälligkeit einige Ausflüge nach St. Germain mit einer meiner Gefährtinnen vom Gefängnisse her, die man nur die Jodlerin nannte, weil sie immer sang — sie war ein recht braves Mädchen."

„Was ist denn aus ihr geworden?“ fragte Rudolph.

„Ich weiß es nicht,“ versetzte Lachtaube, „sie verbrauchte ihr Geld aus dem Gefängnisse und schien nicht einmal viel Vergnügen davon zu haben; sie war immer traurig und schwermüthig, aber sanft und gutherzig; — als wir noch miteinander herumliefen, hatte ich noch keine Arbeit; sobald ich aber Beschäftigung bekommen hatte, ging ich gar nicht mehr aus dem Hause. Ich habe ihr zwar meine Adresse gegeben, allein sie hat mich nie besucht, denn ohne Zweifel ist sie ebenfalls sehr beschäftigt; — das sage ich Ihnen nur, Nachbar, damit Sie wissen, daß ich Paris über Alles liebe. Wenn es Ihnen dann möglich ist, führen Sie mich alsdann Sonntags zu irgend einem Speisewirth, wo wir ein bescheidenes Mittagsbrod einnehmen und hie und da in ein Theater; wenn nicht, das heißt, wenn Sie kein Geld haben, führen Sie mich in den Straßen, in den schönen Passagen umher, wo wir die Läden betrachten, das macht mir fast ebensoviel Vergnügen; seien Sie jedoch nur ruhig, ich werde Ihnen alle Ehre machen auf diesen kleinen, feinen Spaziergängen; — Sie sollen sehen, wie hübsch ich mich ausnehme mit meinem niedlichen Kleide von dunkelblauem Levantine, das ich nur Sonntags trage und das mir allerliebst steht; dazu habe ich ein kleines Häubchen mit Spitzen und orangefarbenen Bändern, die gar nicht übel zu meinen schwarzen Haaren passen, dazu Halbstiefel von Satin-Turc, die ich mir habe eigens machen lassen, und ein wunderliebliches Halstuch von Flockseide nach Caschmir-Art; geben Sie nur Acht, Nachbar, man wird sich mehr als einmal nach uns umsehen, wenn wir vorübergehen. Die Männer werden sagen: Auf Ehre, die Kleine ist fürwahr allerliebst! — und die Frauen ihrer Seits werden zugestehen: Der schöne, große, schlanke, junge Mann da hat eine allerliebste Tournure — sein Anstand ist ganz tadellos, und der kurze braune Schnurrbart steht ihm allerliebst; — darin stimme ich mit den Damen ganz überein, denn die

Schnurrbärte liebe ich vor Allen; unglücklicher Weise durfte Herr Germain keinen tragen wegen seines Bureaus; Herr Cabrion hatte einen Schnurrbart, aber er war roth wie sein großer Bart, und die großen Bärte liebe ich nicht; — dazu betrug er sich immer so bübisch auf der Straße und quälte den armen Herrn Pipelet so sehr. — Herr Giraudeau zum Beispiel, der vor Herrn Cabrion mein Nachbar war, war stets sehr elegant gekleidet, aber er schielte; — im Anfang genirte mich das gewaltig, weil es immer aussah, als blickte er sich nach Jemand um, der neben uns ging und unwillkürlich mußte ich mich alsdann auch umdrehen, um zu sehen, was es sei, und mußte dann jedesmal über mich selbst lachen;" bei diesen Worten erwachte ihre Lustigkeit von Neuem und sie stimmte wiederum ein unmäßiges, tolles Gelächter an.

Rudolph lauschte mit unverkennbarem Interesse auf dieses kindisch-harmlose Geplauder und fragte sich zum Dritten- oder Viertenmale: was er von der Tugend der Lachtaube denken sollte.

Die Freimüthigkeit im Ausdruck der Grisette und die Erinnerung an den großen Riegel an der Thüre machten ihn beinahe glauben, daß Lachtaube ihre Nachbarn nur wie Brüder, wie Kameraden liebe, und daß Madame Pipelet sie verläumdet habe; dann lächelte er wieder über seine eigene arglose Leichtgläubigkeit, wenn er bedachte, wie unwahrscheinlich es sei, daß ein so junges, verlassenes und auf sich selbst beschränktes Mädchen den Verführungen der Herrn Giraudeau, Cabrion und Germain sollte entgangen sein. Besonders die Freimüthigkeit und seltsame Vertraulichkeit der Lachtaube erweckten in ihm neuen Argwohn.

„Es freut mich ungemein, Nachbarin; daß Sie so über meine Sonntage verfügen," sagte Rudolph. „Seien Sie nur ruhig, wir werden ganz famose Ausflüge miteinander machen."

„Gemach! Herr Verschwender," rief Lachtaube, „ich muß Ihnen zum Voraus sagen, daß ich dabei die Börse

führen werde. Im Sommer können wir sehr gut und sehr billig in der Karthause oder der Eremitage auf dem Mont-Martre für drei Franken zu Mittag speisen; rechnen Sie nun noch ein Paar Contre-Tänze und Walzer, und ein Paar Fahrten auf dem Carousſel dazu — denn für mein Leben gern reite ich auf einem hölzernen Pferde — so macht das gerade hundert Sous, nicht einen Liard mehr. — Tanzen Sie gerne Walzer?"

„Es ist mir der liebste Tanz," versetzte Rudolph, „und ich darf behaupten, daß ich ihn gar nicht so übel tanze."

„Um so besser," rief Lachtaube vergnügt, „Cabrion tanzte ihn sehr schlecht, er trat mir immer auf die Füße und warf aus Narrheit Knallerbsen zu Boden, daß man uns gar nicht mehr auf der Karthause leiden mochte;" dabei lachte sie von Neuem.

„Da dürfen Sie von mir aus ruhig sein, besonders hinsichtlich der Knallerbsen," sagte Rudolph; „allein was beginnen wir denn im Winter?"

„Da man im Winter weniger Hunger hat," entgegnete sie, „so können wir für vierzig Sous ein superbes Mittagessen haben und dann bleiben uns noch immer drei Franken für das Theater, denn Sie sollen um meinetwillen nie mehr als fünf Franken ausgeben. Das ist zwar schon ziemlich viel, allein ich weiß gewiß, daß Sie ohne mich im Wirthshause noch mehr brauchen würden, wenn Sie gar noch Billard oder Domino spielen mit schlechten Subjecten, die überlaut nach Taback stinken. Ist es nicht besser, seinen Tag mit einer guten Freundin heiter zu verbringen, die stets lustig und guter Dinge ist, und immer noch Zeit findet, Ihnen einige Auslagen zu ersparen, indem sie Ihnen die Halsbinden und Taschentücher säumt und Ihr kleines Hauswesen besorgt."

„Das ist freilich ein Gewinn, Nachbarin," sagte Rudolph; „allein wenn meine Bekannten mich mit einer kleinen Freundin am Arme treffen, was werden die wohl dazu sagen?"

„Je nun," versetzte Lachtaube, „sie werden sagen: das ist ein verteufelter Bursche dieser Rudolph, er hat fürwahr keinen üblen Geschmack!"

„Wie wissen Sie denn schon meinen Namen?" fragte er sie.

„Je nun," gab sie zur Antwort, „als ich hörte, daß das Nebenzimmer vermiethet sei, wollte ich doch auch wissen: an Wen?"

„Da werden mich meine Freunde auch wohl recht glücklich preisen und mich beneiden, nicht wahr?" sagte Rudolph.

„Um so besser," rief die Kleine, „das würde dem Spaß die Krone aufsetzen.

„Sie würden mich glücklich glauben, und wenn ich wirklich nicht so glücklich wäre, als es schiene?" fragte Rudolph.

„Was thut das zur Sache," rief sie, „wenn man's nur glaubt, das ist ja Alles, was die Menschen brauchen!"

„Aber Ihr guter Ruf, Mamsell Lachtaube?" fragte Rudolph ernst.

Das Mädchen lachte laut auf: „Der gute Ruf einer Grisette," rief sie, „mein Gott! wer glaubt noch heut zu Tage daran! Das sind Meteore, Dinge, von denen ich nichts verstehe; ja, wenn ich Vater und Mutter oder Brüder und Schwestern hätte, würde ich noch darnach fragen, was man von mir sagte, und zwar nur um ihretwillen; da ich aber Niemand mehr habe, so geht das nur allein mich an, und ich frage gar nichts danach."

„Ich aber werde recht unglücklich sein," sagte Rudolph.

„Weßhalb denn?" rief sie.

„Weil ich für glücklich gelten müßte, ohne es zu sein," entgegnete er, „gesetzt ich würde Sie recht innig lieben, ginge es mir da nicht gerade wie Ihnen damals bei dem Papa Cretu, wo Sie trockenes Brod speisen mußten, während er aus einem Kochbuche vorlas."

„Bah, Bah! Sie übertreiben," rief die Grisette, „ich werde für Sie so dankbar, so sanft, so wenig hinderlich und ohne alle Umstände sein, daß Sie selbst am Ende zugestehen müssen, Sie wollen lieber den Sonntag mit mir, als mit einem Ihrer Kameraden zubringen; — wenn Sie die Woche hindurch Abends frei sind und es Ihnen keine Langeweile macht, so verbringen Sie den Abend bei mir, machen sich mein warmes Stübchen und meine Lampe zu Nutzen, miethen ein Paar Romane und lesen sie mir vor; — das ist jedenfalls besser, als wenn Sie Ihr Geld auf dem Billard verspielen. Wollen Sie nicht so, oder sind Sie bis zum späten Abend noch in Ihrem Geschäfte beim Prinzipal festgehalten, oder gehen Sie lieber in's Café, so wünschen Sie mir wenigstens bei der Heimkehr noch einen guten Abend, wenn ich noch wache, — bin ich aber schon zu Bette, so rufe ich Ihnen am andern Morgen durch die Mauer guten Tag zu, um Sie zu wecken. — Sehen Sie, mein letzter Nachbar, Herr Germain, verbrachte alle Abende auf diese Weise mit mir und beklagte sich gar nicht darüber; er hat mir den ganzen Walter Scott vorgelesen, — ach! wie das unterhaltend und hübsch war! — Manchmal am Sonntage, wenn es schlechtes Wetter war und wir nicht ausgehen und in's Theater gehen mochten, kaufte er irgend Etwas für uns Beide, woraus wir denn in meinem Stübchen ein kleines Mahl bereiteten, das wir lustig verzehrten, um hernach zum Dessert wieder zu lesen; — das unterhielt mich fast ebensogut als das Theater. Ich sage Ihnen das nur, um Ihnen zu beweisen, daß ich keine großen Ansprüche mache und sehr leicht zufrieden zu stellen bin; — ich thue Alles, was man nur von mir verlangt und, wenn Sie je, was ich aber gar nicht wünschen will, krank werden sollten, weil Sie immer vom Krankwerden reden, da sollen Sie erst sehen, daß ich eine wahre barmherzige Schwester bin! — Gewiß Herr Rudolph, Sie kennen Ihr Glück gar nicht, Sie wissen nicht, was Sie an mir gewonnen haben, ich bin eine wahre Quinterne in der Lotterie für

Sie; — Sie sollen mir noch selbst gestehen, daß Sie nie eine so gute Nachbarin gehabt haben. Es ist wahr, ich habe hierin immer Glück."

„Allein, um auf Herrn Germain zu kommen, wo ist er denn gegenwärtig?" fragte Rudolph.

„In Paris, denke ich," versetzte sie.

„Kommt er denn nicht mehr zu Ihnen?"

„Seit er aus dem Hause weggezogen ist," entgegnete Lachtaube, „habe ich ihn nicht wieder gesehen."

„Wo wohnt er denn? wovon lebt er?" fragte Rudolph.

„Warum fragen Sie mich denn Das, Nachbar?" entgegnete das Mädchen.

„Weil ich eifersüchtig auf ihn bin," gab Rudolph lächelnd zur Antwort, „und weil ich gerne . . . ."

„Eifersüchtig?" rief Lachtaube ihn unterbrechend und verfiel von Neuem in schallendes Gelächter, „dazu haben Sie ja gar keinen Grund! gehen Sie mir nur, der arme Junge der . . . ."

„In allem Ernst, Nachbarin, ich hätte das größte Interesse, zu erfahren, wo ich diesen Herrn Germain treffen kann; Sie kennen seine Wohnung und dürfen überzeugt sein, daß ich, ohne mich eben rühmen zu wollen, unfähig bin, Mißbrauch mit dem Geheimnisse zu treiben, um welches ich Sie befrage; ich schwöre es Ihnen zu, daß ich nur in seinem eigenen Interesse......."

„In allem Ernste, lieber Nachbar," versetzte das Mädchen, „ich glaube gerne, daß Sie Herrn Germain alles mögliche Gute wünschen, allein ich habe ihm versprechen müssen, seine Adresse Niemanden anzuvertrauen. — Wenn ich sie Ihnen also ebenfalls nicht anvertraue, so geschieht es nur, weil mir das unmöglich ist; — darüber dürfen Sie mir gar nicht böse werden, denn hätten Sie mir ein Geheimniß anvertraut, so würden Sie ohne Zweifel von mir dasselbe verlangen, was ich jetzt für Germain thue."

„Aber . . . . ." — wollte Rudolph einwenden.

„Nein, lieber Nachbar, lassen Sie uns davon abbrechen, wir wollen Ein- für Allemal nicht weiter davon reden; ich habe mein Wort gegeben und werde es halten, und was Sie mir auch darauf erwidern könnten, Sie würden doch nie eine andere Auskunft von mir erhalten."

Trotz ihrer Unbefangenheit und ihres arglosen, jugendlichen Leichtsinns legte doch das junge Mädchen auf die letzten Worte einen solchen Nachdruck, daß Rudolph alsbald zu seinem größten Bedauern begriff, daß er von ihr gewiß nie Das erlange, was er zu erfahren so begierig war; er verschmähte es aus angebornem, innerm Widerstreben, List anzuwenden, um die Lachtaube zu einem Geständnisse zu bewegen. Darum faßte er sich in Geduld und versetzte mit heiterem Tone:

„Ja, lassen Sie uns nicht weiter davon sprechen, Nachbarin. Teufel! Sie bewahren so gut die Geheimnisse Anderer, daß ich mich nicht mehr darüber wundere, wie Sie Ihre eigenen bewahren."

„Meine Geheimnisse, ich?" rief Lachtaube, „wahrhaftig, ich möchte wohl welche haben, das muß ja allerliebst und recht unterhaltend sein?"

„Wie? haben Sie nicht ein kleines Herzensgeheimniß?" fragte Rudolph.

„Ich? ein Herzensgeheimniß?" widerholte sie erstaunt.

„Haben Sie denn noch nie geliebt?" fragte Rudolph, und faßte Lachtaube recht scharf in's Auge, da er um jeden Preis auf die Wahrheit kommen wollte.

„Wie? ich sollte noch nie geliebt haben? was wären mir denn Herr Giraudeau, Cabrion und Germain gewesen? was wären denn Sie selbst für mich?" rief sie lachend.

„Wie? haben Sie diese Herren nicht mehr und nicht Anders geliebt, als mich?"

„Meiner Treu! kein Haar anders," erwiderte das Mädchen treuherzig; „ich habe sie im Gegentheil vielleicht

weniger geliebt, weil ich mich an die scheelen Augen des Herrn Giraudeau, an den rothen Bart und die Ungezogenheiten des Herrn Cabrion und an die Schwermuth des Herrn Germain gewöhnen mußte, denn er war wirklich immer sehr traurig, der junge Mann. Sie im Gegentheil haben mir gleich auf den ersten Anblick recht wohl gefallen."

„Kommen Sie, Nachbarin, wir wollen uns nicht zanken, ich will als ein wahrer Kamerad mit Ihnen sprechen . . . . ."

„Immer zu, immer zu!" sagte das Mädchen; „ich liebe die Offenheit vor Allem und kann ein Späßchen wohl ertragen, — und zu dem sind Sie ja so herzensgut, daß Sie, ich bin davon überzeugt, nicht den Muth hätten, mir etwas Widerwärtiges oder Unangenehmes zu sagen."

„Ei, natürlich!" erwiderte Rudolph; „aber nun gestehen Sie mir einmal offen, haben Sie nie in Ihrem Leben einen — Geliebten gehabt?!"

„Einen Geliebten! wo denken Sie hin? habe ich denn die Zeit dazu!" rief die Lachtaube.

„Was hat denn die Zeit damit zu schaffen?" fragte Rudolph.

„O sehr viel, mehr vielleicht als Sie glauben!" sagte das Mädchen plötzlich ernster werdend; „für's Erste wäre ich eifersüchtig wie ein Tiger und würde mir unaufhörlich Herzweh machen; — nun denn, verdiene ich denn Geld genug, um täglich drei oder vier Stunden mit Weinen und Kummer versäumen zu können? und wenn man mich hinterginge, wie viel Thränen, welch bittern Kummer würde mir das verursachen; — ja denken Sie sich nur, wie sehr mich das in meiner Arbeit zurückbringen würde."

„Aber nicht alle Liebhaber sind ungetreu und bringen ihre Geliebten zum Weinen," wandte Rudolph ein.

„Das wäre noch um so schlimmer für mich," entgegnete die Lachtaube; „wenn er hübsch und brav und

artig wäre, könnte ich dann auch nur einen Augenblick ohne ihn leben? und da er natürlich den ganzen Tag auf seiner Schreibstube, in seiner Werkstätte oder in seinem Laden sein müßte, wäre ich ja in seiner Abwesenheit wie eine Seele im Fegfeuer; ich würde mir tausenderlei Gedanken über ihn machen, würde mir einbilden, daß Andere ihn lieben, daß er bei ihnen sei. — — Und wenn er mich vollends verließe, denken Sie sich nur einmal — wer weiß, was daraus Alles für mich entstehen könnte? — Soviel ist gewiß, daß meine Arbeit darunter Noth litte, und was würde alsdann aus mir werden? Es ist am besten so, wenn ich ruhig wie seither zwölf bis fünfzehn Stunden täglich bei meiner Arbeit ausharre! — wenn ich aber drei bis vier Tage in der Woche mich selber peinigte und meine Zeit nutzlos vergeudete, wie sollte ich je wieder die versäumte Zeit einholen? Das wäre unmöglich, nicht wahr? und überdem müßte ich mich von irgend Jemandes Befehlen abhängig machen und das mag ich durchaus nicht, ich liebe zu sehr meine Freiheit."

„Ihre Freiheit, Ihre Freiheit?" fragte Rudolph überrascht.

„O ja," entgegnete sie, „ich könnte schon lange als erste Arbeiterin zu der Putzmacherin in Dienst treten, für welche ich arbeite — ich hätte bei ihr Kost und Wohnung und 400 Franken Gehalt."

„Und Sie nehmen ein solches Anerbieten nicht an?"

„Nein, gewiß nicht," entgegnete sie; „da wäre ich ja von Andern abhängig und nur ein Miethling, während ich jetzt, so bescheiden auch meine Lage ist, wenigstens unabhängig, Herrin meiner selbst und zu Hause bin. Ich bin Niemanden Etwas schuldig, habe Muth, Fleiß, Gesundheit, ungetrübte Heiterkeit und einen guten Nachbar wie Sie, was brauche ich denn mehr?"

„Und Sie haben nie daran gedacht, sich zu verheirathen?" fragte Rudolph.

„Heirathen?" rief sie; „ich könnte nur einen armen

Mann heirathen und das will ich nicht, — sehen Sie nur einmal die armen Morels an, da haben wir gleich ein Beispiel, wohin das führt. — Wenn man aber nur für sich selbst zu sorgen hat, so kann man sich immer einschränken."

„Machen sie sich denn nie Luftschlösser, träumen Sie nie von einem glücklicheren Zustande? sehnen Sie sich denn nach gar nichts?

„O ja," sagte sie, „ich sehne mich — nach meiner Kaminverzierung! — — was soll ich außerdem mehr verlangen?"

„Wenn nun, ich setze einmal den Fall, ein Verwandter Ihnen ein kleines Vermögen hinterließe, etwa eine Rente von 1200 Franken, während Sie jetzt noch mit 500 Franken leben müssen?

„Lieber Gott," sagte sie, „das wäre vielleicht eine Wohlthat, vielleicht auch ein Uebel."

„Und warum denn ein Uebel?" fragte Rudolph.

Ich fühle mich in meiner jetzigen Lage glücklich, ich bin vertraut mit meinem jetzigen Zustande und Leben, aber ich weiß nicht was ich beginnen würde, wenn ich reich wäre. Sehen Sie, Nachbar, wenn ich mich nach einem tüchtigen Arbeitstage des Abends zu Bette lege, wenn mein Licht ausgelöscht ist und ich beim Schimmer der kleinen Kohlengluth, die noch in meinem Ofen bleibt, mir mein reinlich Stübchen, meine Vorhänge, meine Kommode, meine Stühle und Vögel, meine Uhr und den Tisch betrachte, der voll der Stoffe liegt, die man mir anvertraut hat, und wenn ich mir dann sagen kann: das Alles gehört jetzt dein und du verdankst es nur dir selbst! — in der That, Nachbar, diese Gedanken lullen mich ganz sachte in Schlummer, und oft schlafe ich voll Stolz und stets sehr zufrieden ein. — Je nun, sehen Sie, wenn ich das Alles, was ich zu Hause habe, nur dem Geld eines alten Verwandten verdanken müßte, so bin ich fest überzeugt, daß es mir nicht halb so viel Vergnügen machen würde —

aber sehen Sie, da sind wir nun im Temple! gestehen Sie nur ein, daß dieß ein herrlicher Anblick ist."

III.

Der Temple.

Wiewohl Rudolph die tiefe Bewunderung der Lachtaube beim Anblick des Temples nicht theilen konnte, war er nichts desto weniger überrascht über den eigenthümlichen Anblick dieses ungeheuren Bazars, der seine Quartiere und Passagen hat.

In der Mitte der Rue du Temple, unweit von einer Fontaine, die sich an der Ecke eines großen Platzes befindet, bemerkt man ein ungeheueres Parallelogramm aus Zimmerholz aufgebaut und von einem ziegelgedeckten Dache überragt. — Dieß ist der Temple. Zur Linken durch die Rue du Petit Thouars, zur Rechten durch die Rue Percee begränzt, stößt er an einem Ende an ein großes, zirkelrundes Gebäude, eine Art collossaler Rotunde, die mit einer Gallerie von Arkaden umgeben ist.

Ein breiter Weg durchschneidet das Parallelogramm der Länge nach in der Mitte und theilt es so in zwei gleiche Theile. Diese sind ihrer Seits wiederum durch eine Menge Seiten- und Quergäßchen in Unterabtheilungen geschieden, die es nach allen Seiten durchschneiden und nur durch das Dach des Gebäudes vor dem Regen geschützt sind. In diesem Bazar ist gleichsam jede neue Waare verboten, aber der schlechteste Fetzen von irgend einem Stoff, auch das unbedeutendste Restchen von Eisen, Kupfer, Zinn oder Stahl findet hier seinen Käufer und Verkäufer. Hier giebt es Leute, welche mit Tuchfetzen und Streifen von allen Farben, allen Gattungen, Nuancen und Altern handeln, die einfach nur dazu bestimmt sind, eine Auswahl

von solchen Stücken zu gewähren, womit man alte oder zerrissene Kleider flickt.

Es gibt ferner Magazine, wo man ganze Berge von altem, löcherigem, zerrissenem oder blödem Schuhwerk, von Gegenständen ohne Namen, Gestalt und Farbe entdecken kann, unter welchen hie und da etliche fossile Sohlen von mehr als einem Zoll Dicke, mit Nägeln beschlagen wie eine Gefängnißthüre, hart wie ein Pferdehuf findet — wahrhaftige Skelette von Schuhwerk, deren sämmtliches Zubehör vom garstigen Zahne der Zeit aufgefressen worden ist. — Alles ist hier voll Schimmel und Moder und doch wird Alles hier gekauft, ja es gibt sogar Negotianten, die ganz allein von diesem Handel leben.

So gibt es ebenfalls Leute, welche mit Gimpen, Franzen, Troddeln, Borden, Schnüren aus Wolle, Seide, Baumwolle oder andern Stoffen handeln, die aus der Zerstörung ausgedienter Vorhänge genommen werden.

Andere Industrielle legen sich auf den Handel mit Frauenzimmerhüten; diese Hüte kommen nie in die Bude des Trödlers, als aus den Säcken der Lumpensammler, nachdem sie die seltsamsten Wanderungen, die gewaltsamsten Umwandlungen und die unglaublichsten Entfärbungen erlitten haben. Damit diese Waaren nicht zu viel Raum einnehmen in einer Bude, die gewöhlich nicht viel größer ist, als eine große Kiste, biegt man diese Hüte gemeinhin in der Mitte zusammen, plättet sie alsdann und häuft sie eng zusammengepreßt auf einander; mit Ausnahme des Einsalzens erleiden sie fast den gleichen Prozeß wie die Häringe beim Einpöckeln, auch kann man sich kaum denken, wie viel solcher Waaren in Folge dieses Aufstauungsprozesses in einem Raume von vier Fuß in's Gevierte Platz finden.

Zeigt sich ein Käufer, so entzieht man diese Waaren dem schweren Drucke, welchem sie ausgesetzt sind; die Verkäuferin gibt mit sorgloser Miene einen Faustschlag in's Innere der Kopfform, um sie auseinander zu treiben, biegt den Rand auf dem Kniee zu Rechte, und ihr habt nun ein

bizarres phantastisches Object vor Augen, das eurer Erinnerung verworren jenen fabelhaften Kopfputz zurück ruft, der insbesondere den Logenschließerinnen, den Tanten der Figurantinnen oder den Duennas von Provinzialtheatern anzugehören scheint.

Weiterhin unter den Arkaden der Rotunde, die sich am Ende der breiten Gallerie erhebt, wodurch der Temple in zwei Theile geschieden wird, erhebt sich ein Schild mit der Inschrift: Zum allerneusten Geschmack. Hier hängen wie **Ex-voto's** Myriaden von Kleidungsstücken von noch ungewöhnlicheren, auffallenderen Farben, Formen und Schnitten als die alten Weiberhüte sind.

So findet man hier hellgraue Fräcke, die man mittelst einer dreifachen Reihe kupferner Husarenknöpfe wieder aufgeputzt und mit einem hübschen, kleinen Pelzkragen von Fuchspelz verschönert und wärmer gemacht hat. . . . . .

Ueberröcke, welche ursprünglich bouteillengrün gewesen waren, unter dem allmähligen Einflusse der Zeit aber pistaziengrün oder olivgrün geworden sind, erhalten durch einen Sammtkragen, neue schwarze Schnüre und ein blau und gelb gewürfeltes schottisches Futter vom heitersten Farbenspiele einen ganz nagelfunkelneuen Anschein. . . . . .

Schwalbenschwänzige Fräcke von zunderbrauner Farbe mit reichem Felbelkragen, sind mit silberplattirten oder weiland vergoldeten Knöpfen verziert, die jetzt über ihr eigenes Alter bescheiden erröthen.

Außerdem bemerkt man noch kastanienbraune, polnische Röcke und Pikeschen mit Krägen und Aufschlägen von Katzenfell, die reich mit Schnüren und Borten von verblichener Baumwolle besetzt sind, — neben phantastischen Schlafröcken, die künstlich aus alten Damenmänteln gemacht wurden, von welchen man die Krägen abgetrennt und die man mit gedrucktem Kattun gefüttert hat; die gesuchtesten, eleganteslen sind blau oder schmutzig grün, mit zweideutig schillerndem Sammt verbrämt, mit alten Schnüren besetzt, und gefüttert mit einem höchst schreienden

Stoff von rother Farbe, mit orangefarbenen Rosen, Kragen und sonstigen Verzierungen von entsprechender Farbe; ein Knotenstrick, aus einem alten Klingelzuge von gedrehter Wolle angefertigt, dient diesen eleganten Morgenkleidern anstatt des Gürtels, in welcher selbst der berüchtigte Robert Macaire sich voll stolzen Glückes gebrüstet haben würde.

Von einer andern Sorte von Kleidungsstücken, von mehr oder minder zweideutigen und barbarischen Kostümen sprechen wir nur beiläufig; dennoch befinden sich unter ihnen da und dort etliche königliche oder fürstliche Livreen, welche Revolutionen und Neuerungen aller Art aus der Pracht der Paläste unter die düstern Bogenhallen der Rotunde des Temples verbannt haben.

Die groteske Seite dieses Bazars sind die Ausstellungen von altem Schuhwerk, alten Hüten, und allerhand lächerlichen Kleidungsstücken; hier ist das Quartier der anspruchsvoll aufgefrischten und aufgeputzten oder verkleideten Lumpen. Allein man muß zugestehen und unumwunden einräumen, daß dieses ganze Etablissement vom wesentlichsten Nutzen für die ärmeren, arbeitenden und unbemittelten Klassen ist. Hier erkaufen sie mit einem Rabatt von zwanzig bis dreißig Procent und darüber, die schönsten Stoffe und Gegenstände noch fast neu, und die Entwerthung durch den Gebrauch ist für sie also nur eine imaginäre.

Eine der Seiten des Temples ist einzig nur für Bettgeräthe rc. bestimmt: Hier ist ein überreicher Vorrath von Bettdecken, Betttüchern, Matratzen, Kopfkissen rc. aufgehäuft und aufgestapelt. — Weiterhin findet man Teppiche, Vorhänge, Haushaltungsgeräthe aller Art, — anderswo Kleidungsstücke, Schuhe, Fußbekleidungen nud Kopfbedeckungen aller Art für jeden Stand, jedes Geschlecht und Alter. Da alle diese Gegenstände stets reinlich und sauber gehalten werden, haben sie durchaus nichts Abstoßendes, Eckelhaftes oder Widerwärtiges für das Auge.

Wer jenen Bazar noch nie besucht hat, der würde es kaum glauben, wie wenig es Zeit und Geld bedarf, um einen Karren mit allem dem zu belasten, was zu einer

vollständigen häuslichen Einrichtung von zwei oder drei von Allem, selbst dem Unentbehrlichsten entblößten Familien erforderlich ist.

Rudolph wurde angenehm überrascht von der zugleich dienstfertigen, artigen und liebevollen Weise, mit welcher die meist unter der Thüre ihrer Buden stehenden Trödler und Krämer die Vorübergehenden zum Kauf und zur Besichtigung ihrer Waaren einluden! — Dieses Betragen, in welchem sich eine Art achtungsvoller, ehrerbietiger Vertraulichkeit kund gab, schien einem ganz andern Volke, einem ganz anderen ferneren Zeitalter anzugehören. —

Rudolph führte Lachtaube am Arme; kaum erschien er in dem großen Durchgang, wo die verschiedenen Trödler in Bettzeug ihre Vorräthe aufgestapelt hatten, als er von allen Seiten her mit den verführerischesten Anträgen und Anerbietungen bestürmt wurde.

„Kommen Sie doch hier herein und sehen Sie meine Matratzen! sie sind so gut wie neue, ich will sie an einem Eck aufschneiden, damit sie sehen, wie sie gestopft sind! man könnte es für Lämmerwolle halten, so weich und fein und weiß ist Alles."

„Meine hübsche, junge Dame treten Sie hier herein, ich habe Betttücher von der schönsten Leinwand, die besser sind als neue, weil sie ihre erste Rauheit verloren haben; sie sind so weich wie ein Handschuh und stark wie eine Stahlklinge."

„Meine hübschen, jungen Eheleute, kaufen Sie doch von diesen Bettdecken; sehen Sie nur, wie weich und warm und leicht sie sind: man glaubt, sie seien von Eiderdunen, und Alles ist ganz neu aufgeputzt, denn es ist nicht zwanzigmal benutzt worden. Meine allerliebste, junge Dame, entscheiden Sie doch Ihren Mann für mich, schenken Sie mir Ihre Kundschaft, ich werde Ihre ganze Haushaltung auf's Billigste einrichten, — Sie sollen mit mir zufrieden sein und gerne wieder zur Mutter Bouvard zurückkommen, bei der Sie Alles finden werden. Gestern habe ich eine prächtige Gelegenheit zum Einkauf

gehabt, das sollen Sie jetzt selbst sehen; — kommen Sie nur herein, sehen kostet ja nichts."

„Meiner Treu, Nachbarin," sagte Rudolph zur Lachtaube, „das gute, dicke Weibchen da soll den Vorzug haben; sie hält uns für junge Eheleute, das schmeichelt mir nicht wenig und darum entscheide ich mich für ihre Bude."

„Gut denn, zu der dicken Frau also," sagte Lachtaube, „ihr Gesicht gefällt mir ebenfalls."

Die Grisette und ihr Gefährte traten also bei Mutter Bouvard ein.

Durch eine, anderswo als im Temple fast beispiellose Großmuth schien der Vorzug, welchen das kauflustige Paar der dicken Frau gewährte, durchaus keine Eifersucht von Seiten ihrer Standesgenossinnen rege zu machen; eine ihrer Nachbarinnen trieb sogar den Edelmuth so weit, auszurufen: ich gönne diesen Gewinn der Mutter Bouvard lieber als jeder Andern, sie hat eine zahlreiche Familie und ist die älteste und bravste Frau im ganzen Temple. — Es war auch in der That unmöglich, eine gefälligere, heiterere, offenere und gutmüthigere Physiognomie zu finden, als die der Aeltesten des Temples.

„Kommen Sie, meine hübsche Dame," sagte sie zur Lachtaube, die mit bewährtem Kennerauge verschiedene Gegenstände musterte, „hier ist die Gelegenheit, von der ich Ihnen gesagt habe; zwei vollständige Betten, so gut wie neu; — wenn Sie zufällig noch einen alten, kleinen Schreibtisch kaufen wollen, so habe ich dort ebenfalls einen, den ich von denselben Leuten erkauft habe, — obwohl ich gewöhnlich nicht mit Meubeln handle, konnte ich mich doch nicht weigern, diesen hier zu nehmen. Die Personen, von denen ich dieß Alles gekauft habe, sahen so unglücklich aus und so würdig dabei — lieber Gott! und von diesem alten Meubel da insbesondere schienen sie sich so ungern und mit blutendem Herzen zu trennen, daß ich fast glaube, es sei ein Familienerbstück!"

Bei diesen Worten und während Lachtaube mit der

Tröblerin um den Preis verschiedener Gegenstände markt-tete, betrachtete Rudolph aufmerksamer das Meubel, das die Mutter Bouvard ihm gezeigt hatte. — Es war einer jener alterthümlichen Schreibtische von Rosenholz von fast dreieckiger Form; der Aufsatz desselben wurde durch einen Deckel verschlossen, der, zurückgeschlagen und von zwei langen, messingenen Charnieren gehalten, als Schreibtisch diente. In Mitten der Füllung des Deckels bemerkte Rudolph eine aus Marqueterie von verschiedenen farbigen Hölzern gebildete, in Ebenholz eingelegte Chiffre, die aus einem verschlungenen **M** und **R** unter einer Grafenkrone bestand. Er vermuthete daraus, daß der letzte Besitzer des Meubels einer höheren Classe der Gesellschaft angehöre, und seine Neugier wurde durch diesen Schluß um kein Geringes erhöht. Er durchsuchte aufmerksam die leeren Schubladen nacheinander und betrachtete mit unverhehlter Aufmerksamkeit das ganze Meubel; auf einmal verspürte er einige Schwierigkeit, als er eine der kleineren inneren Schubladen herausziehen wollte, forschte nach der Ursache dieses Widerstandes, entdeckte ihn endlich, und zog mit Vorsicht ein Stück Papier hervor, das zwischen einem der Fächer und der hinteren Wand des Aufsatzes sich eingeklemmt hatte.

Während Lachtaube ihren Einkauf mit Mutter Bouvard zu Ende brachte, untersuchte Rudolph neugierig die gemachte Entdeckung. Da sehr Vieles von der auf dem Blatte enthaltenen Schrift wieder ausgestrichen war, erkannte er darin den Entwurf eines unvollendeten Briefes und buchstabirte daraus mit Mühe etwa Folgendes zusammen:

„Mein Herr!

„Seien Sie überzeugt, daß nur das furchtbarste „Unglück mich zu dem Schritte veranlassen kann, den „ich jetzt gegen Sie wage. Es ist kein unzweckmäßiger, „übel angewandter Stolz, der mich so schüchtern und „bedenklich macht, sondern der unumwundene Mangel

„an Ansprüchen jeder Art auf die Gefälligkeit, um „welche ich Sie zu bitten wage. Der Anblick meiner „Tochter, die gleich mir dem bittersten Mangel und „der größten Hülflosigkeit ausgesetzt ist, läßt mich allein „meine Verlegenheit überwinden. Erlauben Sie mir „daher nur einige Worte über die Ursache oder Urhe„ber des Elendes, das mich verfolgt.

„Nach dem Tode meines Gatten blieb mir noch „ein Vermögen von 300,000 Franken: das mein Bru„der bei dem Notar Jakob Ferrand angelegt hatte. „Ich empfing in Angers, wohin ich mich mit meiner „Tochter zurückgezogen hatte, stets pünktlich die Inter„essen von dieser Summe durch die Besorgung meines „Bruders. Sie kennen ja, mein Herr, die entsetzliche „Begebenheit, die seinem uns so theuern Leben ein „Ende machte. Durch geheime, unglückliche Spekula„tionen ruinirt, wie es scheint, gab er sich vor acht „Monaten selbst den Tod. Aus Veranlassung dieser „furchtbaren Gelegenheit empfing ich von ihm selbst „noch einige Zeilen, die ihm die äußerste Verzweiflung „eingegeben hatte; sie besagten mir, daß zu der Zeit, „wo ich sie empfing, mein Bruder nicht mehr unter „den Lebenden sein würde, und schlossen mit der Nach„richt, daß er durchaus keine Urkunde über die in mei„nem Namen bei dem Notar Ferrand angelegte Sum„me in Händen habe. Der Letztere pflegte nie Quit„tungen auszustellen; da er jedoch der ehrenhafteste, „frömmste und pünktlichste Mann seie: so werde es mir „genügen, mich ihm vorzustellen, um das ganze Ge„schäft gehörig in Ordnung zu bringen.

„Als es mir endlich wieder möglich war, an et„was Anderes zu denken, als den entsetzlichen Tod „meines Bruders, kam ich nach Paris, wo ich Nie„manden kannte, als Sie, mein Herr, und auch Sie „nur mittelbar durch die Geschäftsbeziehungen, in wel„chen Sie zu meinem Gatten gestanden waren. Ich „sagte Ihnen schon oben, daß die Summe, welche

„ich bei Herrn Ferrand niedergelegt habe, mein ganzes „Vermögen bildete, und daß mir mein Bruder alle sechs „Monate die verfallenen Zinsen jenes Kapitals zu „schicken gepflegt habe; da aber nun mehr als ein „Jahr seit der letzten Zahlung verflossen war, so begab „ich mich denn zu Herrn Jakob Ferrand und bat ihn „um jenen Theil meiner Einkünfte, deren ich jetzt so „nothwendig bedurfte.

„Kaum hatte ich mich ihm genannt, als er ohne „Achtung vor meinem Schmerze meinen Bruder be„schuldigte, ihn selbst um 2000 Franken betrogen zu „haben, die jener von ihm entlehnt und dieser durch „den jähen Todesfall verloren hatte, und fügte noch „bei: daß sein Selbstmord nicht nur ein Verbrechen „vor Gott und den Menschen, sondern auch noch eine „gemeine Bosheit und ein niederträchtiger Diebstahl ge„wesen sey, unter dem er, Herr Jakob Ferrand, jetzt „recht empfindlich leide.

„Diese gehässige Sprache entrüstete mich tief. Die „tadellose Rechtschaffenheit meines Bruders war allge„mein anerkannt; er hatte freilich hinter unserm Rücken „und ohne das Vorwissen seiner Freunde sein Vermögen „in gewagten Spekulationen verwendet, allein er war „mit einem makellosen Rufe und von Allen, die ihn „kannten, bedauert gestorben, und hinterließ nicht eine „Schuld, als die bei dem Notar.

„Ich erwiderte Herrn Ferrand, daß ich ihn er„mächtige, jene 2000 Franken, die ihm mein Bruder „schulde, augenblicklich von jenen 300,000 Franken zu „nehmen, die bei ihm niedergelegt worden seien. — „Bei diesen Worten blickte er mich überrascht und er„staunt an und fragte mich: von welchen 300,000 „Franken ich hier rede?

„Ei nun, entgegnete ich, ohne seine Frage be„greifen zu können, — von denen, welche mein Bruder „vor achtzehn Monaten bei Ihnen angelegt hat und „wovon Sie mir seither durch seine Vermittlung stets

„die Interessen haben zukommen lassen. Der Notar „zuckte die Achseln, lächelte mitleidig, als ob meine „Worte nicht ernstlich gemeint gewesen wären, „und erwiderte mir, daß mein Bruder, weit entfernt „Geld bei ihm angelegt zu haben, von ihm vielmehr „2000 Franken geborgt habe. — Ich kann Ihnen un„möglich meinen Schreck ausdrücken, als ich diese Ant„wort vernahm.

„Was ist denn alsdann aus dieser Summe ge„worden? rief ich; meine Tochter und ich haben keine „andere Hülfsquellen; wenn sie uns genommen ist, „bleibt uns nichts mehr, als das tiefste, bitterste Elend. „Was soll aus uns werden?

„Das weiß ich nicht, erwiderte mir der Notar fro„stig; es ist wahrscheinlich, daß Ihr Bruder, anstatt, „wie er vorgab, diese Summe bei mir anzulegen, sie „in den unglücklichen Spekulationen aufgebraucht hat, „mit welchen er sich wider Aller Erwarten und ohne „Vorwissen seiner Verwandten befaßt hat.

„Das ist falsch, das ist niederträchtig! rief ich; „mein Bruder war die Rechtschaffenheit und Güte selbst; „weit entfernt, mich und meine Tochter zu berauben, „hätte er sich vielmehr um unsertwillen aufgeopfert; er „wollte sich ja niemals verheirathen, um Alles, was „er besaß, meinem Kinde zuzuwenden.

„So wagen Sie also zu behaupten, Madame, „daß ich im Stande wäre, ein Depositum wegzuläugnen, „das mir anvertraut worden war? fragte mich der „Notar mit einer Entrüstung, die mir so ehrenhaft „und aufrichtig erschien, daß ich ihm erwiderte: Nein, „mein Herr, das werde ich ganz gewiß nicht; Ihr „ehrenhafter, rechtschaffener Charakter ist allgemein an„erkannt, allein ich kann doch nicht meinen Bruder „eines ebenso grausamen Mißbrauchs meines Vertrauens „anklagen."

„Auf welche Beweise stützen Sie sich, um diese „Ansprüche an mich zu machen? fragte Herr Ferrand;

„worauf ich ihm denn erwiderte: Ich habe leider keine „Urkunden, mein Herr; vor etwa achtzehn Monaten „schrieb mir mein Bruder, der sich um meine Verhält- „nisse annehmen wollte: ich weiß eine vortreffliche Ge- „legenheit, Deine Mittel zu 6 Prozent unterzubringen; „sende mir also eine Vollmacht, Deine Renten zu ver- „kaufen, ich will 300,000 Franken davon, die ich voll- „zählig machen werde, bei dem Notar Jakob Ferrand „unterbringen; — ich sandte meinem Bruder die Voll- „macht und wenige Tage später kündigte er mir an, „daß das Geld bei Ihnen untergebracht worden, daß „Sie nie eine Quittung auszustellen pflegten, und nach „Verlauf von sechs Monaten sandte er mir die In- „teressen."

„So haben Sie doch noch wenigstens einige Briefe „über diesen Gegenstand, Madame? sagte der Notar.

„Nein, mein Herr, sie handelten nur von Geschäfts- „sachen und darum bewahrte ich sie nicht auf, erwiderte „ich ihm.

„Das ist leider nicht meine Schuld, gab mir der „Notar zur Antwort; wäre meine Rechtschaffenheit nicht „über jeden Verdacht und jeden Angriff erhaben, so „würde ich Ihnen sagen: die Gerichte stehen Ihnen ja „offen, greifen Sie mich nur an. Die Richter haben „nur zu wählen zwischen dem Wort eines ehrlichen „Mannes, der seit dreißig Jahren der Achtung aller „rechtschaffenen Leute genießt, und der letzten Erklärung „eines Mannes, der, nachdem er sich in tollen Unter- „nehmungen zu Grunde gerichtet, keinen andern Aus- „weg wußte, als den Selbstmord, — ich könnte Ihnen „noch überdieß sagen: Greifen Sie mich nur an, Ma- „dame, und häufen Sie hiedurch nur noch neue Schmach „auf das Andenken Ihres Bruders! allein ich denke zu „gut von Ihnen, um Ihnen nicht so viel Verstand zu- „zutrauen, daß Sie sich nunmehr mit Gelassenheit in „ein Unglück fügen, woran ich gar keine Schuld trage,

„obwohl ich nicht verkenne, daß es für Sie doppelt „groß und empfindlich ist.

„Aber, mein Herr! rief ich, bedenken Sie, daß „ich Mutter bin! Mein Vermögen ist dahin und Alles, „was ich mein eigen nennen darf, ist nur ein höchst „bescheidenes Mobiliar, und ist auch das verkauft, so „ist nur Elend, das bitterste Elend unser Loos. —

„Sie sind mißbraucht und übertölpelt worden, das „ist ein Unglück, für das ich jedoch nicht verantwortlich „bin! versetzte mir der Notar; ich erkläre Ihnen wie„derholt, Madame, daß Ihr Bruder Sie getäuscht hat; „wenn Sie zweifeln zwischen meinem Worte und dem „seinigen, wenn Sie auch nur den geringsten Argwohn „gegen mich hegen, so greifen Sie mich nur an, die „Gerichte stehen Ihnen offen — sie sollen zwischen uns „entscheiden. —

„Die wildeste Verzweiflung im Busen verließ ich „das Haus des Notars. Was blieb mir auch in dieser „letzten äußersten Verlegenheit zu thun übrig? Ohne Ur„kunden, um die Gültigkeit meiner Ansprüche zu erhär„ten, von der strengen, unbeugsamen Rechtlichkeit meines „Bruders überzeugt, betroffen gemacht durch die kühne „Versicherung des Notars Ferrand, — stand ich ganz „allein und verlassen in der Welt und hatte keine Seele, „an welche ich mich um Rath oder Beistand hätte wen„den können, denn Sie, mein Herr, waren damals auf „Reisen, und ich wußte wohl, daß man vor Allem „Geld haben müsse, um bei den Rechtsverständigen „gute Aufnahme, schnelle Hülfe und rege Theilnahme „zu finden. Eine dunkle, geheimnißvolle Ahnung rieth „mir, das Wenige, was ich noch unser nennen könnte, „gewissenhaft zu sparen, und so wagte ich denn nicht, „diesen Prozeß zu unternehmen. — Da bekam ich auf „einmal . . . . . .“

Hier schloß der abgerissene Brieffetzen plötzlich, denn unentwirrbare Verbesserungen, Striche ꝛc. ꝛc überdeckten die darauf folgenden Zeilen; nur unten in einer Ecke des

Blattes erblickte Rudolph als eine Art Memento die Worte:

„Schreiben an die Frau Herzogin von Lucenay."

Rudolph blieb gedankenvoll und stumm vor der Schreibkommode stehen, als er das Bruchstück des Briefes zu Ende gelesen.

Obgleich diese neue Schandthat, deren man den Notar Ferrand in diesem Briefe anzuklagen schien, noch nicht erwiesen war, hatte dieser Mann sich doch gegen die unglücklichen Morels so unerbittlich, gegen Louise so unversöhnlich erzeigt, daß man das Abläugnen eines Depositums unter Umständen, welche ihm eine gewiße Straflosigkeit und Sicherheit gewähren konnten, nichts weniger als auffallend finden mußte, ja, daß sogar ein gewißes Vorurtheil der Schuld schon im Voraus gegen ihn vorhanden war.

Die arme Mutter, welche ihr auf so seltsame Weise verschleudertes Vermögen von ihm zurückverlangte, war ohne Zweifel an Wohlstand und Wohlleben gewöhnt; durch diesen plötzlichen Schicksalsschlag ruinirt und mit Niemanden in Paris näher befreundet, wie der Entwurf jenes Briefes besagte, mußte die Existenz dieser beiden Frauen, die vielleicht von Allem entblößt, allein und verlassen inmitten dieser ungeheuern Stadt dastanden, ein höchst bemitleidenswerthe sein.

Rudolph hatte, wie unsere Leser bereits wissen, Madame d'Harville einige Intriguen versprochen, indem er, um ihren Geist zu beschäftigen, sie an den Zufall weisen und ihr in irgend einem zukünftigen guten Werke eine Rolle ertheilen wollte, und er war überzeugt gewesen, noch vor seiner nächsten Zusammenkunft mit der Marquise irgend ein würdiges, des Trostes und der Hülfe bedürftiges Unglück zu finden.

Er dachte, daß vielleicht der Zufall ihn auf die Spur irgend eines edlen unglücklichen Wesens bringe, das

seiner Absicht gemäß das Herz und die Einbildungskraft der Marquise d'Harville zugleich beschäftigen konnte.

Der Briefentwurf, den er jetzt unter den Händen hatte und dessen Abschrift wahrscheinlich der Person, deren Beistand man anflehte, nicht zugesendet worden war, verkündete einen stolzen und doch wieder resignirenden Charakter, den das Anerbieten eines Almosens ohne Zweifel empört haben würde; wie viele Vorsicht, welche Umwege und feine Ränke waren da erforderlich, um die Quelle einer großmüthigen Unterstützung zu verbergen oder durch einen Vorwand deren Annahme zu erzwingen. . . .

Und wie viel Geschicklichkeit war schon dazu erforderlich, bei dieser Frau Zutritt zu erlangen, um beurtheilen zu können, ob sie auch wirklich diejenige Theilnahme verdiente, welche ihr Geschick einflößen mußte! — Rudolph sah darin eine reiche Menge neuer, interessanter und rührender Gemüthsbewegungen und Reizmittel, die auf eine ganz eigenthümliche Weise Unterhaltung gewähren mußten, wie er es ihr versprochen hatte.

„Nun, liebes Männchen!" sagte Lachtaube zu Rudolph, „was ist denn das da für ein Fetzen Papier, worin Du so aufmerksam liesest?"

„Mein liebes Weibchen!" entgegnete Rudolph, „Du bist sehr neugierig, indeß sollst Du Alles erfahren; hast Du schon Deine Einkäufe gemacht? Deine Schützlinge sollen jetzt wohnen wie Könige."

„Es handelt sich jetzt nur noch um's Bezahlen," sagte Lachtaube, „Madame Bouvard läßt mit sich reden, das muß man eingestehen."

„Mein liebes Weibchen! ich habe da einen Einfall" sagte Rudolph, „wie wäre es, wenn Du, während ich hier bezahle, nun auch hingingest, um für Madame Morel und die Ihrigen Kleider zu kaufen; ich muß offen eingestehen, daß ich mich auf derlei Gegenstände gar nicht verstehe. Du gibst dann Befehl, Alles hieher bringen zu lassen, dann geht es auf Einem Wege und unsere arme Leute bekommen so Alles auf einmal."

„Du hast immer Recht, liebes Männchen!“ entgegnete Lachtaube mit holdem Lächeln, „warte nur auf mich, es wird nicht lange dauern, — ich kenne zwei Kleiderhändler, denen ich stets meine Kundschaft zuweise und bei welchen ich Alles finden werde, was wir brauchen.“ —

Lachtaube entfernte sich, wandte sich aber noch unter der Thüre um und rief lachend:

„Madame Bouvard! ich vertraue Ihnen meinen Mann an, allein ich muß Sie bitten, mindestens nicht so schön mit ihm zu thun.“ — Dann verschwand sie eilends aus der Bude.

V.

Die Entdeckung.

„Das muß man sagen, lieber Herr!“ sagte Frau Bouvard, als Lachtaube fortgegangen war, „das muß Ihnen der Neid lassen, daß Sie da eine ganz ausgezeichnete Hausfrau haben! — O du liebe Zeit, was die sich auf den Einkauf versteht! und wie hübsch sie ist! so blühend, so rosig und weiß, mit so schönen, großen, schwarzen Augen und so allerliebsten Haaren, — wunderhübsch!“

„Nicht wahr, sie ist ein reizendes Geschöpf und ich ein glücklicher, beneidenswerther Gatte, Frau Bouvard?“ sagte Rudolph.

„Sie sind ein so glücklicher Mann, als sie eine glückliche Frau, das bin ich überzeugt,“ sagte die Trödlerin.

„Wahrhaftig, Sie täuschen sich nicht, liebe Frau!“ gab Rudolph zur Antwort, „aber wollen Sie mir auch sagen, wie viel ich Ihnen schulde?“

„Ihre kleine Hausfrau wollte absolut nicht mehr als dreihundert Franken für Alles in Allem geben; so wahr

es nur Einen Gott gibt, ich gewinne daran nur fünfzehn Franken, denn ich habe gerade nicht so billig eingekauft, als ich wohl hätte sollen und können — ich hatte gar nicht den Muth darum zu handeln, denn die armen Leute die es verkaufen mußten, sahen mir allzu unglücklich aus."

„Ist es wahr?" fragte Rudolph, „das sind wohl dieselben Leute, von denen Sie auch jene kleine Schreibkommode gekauft haben?"

„Allerdings, lieber Herr!" gab Frau Bouvard zur Antwort. „Sehen Sie das schneidet einem tief in's Herz, wenn man nur daran denkt! — Denken Sie sich nur: vorgestern früh kommt eine junge, noch sehr hübsche Dame hieher, die aber so bleich und bekümmert und abgehärmt war, daß es Einem in der Seele wehe that, wenn man sie ansah, und darauf verstehen wir uns, wir armen Leute, die wir so oft mit Elend und Unglück in Berührung kommen. Wie wohl sie, wie man zu sagen pflegt, sich mächtig aufgeputzt hatte, bewies mir doch ihr fadenscheiniger, schwarzwollener Shawl, ihr ebenfalls schwarzes, abgetragenes Wollenkleid und der Strohhut, den sie noch im Monat Januar trug, — die Dame war nämlich in Trauer — der ganze Aufzug der Dame, sage ich, bewies mir, daß es sich hier nicht um eine herabgekommene, arme Bürgerfamilie handle, sondern ich bin überzeugt, daß es eine Dame vom besten Stande war; endlich fragte sie mich verlegen und erröthend, ob ich nicht zwei vollständige Betten und eine kleine Schreibkommode kaufen wolle. Ei! sagte ich, wenn ich damit handle, so werde ich doch auch wohl einkaufen; wenn es mir zusagt, so wollen mir bald Handels eins werden, doch möchte ich zuvor die Gegenstände sehen! — Darauf bat sie mich, mit ihr nach Hause zu kommen, da sie nicht weit von hier auf der anderen Seite des Boulevards, in einem Haus am Canal St. Martin wohne. Ich überließ meine Bude meiner Nichte, folgte der Dame und wir kamen in ein Haus für arme Leute, wie man sagt, tief im Hintergrunde eines langen Hofs. Wir steigen bis in den vierten Stock hinauf, die

Dame pocht und ein junges Mädchen von vierzehn Jahren etwa öffnet uns die Thüre; sie war ebenfalls in Trauer und recht bleich und abgemagert, aber trotz dem doch schön wie der Tag, so schön, daß ich ganz davon entzückt wurde."

„Und das hübsche, junge Mädchen?" fragte Rudolph.

„Die war die Tochter der Dame in Trauerkleidern," gab Mutter Bouvard zur Antwort; „trotz der Kälte trug das arme Kind ein ärmlich Kleidchen von schwarzem Zitz mit weißen Blumen und ein kleines, ganz abgenütztes Trauer-Halstuch; das war Alles, was sie auf dem Leibe trug."

„Und ihre Wohnung war ebenfalls ärmlich?"

„Ei natürlich!" entgegnete die Trödlerin, „denken Sie sich Herr! zwei recht reinliche, aber ganz nackte und zum Erfrieren kalte Zimmer und ein Kamin darin, in dem auch kein Stäubchen Asche zu finden war: es mochte wohl schon seit langer Zeit kein Fünkchen Feuer mehr darin gebrannt haben. Als ganzes Mobiliar nur zwei Betten, zwei Stühle, eine Kommode, ein alter Koffer und die kleine Schreibkommode. Auf dem Koffer lag ein kleines Päckchen in einem Taschentuche — in diesem Päckchen war Alles enthalten, was der Mutter und der Tochter blieb, wenn sie erst einmal ihr Mobiliar verkauft hatten. Der Hauseigenthümer hatte sich die beiden Bettstellen, die Stühle, den Koffer und den Tisch für seine Forderungen vorbehalten, wie uns der Portier sagte, der mit uns hinaufgegangen war. Hierauf bat mich die Dame recht artig, die Matratzen, die Tücher, die Vorhänge und die Bettdecken anzuschlagen. So wahr ich eine ehrsame Frau bin, lieber Herr! obwohl es eigentlich ein Stand ist, billig einzukaufen und theuer zu verkaufen, so gieng mir's doch recht nahe, als ich das arme junge Fräulein mit den verweinten Augen, die noch jetzt voll Wasser stunden und ihre Mutter sah, die trotz ihrer anscheinenden Kaltblütigkeit doch innerlich zu weinen schien und ich schlug wahrhaftig die Sachen weit höher an, als sie für mich eigentlich werth waren — es hätte

mir das Herz abgedrückt, hätte ich mit der armen Frau markten müssen. Um ihr gefällig zu seyn, habe ich sogar eingewilligt, noch die kleine Schreibkommode dort zu kaufen, obwohl ich mich eigentlich sonst nicht damit befasse." .....

„Ich kaufe sie, Madame Bouvard!" unterbrach sie Rudolph.

„Um so besser, lieber Herr!" erwiderte die Trödlerin, „sie wäre mir wahrhaftig sonst lange genug auf dem Halse geblieben; ich habe sie, wie gesagt, nur gekauft, um der armen Frau einen Gefallen damit zu thun. Ich sagte ihr also den Preis, den ich für alle ihre Sachen zusammen bieten konnte und erwartete, daß sie handeln und mehr verlangen werde. Aber es kam nicht so und daran erkannte ich am besten, daß sie keine gewöhnliche Frau war, keine herabgekommene Bürgerfrau, das dürfen Sie mir auf's Wort glauben, lieber Herr; ich sagte ihr also: So und soviel kann ich geben; — sie entgegnete mir: Ich bins zufrieden, lassen sie uns nach ihrem Hause zurückkehren und das Geld in Empfang nehmen, denn ich werde dieß Haus nicht mehr betreten! Dann sprach sie zu ihrer Tochter, die weinend auf dem Koffer saß: nimm das Päckchen, Clara! — (Ja, Clara nannte sie sie, ich habe mir den Namen wohl gemerkt); das junge Fräulein stand auf; als sie aber an der kleinen Schreibkommode vorüber gieng, fiel sie auf die Kniee nieder und begann zu schluchzen. — Muthig, liebes Kind! man beobachtet uns, flüsterte ihr die Mutter zu — ich konnte es aber ganz deutlich hören. Wissen Sie, lieber Herr! diese Leute sind arm, aber trotz dem doch noch stolz; wie mir aber die Dame den Schlüssel zu der kleinen Schreibkommode gab, sah ich wie ihr ebenfalls das Wasser in den rothgeweinten Augen stund, das Herz schien ihr zu bluten, daß sie sich von dem alten Möbel trennen mußte, das vielleicht ein Familienerbstück war; sie gab sich aber alle Mühe, vor Fremden wenigstens ihre Kaltblütigkeit und Würde beizubehalten. Endlich benachrichtigte sie den Portier, daß ich Alles abholen würde, was der Hauseigenthümer

sich nicht angeeignet hatte und wir kehrten hierher zurück. Das junge Fräulein reichte seiner Mutter den Arm und trug das Päckchen in der Hand, das Alles umschloß, was sie noch besaßen. Ich zählte ihnen das Geld hin, was sie dafür erhielten: baare 315 Franken, und habe sie seither nicht wieder gesehen.

„Aber ihr Name?“ fragte Rudolph.

„Ich kenne ihn nicht,“ versetzte die Trödlerin, „die Dame hatte mir ja ihre Effekten in Gegenwart des Portier verkauft und ich brauchte mich daher nicht um ihren Namen zu erkundigen — was sie verkaufte, war ja ihr Eigenthum gewesen!“

„Aber ihre neue Wohnung?“

„Die kenne ich ebenso wenig,“ versetzte Mutter Bouvard.

„So kennt man sie doch in ihrer frühern Wohnung?“ forschte Rudolph.

„O nein! mein Herr!“ gab die Trödlerin zur Antwort, „als ich wieder dahin zurückkehrte, um meine Effekten zu holen, sprach ich mit dem Portier von Mutter und Tochter, und er sagte mir unter Anderem: Es waren recht ruhige, aber auch recht unglückliche Leutchen; wenn ihnen nur kein neues Unglück begegnet — sie sahen so ruhig und gesetzt aus, aber ich bin überzeugt, im Herzen sind sie doch voll Verzweiflung. — Wohin sind sie jetzt gezogen? fragte ich ihn. — Meiner Treu! das weiß ich nicht, gab er mir zur Antwort, sie sind ja fortgegangen ohne es mir zu sagen, und kehren ohne Zweifel nicht mehr hieher zurück.“ —

Die Hoffnungen, welche Rudolph einen Augenblick gefaßt hatte, schwanden plötzlich in Nichts dahin. Wie sollte er nun die beiden unglücklichen Frauenzimmer auffinden? Er hatte, als einziges Indicium, den Namen des jungen Mädchens Clara und jenes Fragment von dem oben berührten Briefentwurfe, an dessen unterem Ende sich die Worte befanden: Schreiben an die Frau Herzogin von Lucenay. —

Die einzige und wahrhaftig schwache Möglichkeit, die

Spur jener Unglücklichen wieder aufzufinden, beruhte also auf Frau von Lucenay, die glücklicherweise zum engern Freundschaftskreise der Marquise d'Harville gehörte. — —

„Hier, liebe Frau! machen Sie sich bezahlt," sagte Rudolph zur Trödlerin und reichte ihr eine Banknote von 500 Franken hin.

„Ich will Ihnen gleich herausgeben, lieber Herr," erwiderte Mutter Bouvard schmunzelnd.

„Wo werden wir denn einen Karren finden, um diese Effekten nach Hause zu schaffen?"

„Wenn es nicht zu weit entlegen ist, genügt ein großer Schiebkarren," sagte die Frau, „Vater Jerome mit dem Seinigen ist hier in der Nähe, ein wackerer Mann, der mir gewöhnlich meine Commissionen besorgt; wo ist denn Ihre Wohnung, mein Herr!"

„Im Hause Nr. 17. der Rue du Temple," versetzte Rudolph.

„Wie? in der Rue du Temple? Ei da bin ich recht gut bekannt," rief die Frau.

„Kommen Sie vielleicht häufig in jenes Haus?"

„O ja zuweilen wohl," gab sie zur Antwort, „einmal kam ich dort hin, um von einer Pfandverleiherin, die dort wohnt, Kleidungsstücke zu kaufen — sie treibt freilich eben kein schönes Handwerk, aber das geht mich ja nichts an; sie verkauft, ich kaufe, und damit sind wir quitt. — Ein andersmal, vor sechs Wochen etwa, war ich ebenfalls dort, um die Möbeln von einem jungen Manne zu kaufen, der im vierten Stocke jenes Hauses gewohnt hatte und ausgezogen war."

„Von Herrn Franz Germain vielleicht?" rief Rudolph.

„Ei freilich!" sagte Mutter Bouvard, „kennen Sie ihn denn?"

„Sehr genau," gab er zur Antwort, „allein unglücklicher Weise hat er in seiner alten Wohnung mir nicht die Addresse seiner neuen hinterlassen und ich weiß nun nicht mehr, wo ich ihn finden soll."

„Ei! wenn's nur das ist," meinte die Trödlerin, „da kann ich Sie leicht aus der Verlegenheit ziehen."

„Wissen Sie denn wo er wohnt?" fragte er sie.

„Nein das eben nicht," gab ihm Mutter Bouvard zur Antwort, „allein ich weiß genau, wo Sie ihn finden werden können..... Bei dem Notar, wo er arbeitet, in der Rue du Sentier."

„Wie? bei Herrn Jacob Ferrand etwa?" rief Rudolph.

„O ja, bei eben dem," sagte Mutter Bouvard, „'s ist ein recht frommer Mann das, hat ein Kruzifix und Weihwasser und Reliquien im Hause, ja sogar in seinem Studierzimmer, — es riecht fast wie in einer Sakristey bei ihm."

„Woher wissen Sie denn aber, daß Germain bei diesem Notar arbeitet?" fragte Rudolph die Trödlerin.

„Das ist eine lange Geschichte," erwiderte sie; „der junge Mann kam eines Tags zu mir und schlug mir vor, sein Meublement im Ganzen zu kaufen; obwohl das nun gewöhnlich nicht mein Fach ist, ließ ich mich doch darauf ein, übernahm Alles und verkaufte es nachher Stückweise hier; da er mir selbst diesen Vorschlag gemacht hatte, mochte ich ihn nicht zurückweisen, ich kaufte also sein ganzes Junggesellen-mobiliar von ihm, bezahlte es und damit wars gut. — Vermuthlich war er mit mir zufrieden gewesen, denn schon nach vierzehn Tagen kam er wieder zu mir und kaufte sich eine vollständige neue Bettgarnitur. Er hatte einen kleinen Karren und einen Commissionair mit sich gebracht, man lud Alles auf — aber in dem Augenblick, wo es an's Zahlen gieng, bemerkte er, daß er seine Börse vergessen hatte. Er sah mir so ehrlich und rechtschaffen aus, daß ich augenblicklich zu ihm sagte: nehmen Sie nur alle Effekten mit, ich kann ja gelegentlich bei Ihnen vorsprechen und mir mein Geld holen. — Gut, sagte er, thun sie das, aber da ich gewöhnlich nicht zu Hause bin, so kommen sie morgen zu dem Notar Jakob Ferrand in die Rue

du Sentier, wo ich beschäftigt bin, dann werde ich sie bezahlen. — Am andern Tage gieng ich auch wirklich hin und holte mir mein Geld; was mir aber bei der ganzen Sache drollig vorkommt, das ist das, daß er einmal sein Mobiliar verkauft, um vierzehn Tage später sich wieder ein Anderes anzuschaffen."

Rudolph fiel dies nicht auf, er glaubte den Grund davon leicht errathen zu können: Germain wollte den Elenden, die ihn verfolgten, jede Spur entziehen. Er fürchtete ohne Zweifel, daß sein Umzug sie wieder auf seine Spur bringen müsse, und hatte, um dieser Gefahr zu entgehen, es vorgezogen, lieber seine Möbel zu verkaufen und sich später wieder andere anzuschaffen.

Rudolph bebte vor Freude, wenn er des Entzückens und des Glücks der Madame Georges gedachte, die nun endlich ihren so lange entbehrten und vergeblich gesuchten Sohn wieder sehen sollte; — mit lachendem Munde und heiterem Blicke trat Lachtaube in diesem Augenblicke wieder in die Bude.

„Ei!" rief sie, „was habe ich Ihnen gesagt? ich habe mich wahrlich nicht getäuscht in meiner Rechnung; wir haben im Ganzen nur 640 Franken aufgewendet und die Morels werden jetzt ganz fürstlich eingerichtet sein! — Kommen Sie sehen Sie nur; da bringen die Leute eben die Kleidungsstücke und Hausgeräthe, die ich gekauft habe; nun fehlt gar nichts mehr in der ganzen Haushaltung, alles Nöthige ist vorhanden, sogar noch ein Rost, zwei neu verzinnte schöne Kasserole und eine Caffeekanne; — ich dachte mir, wenn man einmal etwas thut, so muß es auch recht sein. — Bei alledem habe ich aber doch schon drei Stunden verloren, drum zahlen Sie nur schnell, lieber Nachbar! und lassen Sie uns gehen; es ist nahezu Mittag und meine Nadel muß noch tüchtig in Zug kommen, wenn ich die versäumten drei Stunden wieder einholen will."

Rudolph bezahlte und verließ mit der Lachtaube den Tempel.

VI.

Die Gespenster-Erscheinung.

Im Augenblicke, als die Grisette und ihr Begleiter in den Hausgang hineintraten, wurden sie von Madame Pipelet beinahe umgeworfen, die bestürzt, athemlos und im wildesten Schreck herbeisprang.

„Mein Gott!" rief Lachtaube, „was haben Sie denn, Madame Pipelet? wohin rennen Sie denn so?"

„Ach so! Sie sind es Mamsell Lachtaube!" rief Anastasia, „wahrhaftig! der liebe Gott schickt Sie mir zu; ach, helfen Sie mir doch meinem armen Alfred das Leben retten!"

„Was sagen Sie da?" rief Rudolph.

„Das arme, liebe Männchen ist ohnmächtig geworden; ach, ich bitte Sie, haben Sie doch Mitleid mit ihm!" rief Frau Pipelet; „holen Sie mir doch gefälligst für zwei Sous Wermuthliqueur bei dem Branntweinbrenner, aber vom allerstärksten; — das ist seine gewöhnliche Arznei, wenn er unwohl ist, wenn er Magenkrampf hat; — das bringt ihn vielleicht wieder zu sich. Ich bitte Sie, seien Sie barmherzig, schlagen Sie mir's nicht ab, damit ich wieder zu meinem Alfred zurückkehren kann; ach! ich weiß gar nicht, wo mir der Kopf steht."

Lachtaube entschlüpfte Rudolph's Arm und eilte zu dem Branntweinbrenner hinüber.

„Was ist ihm denn begegnet?" fragte Rudolph Madame Pipelet und folgte ihr in die Portiersloge.

„Weiß ich's ja doch selbst kaum, mein lieber, guter Herr! ich war ausgegangen auf die Mairie, in die Kirche und zum Speisewirth, um meinem armen Alfred diese Gänge zu ersparen; wie ich wieder heimkomme, lieber Himmel, was muß ich da sehen! mein armes, liebes

Männchen liegt am Boden und streckt alle Viere in die Luft. — Kommen Sie nur selbst, Herr Rudolph," setzte sie hinzu, indem sie die Thüre ihrer Höhle öffnete: „sehen Sie nur selbst, ob Einem darüber nicht das Herz blutet."

Entsetzliches Schauspiel! — Noch immer mit dem mörserförmigen Kastorhute auf dem Kopfe, der jedoch, und zwar mit Gewalt, wie sich aus einem quer über den Kopf des Hutes laufenden Bruche zu erkennen war, tiefer und bis über die Augen in den Kopf getrieben war, saß Herr Pipelet am Boden und lehnte den Rücken an seine Bettstelle. Seine Ohnmacht war vorüber und er begann einige leichte Bewegungen mit den Händen zu machen, als ob er irgend einen Gegenstand oder eine Person zurückstoßen wolle und versuchte sich seines improvisirten Visirs und Helms zu entledigen.

„Er zappelt schon, das ist ein gutes Zeichen — jetzt kommt er wieder zur Besinnung!" rief die Portiersfrau; beugte sich zu ihm herab und rief ihm in die Ohren: „was hast Du denn, lieber Alfred? sieh! Deine Stasi ist ja da, — wie geht es Dir? — man bringt Dir gleich Wermuthliqueur, das wird Dich wieder erholen!" — Dann schlug sie ihre schmeichelhaftesten Fisteltöne an und setzte hinzu: „Ach, du lieber Gott! was wäre aus mir geworden, wenn Du, mein liebes Goldmännchen! gestorben wärest! — wer hat Dir denn Etwas zu Leide gethan?"

Alfred stieß einen tiefen Seufzer aus; seine bebenden Hände schienen auf's Neue irgend eine entsetzliche Erscheinung zurückstoßen zu wollen und mit tiefem Athemholen flüsterte er endlich im Tone des wildesten Schrecks das Wort: Cabrion.

„Cabrion? schon wieder dieser Lump von Maler!" rief Frau Pipelet voll Zorn aus. — „Alfred hat die ganze Nacht soviel von ihm geträumt, daß er mich beinahe mit Fußtritten umgebracht hat. Jenes Ungeheuer ist sein Alpdrücken; nicht nur, daß er ihm seine Tage vergiftet, er verbittert ihm auch noch die Nächte, verfolgt ihn sogar

noch im Schlummer. Ja, lieber Herr! es ist gerade, als ob Alfred ein Uebelthäter, und jener Cabrion, den Gott verdamme! sein lebendiges, böses Gewissen wäre!"

Rudolph lachte innerlich, weil er wohl merkte, daß der frühere Nachbar der Lachtaube dem Alten wieder einen Streich gespielt habe.

„So gib mir doch Antwort, Alfred! spiele nicht den Stummen, erschrecke mich nicht so," rief Frau Pipelet, „sieh, liebes Männchen! komm doch wieder zu Dir! wozu mußt Du auch an jenen Schuft denken? Du weißst ja wohl, daß, wenn Du an ihn denkst, es Dir gerade wird, als wenn Du Kohl ißest, Du bekommst Deinen Magenkrampf und erstickst beinahe."

„Cabrion!" wiederholte Pipelet und erhob mit Anstrengung seinen unmäßig tief in den Augen sitzenden Hut, während er voll Entsetzen umherblickte.

Eben kam Lachtaube mit dem kleinen Fläschchen voll Wermuthliqueur zurück.

„Dank Ihnen Mamsell!" sagte die Alte zu ihr und wandte sich dann zu ihrem Gatten; „komm, liebes Männchen, schlürfe mir Das aus! es wird Dich wieder auf die Beine bringen."

Dabei setzte Anastasie ihrem Gatten das Fläschchen muthig an die Lippen und nöthigte ihn, den Liqueur zu verschlucken; vergebens sträubte sich Pipelet muthig dagegen, — die Schwäche ihres Opfers sich zu Nutzen machend, packte sie ihm den Kopf mit fester Hand, steckte ihm mit der andern den Hals der Flasche zwischen die Zähne und nöthigte ihn so, den Wermuthliqueur zu trinken. Als ihr dieß gelungen war, rief sie mit triumphirender Stimme:

„So, liebes Goldmännchen! das wird Dich wieder auf die Beine bringen."

Wirklich öffnete auch Alfred nachgerade die Augen, wischte sich den Mund mit dem Rücken der Hand ab, stand auf und fragte noch immer in erschrecktem Tone;

„Habt Ihr ihn gesehen?"

„Wen denn?" fragte Rudolph.

„Ist er schon wieder fortgegangen?"

„Aber wer denn? Alfred!" fragte Anastasie.

„Je nun, Cabrion!" gab ihr Gatte zur Antwort.

„Wie? er hat es gewagt!" rief die Portiersfrau.

Herr Pipelet, so stumm wie die Bildsäule des Gouverneurs im Don Juan, nickte wie jenes Gespenst zweimal bejahend mit dem Haupte.

„Ist Herr Cabrion da gewesen?" rief Lachtaube und unterdrückte mühsam ihre Lachlust.

„Hat denn die Hölle dieses Ungethüm hinter meinem armen Alfred hergehetzt?" rief Madame Pipelet; „ach! wenn ich nur mit meinem Besen dagewesen wäre, er hätte ihn sammt dem Stiele zu fressen bekommen. Aber so sprich doch, Alfred! erzähle mir Dein Unglück."

Pipelet machte ein Zeichen mit der Hand, daß er sprechen wolle und Alles lauschte gespannt und mit achtungsvollem Schweigen auf die Rede, die der Mann im mörserförmigen Hute nun zu beginnen im Begriffe war. Mit tief gerührter Stimme begann er sich in folgenden Ausdrücken zu äußern:

„Meine Ehefrau hatte mich eben verlassen, um mir die Mühe zu ersparen, dem Befehl dieses Herrn (er deutete dabei auf Rudolph) zu Folge nach der Mairie, in die Kirche und zu dem Speisewirthe zu gehen . . . ."

„Das liebe Männchen litt die ganze Nacht am Alpdrücken, und darum wollte ich ihm diese Mühe ersparen," sagte Anastasie.

„Dieses Alpdrücken hat mir die Vorsehung als eine Ahnung oder Prophezeihung von oben zugeschickt," fuhr Pipelet andächtig fort; „ich hatte von Cabrion geträumt, wie er mich wieder auf's Neue plagte; der Tag war ohnedieß ein unglücklicher für mich, da er gleich mit einem Anschlage auf die Züchtigkeit meiner Gattin begann . . ."

„Alfred! Alfred! schweig doch; Du bringst mich ja

vor diesen Leuten da in Verlegenheit," lispelte Frau Pipelet verschämt und schlug erröthend die Augen nieder.

„Freilich hatte ich geglaubt, meine Schuld des Unglücks bereits abbezahlt zu haben, nachdem jene wollüstigen Schurken sich entfernt hatten," fuhr Herr Pipelet fort, „aber leider hatte ich mich darin verrechnet . . . . . denn o Gott! o Gott!" . . . .

„Fasse Muth, Alfred!" ermahnte Anastasie.

„Ja wohl! ich will es, denn ich brauche Muth; ich werde nun welchen haben," erwiderte Herr Pipelet heldenmüthig; „ich war also hier und saß ruhig vor meinem Tische in tiefem Nachdenken über eine Verbesserung, welche ich am Absatze dieses Stiefels anbringen wollte, den man meiner Industrie anvertraut hatte, da hörte ich plötzlich ein Geräusch, ein leises Pochen an die Scheiben meiner Loge; — war es nun eine Ahnung oder eine Warnung von Oben, genug, es ward mir ganz eng und bang um's Herz, — ich schlug den Blick in die Höhe und sah durch die Glasscheiben . . . . "

„Cabrion!!!" rief Anastasie und schlug die Hände zusammen.

„Ja ihn selbst," erwiderte Herr Pipelet dumpf; — „hier hart unter dem Fenster war sein häßliches Gesicht und er betrachtete mich mit seinen Katzen-, ja, was sage ich, mit wahren Tiger-Augen, gerade wie in meinem Traume; — ich wollte reden, aber die Zunge blieb mir am Gaumen; ich wollte aufstehen, allein ich war wie auf meinem Stuhl genagelt, der Stiefel fiel mir aus den Händen und wie in allen kritischen Momenten und Begebenheiten meines Lebens — blieb ich ganz unbeweglich; — da drehte sich auf einmal der Schlüssel im Schlosse, die Thüre ging auf und Cabrion kam herein!"

„Wie?" er kam herein!? welche Unverschämtheit! welche Frechheit!" rief Madame Pipelet ebenso empört als ihr Gatte über diese Kühnheit.

„Langsam trat er herein," fuhr Alfred fort; — „blieb dann einen Augenblick an der Thüre stehen, um mich

gleichsam mit seinem wilden Blicke zu verzaubern; — dann kam er mir immer näher, blieb bei jedem Schritte stehen und durchbohrte mich ohne ein Wort zu sagen mit seinem starren, stechenden, drohenden, stummen, geisterähnlichen Blicke . . . . ."

„Huh! huh! das überläuft Einem ja eiskalt den Rücken," sagte Anastasie.

„Ich blieb immer noch unbeweglich und in banger Erwartung auf meinem Stuhle sitzen," erzählte der Portier weiter; — „da trat Cabrion immer langsamer auf mich zu und hielt mich unter seinem Blicke wie die Schlange den Vogel, denn er flößte mir Abscheu ein und doch mußte ich ihn wider Willen anblicken; — endlich kam er mir immer näher: ich konnte seinen empörenden Anblick nicht länger ertragen, — es war zu stark für mich, — ich konnte mich nicht mehr halten und schloß die Augen; — da fühle ich auf einmal, wie er die Hände an meinen Hut zu legen und ihn mir von oben abzuziehen wagte; — ich fühle bereits, daß ich baarhaupt bin, — ein Schwindel beginnt meine Sinne zu umnebeln, mein Athem stockt, die Ohren summen mir, — ich blieb mehr und mehr an meinen Sessel festgenagelt und schloß meine Augen immer dichter. Darauf beugt Cabrion sich über mich herab, nimmt meinen Kahlkopf, den ich doch wohl einen ehrwürdigen nennen darf oder wenigstens vor seinem Attentat nennen durfte — nimmt meinen ehrwürdigen Glatzkopf zwischen seine beiden eiskalten Hände, die wie Todtenhände anzufühlen waren und drückte, sage ich, auf meine Stirne, auf welcher kalter Schweiß stund, — einen frechen, schamlosen Kuß! der Unverschämte!" —

Anastasie erhob entsetzt beide Arme gen Himmel und selbst Pipelet mußte tief Athem schöpfen, um fortfahren zu können wie folgt:

„Mein erbittertster Feind, mein Todfeind hatte mich auf die Stirne geküßt, hatte mich gezwungen, seinen eckelhaften Liebkosungen mich zu überlassen, nachdem er mich frevelhaft und auf's Unerbittlichste gepeinigt hatte, ihm

eine Locke von meinem Haar zu verehren! — Eine solche Monstrosität gab mir viel zu denken, und lähmte mich vollkommen; — Cabrion machte sich meine Bestürzung zu Nutze, um mir meinen Hut wieder auf den Kopf zu setzen, und schlug mir ihn dann mit einem Faustschlag wieder in die Augen, wie Sie selbst gesehen haben. Diese letzte Schmach und Mißhandlung drückte mich zu Boden, das Maaß war voll! — Alles drehte sich mit mir im Kreise und ich fiel gerade in Ohnmacht, als ich ihn unter dem Rande meines Hutes hervor ebenso langsam und ruhig und gleichmäßig aus der Loge treten sah, als er hereingekommen war ....“

Diese Schilderung hatte gleichsam die Kräfte des Herrn Pipelet erschöpft; — er sank wie vernichtet in seinen Stuhl zurück und erhob die Hände mit der Geberde stummen Flehens gen Himmel.

Lachtaube ging plötzlich hinaus — ihr Muth war zu Ende und der unüberwindlichste Lachreiz erstickte sie fast; — sie fühlte, daß sie sich nicht länger mehr mäßigen konnte. Selbst Rudolph vermochte nur mit der größten Mühe länger ernst zu bleiben.

Auf einmal ertönte von draußen auf der Straße jener dumpfe verworrene Lärm, den die Ankunft oder das Zusammenströmen einer großen Volksmenge verursachen; man hörte einen drohenden dumpfen Auflauf und Tumult am Hauseingange und vor der Hausthüre, und das Aufstoßen von Flintenkolben, das Klirren von Waffen ertönte auf den Steinplatten des Hausganges und der Schwelle.

VII.

Die Verhaftung.

„Mein Gott, Herr Rudolph!" rief Lachtaube und stürzte bleich und zitternd die Portiersloge herein, „draußen ist ein Commissär mit Wache!"

„Die liebe, heilige, himmlische Gerechtigkeit ist mit uns und überwacht mich!" rief Herr Pipelet in seiner Aufwallung frommen Dankes; — „die Polizei kommt, um Cabrion zu arretiren, — wie schade, daß es jetzt schon zu spät ist!"

Ein Polizeikommissär, an der dreifarbigen Schärpe erkennbar, die er unter seinem schwarzen Frack trug, trat in die Portiersloge; der Mann hatte ernste und strenge, doch würdige und Achtung einflößende Züge, die ihm Vertrauen gewannen.

„Es ist zu spät, Herr Kommissär! der Verbrecher ist bereits entwischt!" sagte Herr Pipelet schwermüthig, — „allein glücklicherweise kann ich Ihnen sein Signalement geben: ein wildes Lächeln um den Mund, — freche, unverschämte Manieren wie..... wie eine....."

„Von wem reden Sie denn?" fragte die obrigkeitliche Person.

„Von Cabrion, Herr Kommissär," versetzte der alte Portier, „wenn Sie sich ein wenig beeilen, können Sie ihn noch einholen!"

„Ich weiß nicht, was Sie mit Ihrem Cabrion wollen, den ich gar nicht kenne," sagte der Commissär ungeduldig, — „sagen Sie mir lieber, ob nicht ein gewisser Jerôme Morel, ein Steinschleifer, hier im Hause wohnt?"

„Allerdings, Herr Kommissär," versetzte Madame Pipelet, und legte ihre Hand militärisch grüßend an ihre Perücke.

„Führen Sie mich in seine Wohnung!“ bat der Kommissär fast mehr im befehlenden Tone.

„Der Steinschleifer Morel?“ rief die Portiersfrau höchlich erstaunt, — „das ist ja wahrhaftig ein Schäflein des lieben Gottes selber..... Der ist wahrlich unfähig, irgend etwas Unrechtes.....“

„Ich frage nur, ob dieser Steinschleifer Morel hier wohnt? Ja oder Nein?“

„Ja doch, Herr Kommissär,“ erwiderte die Alte, „er wohnt mit seiner Familie oben in einer Dachstube.“

„So führen Sie mich zu ihm hinauf!“ sagte der Polizeimann; hierauf wandte er sich an einen andern Mann, der ihn begleitete und sagte zu ihm: „Lassen Sie die Treppe und den Hausgang mit zwei Municipal-Gardisten besetzen, die nicht vom Platze weichen sollen. Schicken Sie alsdann auch Justin fort, daß er einen Fiaker herbeihole!“

Der Mann ging wieder hinaus, dem erhaltenen Befehle Folge zu leisten.

„So, mein Herr,“ wandte sich jetzt der Polizeikommissär an Herrn Pipelet, — „nun stehe ich zu Diensten! führen Sie mich zu den Morel's hinauf!“

„Wenn Sie nichts dagegen haben, Herr Kommissär, werde ich Sie an Alfred's Stelle begleiten,“ sagte die Portiersfrau; „mein armes Männchen ist plötzlich unpäßlich geworden in Folge des Anblicks von Cabrion, der ihm, wie Wurmsamen, das Herz im Leibe herumdreht!“

„Mir ist's gleichgültig, ob Sie oder Ihr Mann es sind! — lassen Sie uns nur eilen!“ sagte der Beamte.

Madame Pipelet schritt voran, und die obrigkeitliche Person klimmte rasch hinter ihr die Treppen empor; bald aber blieb er stehen, weil er sah, daß Rudolph und die Lachtaube ihm folgten.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?“ fragte er die Beiden.

„Es sind die Miethsleute vom vierten Stockwerke,“ gab ihm Frau Pipelet zur Antwort.

„Entschuldigen Sie, mein Herr, ich wußte nicht, daß Sie zum Hause gehören!“ sagte der Kommissär hierauf im Tone höflicher Entschuldigung zu Rudolph.

Sobald dieser das artige Benehmen des Beamten inne ward, erwiderte er ihm:

„Sie finden oben eine Familie in der äußersten Verzweiflung, mein Herr; ich weiß nicht, was für ein neuer Schlag den unglücklichen Handwerker bedroht, allein er ist schon in der vergangenen Nacht auf das Gräßlichste auf die Probe gesetzt worden. — Eins seiner Kinder, das schon lange an einer schleichenden Krankheit hinsiechte, ist heute Nacht . . . unter seinen eigenen Augen . . . vor Kälte, Hunger und Elend umgekommen — heute Morgen fand man es todt und erstarrt im Bette!“

„Wäre es möglich?“ rief der Beamte überrascht.

„Ja wohl, Herr Kommissär, das ist die lautere Wahrheit!“ sagte Frau Pipelet; „ohne diesen Herrn hier, der mit Ihnen spricht und der König aller Miethsherren ist, da er durch seine Wohlthaten den armen Morel vor dem Schuldthurm gerettet hat, wäre die ganze Familie des Steinschleifers Hungers gestorben.“

Der Kommissär blickte Rudolph mit ebenso viel Ueberraschung als Theilnahme an.

„Es ist so,“ entgegnete Rudolph bescheiden; „allein die Sache verhält sich einigermaßen anders, und mir selbst gebührt das wenigste Verdienst davon; eine höchst menschenfreundliche Person hatte erfahren, daß Morel, für dessen Ehrenhaftigkeit und Rechtschaffenheit ich mich verbürge, sich in einer ebenso bedauernswerthen als unverdienten Lage befand, und mich beauftragt, eine Wechselschuld des armen Mannes zu bezahlen, für welche die Gerichtsdiener den armen Arbeiter, die einzige Stütze einer zahlreichen Familie, in's Gefängniß schleppen wollten.“

Dem Kommissär fiel sowohl der Adel der Züge als die ruhige Würde und edle Zwanglosigkeit in den Manieren Rudolph's auf, und er erwiderte ihm unverweilt:

„Ich zweifle nicht an der Rechtschaffenheit dieses Mo-

rel und bedauere nur, meinen peinlichen Auftrag gerade vor Ihnen und Ihren Augen vollziehen zu müssen, mein Herr, da Sie sich so lebhaft und warm dieser Familie annehmen!"

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Kommissär?" sagte Rudolph.

„Aus den Diensten zu schließen, welche Sie diesen Morels erwiesen haben, sowie aus Ihrem Benehmen und Ihrer Sprache, muß ich in Ihnen, mein Herr, einen Mann von Stande erkennen," versetzte der Beamte, — „da ich nun überdieß keinen Grund habe, Ihnen die Ursache des Verhaftbefehls zu verbergen, der mich hieherführte, will ich Ihnen nur eingestehen, daß es sich um die Verhaftung der Louise Morel, der Tochter jenes Steinschleifers, handelt!"

Die Erinnerung an die Goldrolle, welche Louise den Gerichtsdienern angeboten hatte, schoß Rudolph auf einmal durch den Kopf.

„Wessen ist das arme Mädchen denn angeklagt?" fragte er den Beamten.

„Ein dringender Verdacht des Kindsmords lastet auf ihr!" war die Antwort.

„Auf ihr?! — wehe über den armen Vater!" rief Rudolph.

„Aus dem, was Sie, mein Herr, mir so eben mitzutheilen die Güte hatten," fuhr der Kommissär fort, „muß ich schließen, daß in den traurigen Umständen, worin der arme Handwerker sich dermalen befindet, dieser doppelte Streich ihm entsetzlich sein muß, — unglücklicherweise und leider muß ich aber die mir ertheilten Befehle vollziehen!"

„Es handelt sich also nur von einem einfachen Verdachte? es fehlen also noch alle Beweise?" fragte Rudolph.

„Ich kann mich über diesen Gegenstand nicht weiter verbreiten," sagte der Kommissär; „die Gerichte erhielten die erste Anzeige von diesem Verderben oder Verdachte durch die Angabe eines in jeder Beziehung höchst ach-

tungswerthen Mannes, des Dienstherrn jener Louise Morel . . . . ."

„Des Notars Jakob Ferrand?" rief Rudolph voll Abscheu.

„Zu dienen, mein Herr!" versetzte der Andere, — „doch wozu diese Lebhaftigkeit, dieser heftige Groll, welchen Sie gegen diesen Mann an den Tag legen?"

„Dieser Ferrand ist ein elender, niederträchtiger, abscheulicher Heuchler und Bösewicht; glauben Sie mir!" sagte Rudolph voll tiefen Ernstes und glühenden Hasses.

„Ich sehe mit Bedauern, daß Sie den Herrn nicht kennen, von welchem Sie reden, mein Herr," sagte der Commissär; „dieser Herr Ferrand ist der ehrenhafteste Mensch von der Welt, ein Muster von Frömmigkeit und allseitig anerkannter Rechtschaffenheit!"

„Dennoch wiederhole ich Ihnen noch einmal, Herr Kommissär, daß dieser Notar der verworfenste Verbrecher und Bösewicht ist!" sagte Rudolph; — „Ferrand wollte den armen Morel in's Gefängniß stecken lassen, weil Louise seine abscheulichen schändlichen Anträge mit Entrüstung und Verachtung zurückwies; — wenn Louise nur auf die Angabe eines solchen Mannes hin angeschuldigt worden und verdächtig gemacht ist, so werden Sie mir zugeben, mein Herr, daß diese Annahme wenig Glauben verdient!"

„Es ist nicht meine Sache und nicht passend für mich, über den Werth der Angaben des Herrn Ferrand zu entscheiden," sagte frostig der Kommissär; — „die Rechtspflege hat sich dieser Sache bereits angenommen, und die Gerichte werden ihrer Zeit darüber erkennen: was mich anbelangt, so habe ich nur den Auftrag, mich der Person der Louise Morel zu versichern, und ich vollziehe jedenfalls meinen Auftrag."

„Sie haben ganz Recht, Herr Kommissär," erwiderte Rudolph, — „es thut mir leid, daß eine Regung vielleicht des gerechtesten Aergers, Grolls und der Entrüstung mich vergessen ließ, daß hier weder die Zeit noch der Ort ist

eine solche Discussion anzuheben. Nur noch ein Wort zu Ihnen; der Leichnam des armen Kindes, das Morel heute Nacht verloren hat, ist in der Dachstube oben, und ich habe der Familie inzwischen mein eigenes Zimmer angeboten, um ihr den traurigen Anblick dieses Leichnams zu ersparen; — Sie werden also wahrscheinlich den Steinschleifer und seine Tochter in meinem Zimmer treffen. Deßhalb nun beschwöre ich Sie, mein Herr, im Namen der Menschlichkeit, Louise nicht so plötzlich inmitten all dieses Elendes zu verhaften und der armen Unglücklichen zu schonen, welche kaum einem so entsetzlichen Loose entrissen worden sind. Morel ist heute Nacht und diesen Morgen schon von so furchtbaren Schicksalsschlägen heimgesucht worden, daß seine Vernunft ferneren nicht widerstehen könnte, und seiner gefährlichen kranken Gattin würde ein solcher Schlag ebenfalls den Tod geben!"

„Ich habe stets meine Amtsverrichtungen und Aufträge mit möglichster Schonung zu vollziehen gestrebt, und werde dieß auch in diesem Falle thun!" sagte der Kommissär.

„Wenn Sie mir erlauben wollten, Sie noch um eine Gefälligkeit zu bitten, so möchte ich Ihnen gerade für den vorliegenden Fall einen Vorschlag machen," hub Rudolph an; — „das junge Mädchen, das uns mit der Portiersfrau folgt, bewohnt das Zimmer, welches hart an das meinige stößt, und ich zweifle nicht, daß sie es Ihnen gerne auf etliche Zeit zur Verfügung stellen wird: Sie könnten alsdann zuerst Louise und dann auch, wenn es nöthig wäre, ihren Vater herüberkommen lassen, damit das arme Mädchen ihm wenigstens Lebewohl sagen kann.... Auf diese Weise würden Sie wenigstens der armen kranken, vom Verluste ihrer jüngsten Tochter tief darniedergebeugten Mutter einen erschütternden herzzerreißenden Auftritt ersparen."

„Ich willige gerne in Ihren Vorschlag, wenn er sich ausführen läßt!" erwiderte der Kommissär. —

Die Unterhaltung, welche wir hier fast wörtlich wie-

dergegeben haben, wurde mit halblauter flüsternder Stimme geführt, und Mamsell Lachtaube und Frau Pipelet hielten sich mittlerweile in ehrerbietiger Entfernung vom Kommissär und Rudolph; dieser näherte sich jetzt wieder der Grisette, welche über der Anwesenheit des Polizeimannes an allen Gliedern zitterte, und sagte zu ihr:

„Liebe Nachbarin, ich muß Sie schon wieder um eine Gefälligkeit bitten; Sie müssen mir auf ein kleines Stündchen ihr Stübchen überlassen!"

„So lange Sie wollen, Herr Rudolph! Sie haben ja den Schlüssel!" entgegnete sie; — „aber mein Gott, was ist denn wieder im Werke?"

„Droben sollen Sie alsbald Alles erfahren," vertröstete er sie! — „nun noch Eins: Sie müssen mir aber noch den Gefallen thun, nach dem Tempel zurückzukehren und den Befehl zu ertheilen, daß man die von uns erkauften Sachen erst in einer Stunde hieher bringe!"

„Ich bin recht gerne erbötig, Herr Rudolph," sagte Lachtaube, „aber droht denn den armen Morels schon wieder ein neues Unheil?"

„Leider ja!" gab er zur Antwort, „dießmal widerfährt ihnen etwas recht Schmerzliches und Trauriges — bei der Rückkehr sollen Sie es erfahren!"

„Nun denn, Nachbar, ich eile nach dem Tempel! — Du lieber Gott, ich glaubte ja schon, daß, Dank Ihnen, die wackern Leutchen aller Mühe und alles Kummers enthoben seien.....!" rief die Grisette und eilte die Treppe hinab.

Rudolph hatte insbesondere seiner hübschen, gemüthlichen Nachbarin den traurigen Auftritt der Verhaftung Louisens ersparen wollen.

„Herr Kommissär," hub Frau Pipelet an, „da unser trefflicher Hausherr, der König aller Miethsleute, Ihnen den Weg zeigt, will ich wieder zu meinen lieben Alfred hinuntergehen; ich bin in steter Angst und Sorge um ihn, da er sich kaum erst von seiner Ohnmacht wegen Cabrion erholt hat!"

„Gehen Sie immerhin, Madame!" entgegnete der Kommissär und blieb mit Rudolph allein.

Beide kamen eben auf dem Vorplatze des vierten Stockwerks den beiden Thüren gegenüber an, hinter deren Einer die Lachtaube hauste, während in den Räumen des andern Gemaches der Steinschleifer und seine Familie einstweilen untergebracht worden waren, als auf einmal die Thüre der letztern Wohnung sich öffnete und Louise bleich und mit verweinten Augen plötzlich heraustrat.

„Adieu, Adieu, lieber Vater!" rief sie in's Zimmer hinein, — „ich werde wiederkommen, für jetzt aber muß ich gehen!"

„Louise, mein Kind, o höre mich doch!" erwiderte Morel, der seiner Tochter auf dem Fuße folgte und sie zurückzuhalten suchte.

Beim Anblicke Rudolph's und der obrigkeitlichen Person blieben Louise und ihr Vater erschrocken stehen.

„Ach, lieber Herr, großmüthiger Retter!" sagte Morel zu Rudolph, als er ihn wieder erkannte, „helfen Sie mir doch Louise überreden, daß sie nicht von uns geht. Ich weiß nicht, was sie hat, aber es macht mir bange, daß sie uns verlassen will! Nicht wahr, mein Herr, sie soll nicht mehr in ihren Dienst, nicht mehr zu dem Notar zurückkehren? Haben Sie mir nicht gesagt: Louise solle mich nimmer wieder verlassen, — das soll mein Lohn sein!? — Ach lieber Gott! über diesem glücklichen, erwünschten Versprechen habe ich einen Moment lang den Tod meiner armen, guten Adele vergessen; — nicht wahr, Louise, wir trennen uns nicht wieder, — gar nicht mehr, nie wieder!"

Rudolphs Brust drohte zu bersten, sein Herz erstarrte, und er vermochte nicht so viel über sich, auch nur ein Wort zu äußern.

Der Kommissär aber schritt auf Louise zu und fragte in strengem Tone:

„Sie nennen sich Louise Morel, nicht wahr?"

„Ja, mein Herr!“ erwiderte das Mädchen, erbebend, und mit fast tonloser Stimme.

Rudolph hatte einstweilen das Zimmer der Lachtaube aufgeschlossen und stand, unter der offenen Thüre harrend.

„Sie sind Jerome Morel, der Vater dieses Mädchens, nicht wahr?“ wandte sich der Commissär hierauf an den verdutzten Steinschleifer.

„Ja, mein Herr! was steht Ihnen . . . .“

„Treten Sie gefälligst auf einen Augenblick mit Ihrer Tochter hier herein!“ sagte der Commissär, auf die Thüre der Lachtaube deutend, unter welcher Rudolph noch stand.

Durch die Anwesenheit des Letztern beruhigt, gehorchten der Steinschleifer und Louise bestürzt und verwirrt dem Befehl des Kommissärs, der die Thüre hinter sich verschloß und sich mit tief gerührter Stimme an den unglücklichen Vater wandte:

„Ich weiß, welch ein rechtschaffener achtbarer Mann Sie sind, Herr Morel, darum gebe ich Ihnen auch mit dem größten Bedauern und wahrem Schmerz die Nachricht, daß ich im Namen des Gesetzes — Ihre Tochter verhaften muß!“

„Alles ist entdeckt . . . . . ich bin verloren!“ rief Louise halb ohnmächtig und sank ihrem Vater in die Arme.

„Was sagst Du da, mein Kind? was redest Du!“ rief Morel wie angedonnert; — „Du bist nicht bei Dir, Du bist toll! — warum denn verloren? . . . . . Dich verhaften? — warum Dich verhaften? wer will Dich verhaften?“

„Ich — im Namen des Gesetzes!“ rief der Kommissär und deutete auf seine Schärpe.

„O wehe, wehe mir!“ rief Louise in die Kniee sinkend.

„Warum denn im Namen des Gesetzes?“ rief der Handwerker, dessen Vernunft unter diesem neuen Stoß bereits sich zu umdämmern begann; — „warum will man mein Kind im Namen des Gesetzes verhaften? — Ich

hafte für Louise, mein Kind, mein armes, würdiges Kind! — nicht wahr, Louise? — Wie? Dich will man verhaften, gerade in dem Augenblicke, wo unser gütiger Engel, unser Schutzgeist Dich uns wiedergibt, um uns für den Verlust meiner kleinen Adele zu entschädigen? .. Geht mir, geht! das ist nicht möglich! — Und dann, Herr Kommissär, mit Verlaub gesprochen, arretirt man nur Uebelthäter, nur Verbrecher, — verstanden? Meine gute Louise aber hat Niemanden etwas Böses gethan! Nicht wahr, liebes Kind, der Herr da täuscht sich? — Ich heiße zwar Morel, allein es gibt noch mehrere dieses Namens; — Du heißt zwar Louise, aber es gibt noch mehrere Louisen! — Da sehen Sie selbst, Herr Kommissär, daß hier ein Irrthum, ein Mißverständniß ganz gewiß vorwaltet!"

„Leider waltet hier kein Irrthum vor und ich muß Ihnen diese Täuschung grausam zerstören," entgegnete der Kommissär milder; „Louise Morel, schicken Sie sich an, Ihrem Vater Lebewohl zu sagen!"

„Sie wollen mir mein Kind nehmen? Sie wollen sich erfrechen . . . . ?" rief Morel mit bitterem Schmerz und kaum verhaltener Wuth, und trat mit drohender Geberde der obrigkeitlichen Person entgegen.

Rudolph erfaßte ihn beim Arme, zog ihn bei Seite und sagte zu ihm: „Beruhigen Sie sich, fassen Sie Hoffnung, mein lieber Mann! Ihre Tochter wird bald wieder freigesprochen, ihre Unschuld zeitig genug erkannt werden; sonder Zweifel ist sie nicht schuldig!"

„Wessen soll sie denn schuldig sein?" rief der Steinschleifer lebhaft, — „sie kann kein Vergehen begangen haben, darauf lasse ich mir meine Hand hier abbrennen!" — Plötzlich aber erinnerte er sich des Goldes, das Louise gebracht hatte, um die Wechselschuld zu bezahlen, und mit keuchender Brust und unsicherer Stimme rief er, mit einem fürchterlichen Blick auf Louise, dieser zu: „das Geld von heute früh, Louise . . . . . ?"

Seine Tochter verstand ihn alsbald.

„Ich? ich sollte stehlen, Vater? können Sie das von mir denken?" rief sie und die edelste Entrüstung, der heiligste Zorn übergoß ihre Wangen mit dunklem Scharlach; ihre Stimme, ihr Blick und ihre Geberde beruhigten den Vater.

„Ich wußte es wohl!" rief er, — „sehen Sie nun selbst, Herr Kommissär, sie läugnet es — und, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, sie hat in ihrem ganzen Leben noch nicht gelogen! — Fragen Sie Alle, welche sie kennen: Alle müssen das bestättgen wie ich! — Sie sollte lügen? pfui! sie ist zu stolz dazu! — Ueberdem ist ja der Wechsel von unserem Wohlthäter bezahlt worden; — und das Gold will sie nicht einmal behalten, — sie wollte es der Person wieder zurückgeben, welche es ihr geliehen und ihr verboten hatte, sie zu nennen, — nicht wahr, Louise?"

„Ihre Tochter ist auch keineswegs des Diebstahls angeklagt, Herr Morel!" sagte der Polizeibeamte.

„Aber, ach Gott! wessen klagt man sie denn an?" rief der arme Handwerker, — „ich, ihr Vater, schwöre Ihnen feierlich zu, daß sie, wessen man sie auch anklagen mag, unschuldig ist, und so wahr ich lebe, ich habe in meinem ganzen Leben nie gelogen!"

„Wozu wollten Sie auch diese Anschuldigung kennen lernen?" sagte Rudolph zu Morel, dessen Schmerz und Elend ihn fast zu Thränen rührte; — „Louisens Unschuld wird an den Tag kommen und bewiesen werden: die Person, welche so lebhaften Antheil an Ihnen nimmt, wird sich auch Ihrer Tochter annehmen! — Nur muthig, mein Freund! nur unverzagt! Die Vorsehung wird auch dießmal Ihr Vertrauen nicht zu Schanden machen. Küssen Sie Ihre Tochter noch einmal; — Sie sollen sie bald wiedersehen!"

„Herr Kommissär!" rief der Steinschleifer, ohne auf Rudolph's Zureden zu hören; „man nimmt einem armen Vater sein Kind nicht hinweg, ohne ihm wenigstens zu sagen, wessen es angeklagt ist! Ich will Alles wissen; —

Louise, sprich Du, wenn dieser Herr grausam genug ist, gegen mich nichts zu sagen?"

„Ihre Tochter steht im Verdacht des — Kindermords!" gab der Kommissär zögernd zur Antwort.

„Wie? wie? — ich verstehe ..... Sie ..... nicht!" stotterte Morel mit fast tonloser Stimme, und seine schwachen Kniee wankten.

„Ihre Tochter wird angeschuldigt, Ihr Kind getödtet zu haben!" erwiderte der Beamte mit unsicherer Stimme, denn die ganze Scene rührte auch ihn tief. — „Noch fehlen aber freilich die Beweise, daß sie diese That wirklich begangen hat!"

„Nein, mein Herr! das ist nicht wahr! das habe ich nicht gethan!" rief Louise und richtete sich mit dem Stolze der Unschuld aus aller Kraft empor. — „Ich schwöre Ihnen bei dem Allerheiligsten, daß es schon todt war, daß es nicht mehr athmete, — es war eiskalt — ich wußte nicht, wo mir der Kopf stund, ich konnte nicht denken; — Das ist mein ganzes Verbrechen! — Aber mein Kind zu tödten, pfui, pfui! nie, niemals hätte ich das gethan!" —

„Dein Kind, Nichtswürdige!" rief Morel und erhob beide Hände, als ob er sie unter dieser Geberde und dieser entsetzlichen Auflehung der himmlischen Rache hätte niederschmettern wollen.

„Gnade! mein Vater, Gnade!" rief sie und sank vor ihm in die Kniee.

Nach einer furchtbaren Pause fuhr Morel mit noch erschrecklicherer Ruhe fort: „Herr Kommissär, ich bitte Sie jetzt selbst, dieses Geschöpf da hinwegzuführen; — sie ist nicht meine Tochter!" ......

Der Steinschleifer wollte zum Zimmer hinausgehen, aber Louise warf sich ihm in den Weg, umfaßte seine Kniee mit beiden Armen, warf den Kopf zurück und rief mit tief erschütternder, flehentlicher Stimme:

„Mein theurer Vater, hören Sie mich nur an..... lassen Sie mich nur einen Augenblick reden!"

„Herr Kommissär, führen Sie diese Dirne da hinweg! ich kenne sie nicht mehr, ich überlasse sie Ihnen!“ sprach der Steinschleifer mit schneidender, eisiger Kälte und gab sich alle mögliche Mühe, sich der Umarmung Louisens zu entziehen.

Rudolph hielt ihn auf und sagte mit gerührter, eindringlicher Stimme zu ihm: „Schenken Sie ihr Gehör; — seien Sie wenigstens jetzt nicht unbarmherzig gegen sie!“ —

„Gegen sie? — o mein Gott! mein Gott!“ widerholte Morl, und drückte seine beiden Fäuste gegen die Stirne; — „gegen sie, die sich und mich entehrt hat? — gegen die Niederträchtige, Abscheuliche? gegen die Verbrecherin!“

„Und wenn sie ihre Ehre aufgeopfert hätte, um Sie zu retten!?“ flüsterte ihm Rudolph ins Ohr.

Diese Worte wirkten wie ein Donnerschlag auf Morel: sein Blick fiel herab auf die lautweinende, noch immer vor ihm auf den Knieen liegende Tochter, — er befragte sie mit einem ganz unbeschreiblichen Blicke und rief, die Zähne vor Wuth fletschend, mit unheimlicher dumpfer Stimme:

„Ist der Notar . . . . .?“

Louise wollte antworten, ihre Lippen öffneten sich schon zur Entgegnung, — allein plötzlich schien ihr die Ueberlegung das Schweigen räthlicher zu machen, als das Reden, und sie senkte vernichtet das Haupt, und verharrte in stummer Schaam.

„Nein, nein! unmöglich! — er wollte mich ja heute früh in's Gefängniß werfen lassen!“ rief Morel mit lautem, wahnwitzigem Lachen. — „Er kann es unmöglich sein! — Desto besser! desto besser! . . . . so hat sie wenigstens keine Entschuldigung für ihren Fehler, ich habe selbst keinen Antheil an ihrer Schande, — ich kann und darf sie ohne Gewissensbisse von meiner Seite verfluchen!“ . . . . .

„O nein, Vater! — verstoßen, verfluchen Sie mich

nicht! — ich werde Ihnen Alles eingestehen, aber nur Ihnen allein!" — rief Louise; — „o, Sie sollen sehen, ob ich nicht Verzeihung verdiene, ob ich nicht ganz unschuldig bin!"

„Schenken Sie ihr Gehör . . . . aus Mitleid, aus Erbarmen!" sagte Rudolph zu Morel.

„Was kann sie mir erzählen?" rief der arme Vater, — „ihre Schmach, ihre Schande? o sie wird bald offenkundig werden! . . . . ich kann's erwarten!"

„Liebster Herr!" rief Louise und wandte sich an den Beamten, — „ich bitte Sie um Gotteswillen, lassen Sie mich nur mit meinem Vater ein Paar Worte reden, ehe ich ihn — vielleicht für immer verlasse . . . . Und Sie, mein Herr, der Sie unser großmüthiger Retter waren, sollen ebenfalls zuhören — aber nur Sie und mein Vater . . . . . "

„Ich gewähre Ihnen diese Bitte, Louise Morel!" entgegnete der gerührte Beamte.

„Wollen Sie denn ganz gefühllos sein? wollen Sie Ihrem armen Kinde diesen letzten Trost abschlagen?" fragte Rudolph den Steinschleifer; — „wenn Sie mir für den Dienst, den ich Ihnen geleistet habe, nur auch einige Erkenntlichkeit schuldig zu sein glauben, — so gewähren Sie diese Bitte Ihres Kindes!"

„Nach einer Pause düstern, unheimlichen Schweigens erwiderte Morel mit unsicherer Stimme: „Lassen Sie uns gehen!"

„Aber wo sollen wir denn hingehen?" fragte Rudolph, — „Ihre Familie ist ja im Zimmer drüben!"

„Wohin wir gehen werden?" rief der Steinschleifer mit bitterer Ironie, — „wohin? . . . . hinauf, hinauf, nach der Bodenkammer! zu dem Leichnam meines armen Kindes! — Der Ort ist gut gewählt für eine Beichte, nicht wahr? Laßt uns gehen! . . . . wir wollen sehen, ob die Dirne es wagen wird, Angesichts des Leichnams ihrer kleinen seligen Schwester eine Lüge zu sagen! Vorwärts!" . .

Ohne Louise eines Blickes zu würdigen, stürzte Mo-

rel verwirrt und mit wankenden Knieen aus dem Zimmer der Lachtaube.

„Ich bitte Sie, verehrter Herr!“ flüsterte der Commissär Rudolph zu, — „ich bitte Sie im Interesse des armen Vaters, verlängern Sie nicht unnöthigerweise diese Unterredung; — ich finde nun selbst, daß Sie Recht hatten: seine Vernunft vermag dem schweren Schlage nicht zu widerstehen; noch so eben war sein Blick beinahe der eines Wahnsinnigen!“

„Ach, lieber Herr! ich fürchte, wie Sie, ein neues entsetzliches Unglück,“ entgegnete Rudolph, „eben darum werde ich auch so viel möglich diesen herzzerreißenden Abschied abzukürzen suchen!“

Rudolph holte den Steinschleifer und seine Tochter wieder ein.

So seltsam und entsetzlich auch der Entschluß Morels erschien, war er doch übrigens so zu sagen durch die Umstände geboten: der Beamte verstand sich dazu, den Ausgang der Unterredung im Zimmer der Lachtaube abzuwarten, und da Morels Familie das von Rudolph gemiethete Zimmer bewohnte, blieb ihm nichts übrig, als die Bodenkammer.

In dieses abscheuliche Loch begaben sich nun Louise, ihr Vater und der tief erschütterte Rudolph.

VIII.

Das Bekenntniß.

Es war ein düsterer, trauriger Anblick, der sich den drei Personen bot: Inmitten der Mansarde, wie wir sie schon früher beschrieben haben, lag auf dem Lager der Blödsinnigen der Leichnam des jungen Mädchens, das am

Morgen gestorben war, mit einem zerfetzten Tuche nur leicht überdeckt.

Die Tageshelle, welche spärlich, aber desto bestimmter durch die enge Lucke des Daches herunterfiel, warf auf die Gestalten der drei bei dieser Scene betheiligten Personen scharf abgegränzte Lichter und Schatten.

Rudolph, der stehend mit dem Rücken an der Wand lehnte, war tief gerührt. Morel saß auf dem Rande seines Werktisches, gesenkten Hauptes, mit schlaff herabhängenden Händen und stierem, wildem Blicke, den er nicht von der Matratze wegwendete, auf welchem der entseelte Körper seines armen Kindes lag.

Bei diesem Anblick legten sich Zorn und Entrüstung des Steinschleifers und verwandelten sich in eine Schwermuth voll unaussprechlicher Bitterkeit; seine Energie verließ ihn und er fühlte sich von diesem neuen Schlage ganz zu Boden gedrückt.

Louise, deren Gesicht eine tödtliche Bläße überzog, fühlte sich einer Ohnmacht nahe; sie schauderte zurück vor der Entdeckung, welche sie machen sollte, vor dem Räthsel, dessen Schleier zu lüften sie im Begriff stund; doch erkühnte sie sich, die Hand ihres Vaters zitternd zu ergreifen, — diese von übermäßiger Arbeit abgemagerte und verunstaltete Hand.

Morel zog sie nicht zurück; da brach seine Tochter auf einmal in bitteres Schluchzen aus, bedeckte sie mit Küssen, und er fühlte bald eine heiße Thräne die kalte Hand befeuchten, wie Louisens warmer Athem, der über seine Hand strich, einen eigenthümlichen, magischen Reiz auf ihn ausübte.

Da war Morels Zorn auf einmal verschwunden, seine lange zurückgehaltenen Thränen brachen hervor und quollen unerschöpflich.

„Ach! wenn Sie wüßten, lieber Vater! wenn Sie wüßten, wie sehr ich zu beklagen bin!“ . . . .

„O schweige! schweig, Louise! das ist der herbste

Gram und Kummer meines ganzen Lebens," erwiderte der Steinschleifer weinend; „mein Gott! Dich soll ich im Gefängnisse, Dich auf der Bank der Verbrecher sehen, die Du so stolz warst, als Du noch ein Recht hattest, stolz zu sein! . . . — Nein! nein!" fuhr er in einem neuen Anfalle verzweiflungsvollen Schmerzes fort, „lieber möchte ich Dich unter dem Leichentuche neben Deinem armen Schwesterchen hier sehen!" . . . .

„Ich selbst möchte am liebsten hier liegen! — glauben Sie mir's, Vater!" rief Louise.

„Schweig, unglückseliges Kind! Du machst mir noch mehr bange!" entgegnete Morel; — „es war nicht recht von mir, Dir das zu sagen, allein ich bin selbst nicht bei mir; — nun rede, mein Kind! erzähle Alles, aber hüte Dich, um Gottes willen! vor jeder Lüge; — sage mir die Wahrheit, so entsetzlich sie auch immer sein mag; wenn ich sie von Dir erfahre, wird sie mich minder grausam, minder erschrecklich dünken. — Rede schnell! unsere Augenblicke sind ja kostbar, und drunten wartet man schon auf Dich! O gerechter Himmel! welch' ein trauriger Abschied!"

„Ich will Ihnen Alles sagen, bester Vater! will Alles eingestehen," entgegnete Louise, indem sie ihren ganzen Muth zusammen nahm; — „aber versprechen Sie mir, wie es mir unser Retter ebenfalls versprechen mag, das Alles Niemanden mitzutheilen . . . . keiner Seele! — Wenn er wüßte, daß ich gesprochen habe, daß Ihr mein Geheimniß erfahret, seht, so wäret Ihr verloren, gleich mir, ganz zu Grunde gerichtet, denn Ihr kennt die Gewalt und Wildheit dieses Menschen gar nicht!"

„Welches Menschen?" fragte Morel.

„Meines Brodherrn," erwiderte sie.

„Des Notars?" fragte Rudolph.

„Ja!" flüsterte Louise und blickte um sich, als ob sie fürchtete, gehört worden zu sein.

„Beruhigen Sie sich," erwiderte Rudolph; „dieser Mann ist zwar grausam und mächtig, aber wir werden

ihn besiegen, wir werden ihn mit seinen eigenen Waffen schlagen! — Wenn ich übrigens enthüllen würde, was Sie uns jetzt erzählen wollen, so geschähe es einzig nur in Ihrem Interesse oder in dem Ihres Vaters!"

„Ja, Louise!" rief Morel, wenn ich sprechen werde, so geschieht es nur in dem Bestreben, Dich zu retten. Aber was hat denn Dir dieser niederträchtige Mann gethan?"

Louise sann einen Augenblick nach.

„Ich muß Ihnen noch eine Bitte auferlegen," hub sie an; Sie müssen mir Stillschweigen geloben wegen eines andern Mannes, den ich nicht verrathen darf; in meiner Erzählung wird nämlich noch von Jemand Anderem die Rede sein, der mir einen wesentlichen Dienst geleistet hat und für meinen Vater und seine ganze Familie stets voll Güte und Gefälligkeit sich erwies; — er stand bei Herrn Ferrand im Dienste, als ich zu ihm in's Haus kam, und ich habe einen Schwur gethan, ihn nie zu verrathen."

Rudolph dachte, daß es sich hier vielleicht um Franz Germain handle, und sagte zu Louisen:

„Wenn Sie Herrn Franz Germain meinen, so beruhigen Sie sich nur; sein Geheimniß wird bei mir und Ihrem Herrn Vater gut aufgehoben sein."

Louise betrachtete Rudolph voll Ueberraschung; „Sie kennen ihn?" fragte Sie.

„Wie?" rief Morel, „der gütige, wackere junge Mann, welcher drei Monate lang hier im Hause wohnte, war bei dem Notar angestellt, als Du zu ihm in's Haus kamst? — Als Du ihn das Erstemal hier sahst, schienst Du ihn ja gar nicht zu kennen?"

„Das war unter uns verabredet, Vater!" entgegnete Louise; „er hatte gewichtige Gründe, es zu verschweigen, daß er bei Herrn Ferrand arbeite. Ich hatte ihm die erste Nachricht von dem Stübchen gegeben, das damals hier im vierten Stocke zu vermiethen gewesen, weil ich wohl wußte,

daß er für Sie und die Andern ein guter Nachbar sein werde."

„Wer hat denn Ihrer Tochter den Platz bei dem Notar verschafft?" fragte Rudolph.

„Als meine Frau krank war," erwiderte Morel, „hatte ich der Frau Burette, der Pfandverleiherin, gesagt, daß Louise gerne in einen Dienst gehen wolle, um uns zu unterstützen. Frau Burette kannte die Haushälterin des Notars und gab mir einen Brief für sie, worin sie ihr Louise als ein ganz treffliches Geschöpf anempfahl. Verflucht sei jener Brief, der die Quelle unseres ganzen Elendes war! — So begab es sich, daß meine Tochter zu dem Notar in Dienst trat."

„Obwohl ich einige der Thatsachen kenne, aus welchen der Haß Ihres Vaters gegen den Notar hervorzugehen scheint," sagte Rudolph zu Louisen, „so muß ich Sie doch bitten, mir in Kürze Alles zu erzählen, was zwischen Ihnen und dem Notar von dem Augenblicke an vorging, wo Sie zu ihm in's Haus kamen; — es wird Ihre beste Vertheidigung sein."

„In der ersten Zeit meines Aufenthalts bei Herrn Ferrand hatte ich keinen Grund, mich über ihn zu beklagen," hub Louise an, „ich hatte viel zu arbeiten; die Haushälterin schmälte oft mit mir, und das Haus war öde und unheimlich; allein ich trug Alles mit Geduld, denn Dienst ist Dienst, und anderswo hätte ich andere Unannehmlichkeiten gehabt. Herr Ferrand machte stets ein strenges Gesicht, ging in die Messe und empfing oft Besuch von Geistlichen; ich hegte gar kein Mißtrauen gegen ihn, denn im Anfang beachtete er mich kaum und sprach stets nur, und besonders in Gegenwart von Fremden, in hartem, strengem Tone mit mir.

„Den Portier ausgenommen, der nach der Straße hin in jenem Haustheile wohnte, wo das Geschäftszimmer ist, war ich der einzige Dienstbote der Madame Seraphin, der Haushälterin. Der Pavillon, den wir bewohnten, war ein großes, einsam stehendes Gebäude zwischen Hof

und Garten. Mein Kämmerchen war ganz oben unter dem Dache. Weil ich Abends stets allein war und entweder in der Küche, die im Erdgeschosse liegt, oder in meinem Kämmerchen mich aufhalten mußte, fürchtete ich mich oft, — in der Nacht glaubte ich manchmal dumpfes und ungewöhnliches Geräusch in dem Stockwerk über der Küche zu vernehmen, wo Niemand wohnte und nur Herr Germain zuweilen unter Tags arbeitete; zwei Fenster dieses Stockwerks waren vermauert und eine der Thüren, die ausnehmend dick war, hatte man durch gekreuzte Eisenstäbe noch mehr verstärkt. Von der Haushälterin erfuhr ich später, daß hier die Kasse des Herrn Ferrand aufbewahrt werde.

„Einmal war ich in der Nacht sehr lange aufgeblieben, um mit höchst dringenden Ausbesserungen und Flickarbeiten zu Ende zu kommen, und wollte mich eben zu Bette legen, als ich auf dem Corridor, an dessen Ende mein Kämmerchen lag, Jemanden gehen hörte, der vor meiner Thüre stehen blieb; erst vermuthete ich, es sei die Haushälterin, allein da Niemand hereintrat, fürchtete ich mich und wagte mich nicht zu rühren. Ich lauschte ängstlich, aber nichts regte sich draußen, und doch war ich überzeugt, daß Jemand hinter meiner Thüre stand. Zweimal fragte ich, wer draußen sei, aber Niemand gab mir Antwort; immer mehr erschreckt, schob ich meine Commode vor die Thüre, die weder Schloß noch Riegel hatte, und lauschte immer ängstlicher, aber nichts rührte sich. Nach Verlauf einer qualvoll langen halben Stunde warf ich mich auf's Bette und verbrachte ruhig die Nacht. Am andern Morgen bat ich die Haushälterin um Erlaubniß, einen Riegel an meine Kammerthüre machen lassen zu dürfen, die kein Schloß hatte, und erzählte ihr meine Furcht von der vergangenen Nacht; darauf gab sie mir zur Antwort, daß ich geträumt habe und mich überdieß wegen dieses Riegels an Herrn Ferrand wenden müsse. Dieser zuckte über meine Bitte die Achseln und meinte: ich sei nicht recht bei Troste, so daß ich nicht mehr davon zu sprechen wagte.

„Kurze Zeit darauf begegnete meinem guten Vater das Unglück mit dem Diamant; voll Verzweiflung wußte der Vater gar nicht, was zu beginnen. Als ich Madame Seraphin sein Unglück und seine Hülflosigkeit erzählte, gab sie mir zur Antwort: der Herr ist so menschenfreundlich und mildthätig, daß er vielleicht etwas für Deinen Vater thun wird. — Noch am selben Abende, als ich das Nachtessen auftrug, sagte Herr Ferrand unvermuthet und in barschem Tone zu mir: Dein Vater braucht 1300 Franken; gehe noch heute Abend zu ihm und heiße ihn morgen auf meine Schreibstube kommen, wo er das Geld abholen kann; er ist ein ehrlicher Mann und verdient wohl, daß man sich seiner annehme. —

„Als ich über diesen Beweis von Herzensgüte in Thränen ausbrach und nicht wußte, wie ich meinem Herrn genug danken sollte, rief er mit seinem gewöhnlichen barschen Wesen: Schon gut! schon gut! Es lohnt nicht der Mühe, von dem zu reden, was ich für ihn thue. . . . — Noch am selben Abende, als ich mit meinem Geschäfte zu Ende war, brachte ich meinem Vater die willkommene Nachricht und am andern Tage" . . . .

„Erhielt ich von ihm die 1300 Franken gegen einen Wechsel auf drei Monate Frist," sagte Morel; „ich unterschrieb den Wechsel unbedingt und mir erging's wie Louisen: ich weinte vor Dank und Freude und nannte diesen Mann meinen Wohlthäter, meinen Retter. — O! es gehörte ein recht böses und tückisches Gemüth dazu, mein Vertrauen so zu mißbrauchen und die Dankbarkeit und innige Hochachtung zu zerstören, welche ich ihm gezollt hatte." . . . .

„Wie?" rief Rudolph, „hat diese Vorsichtsmaßregel von seiner Seite, Sie einen Wechsel ohne Datum auf so kurze Sicht unterschreiben zu lassen, daß Sie ihn unmöglich hätten bezahlen können, in Ihnen keinen Argwohn erregt?"

„Durchaus nicht, lieber Herr!" versetzte der Steinschleifer, „ich glaubte nur, der Notar wolle Sicherheitsmaßregeln nehmen, sonst nichts; überdem versicherte er mich

ja, ich brauche gar nicht daran zu denken, die Summe vor zwei Jahren heimzubezahlen; ich sollte nur um der Ordnung willen ihm den Wechsel alle drei Monate erneuern. Als indeß am ersten Verfalltage mir der Wechsel präsentirt wurde und ich nicht bezahlen konnte, ließ er mich verklagen und sich einen Verhaftsbefehl gegen mich geben, und zwar unter dem Namen eines Dritten; mir aber ließ er sagen: ich brauche mich daran gar nicht zu kehren, da es nur ein Irrthum von Seiten seines Huissiers gewesen sei."

„Er wollte Sie dadurch stets in seiner Gewalt haben," sagte Rudolph.

„Leider ja, lieber Herr!" versetzte Morel; „denn von jenem Verhaftsbefehl an begann er .... — doch erzähle weiter, Louise, fahre fort — "

„Ich weiß nicht mehr, wo ich stehen geblieben bin; — der Kopf schwindelt mir, meine Sinne verwirren sich; — mir ist gerade wie einem Wahnwitzigen, und mir däucht, ich müsse den Verstand darüber verlieren, denn es ist zuviel!" ......

Rudolph suchte den Steinschleifer zu beruhigen, und Louise fuhr fort:

„Ich verdoppelte meinen Fleiß und meinen Eifer, um, soviel in meinen Kräften stand, Herrn Ferrand für seine Güte gegen uns meinen Dank zu beweisen. Die Haushälterin freilich bewies von da an große Abneigung gegen mich, suchte ein Vergnügen darin, mich zu mißhandeln und mir Widerwärtigkeiten zu bereiten, indem sie mir die Befehle nicht wiederholte, welche Herr Ferrand ihr für mich gegeben hatte. Schweigend und duldend ergab ich mich in mein Ungemach, — ich würde mich gerne nach einem andern Dienst umgesehen haben, hätte jene Verbindlichkeit meines Vaters mich nicht unlösbar an das Haus des Notars gebunden. Schon seit drei Monaten hatte Herr Ferrand das Geld meinem Vater geliehen; er fuhr nach wie vor fort, mich in Gegenwart der Madame Seraphin auszuschelten und barsch zu behandeln; — unter

vier Augen indessen und verstohlenerweise betrachtete er mich oft auf eine Art, die mich verlegen machte, und lächelte, wenn er mich erröthen sah."

„Verstehen Sie, lieber Herr!" wollte Morel Rudolph belehren, „er war damals eben im Begriff, sich einen Verhaftsbefehl wegen Schulden gegen mich ausstellen zu lassen."

— „Eines Tages," erzählte Louise weiter, „ging die Haushälterin gegen ihre Gewohnheit nach Tische aus; die Schreiber verließen das Geschäftszimmer, denn sie wohnten auswärts; Herr Ferrand hatte den Portier mit einem Auftrage weggesandt, und so befand ich mich mit meinem Herrn ganz allein zu Hause. Ich arbeitete eben im Vorzimmer, als er mir klingelte; ich ging in sein Schlafgemach, wo er vor dem Kamine stand; wie ich mich ihm näherte, drehte er sich plötzlich um und schloß mich in die Arme; — sein Gesicht war ganz blutroth und seine Augen funkelten unheimlich; — ich fürchtete mich entsetzlich und die Ueberraschung hinderte mich anfangs, eine Bewegung zu machen; allein, wiewohl er sehr stark ist, wehrte ich mich doch so sehr gegen ihn, daß ich ihm entwischte und mich in's Vorzimmer flüchtete, dessen Thüre ich zuschlug und aus allen meinen Kräften zuhielt, da der Schlüssel von innen steckte . . . ."

„Hören Sie, lieber Herr! hören Sie's nun?" rief Morel Rudolph zu, „das war ein sauberes Benehmen von unserm würdigen Wohlthäter."

„Nach einigen Minuten," fuhr Louise fort, „vermochte ich nicht länger seinen Anstrengungen zu widerstehen und die Thüre wich unter seinem Drucke; glücklicherweise stand die Lampe in meiner Nähe und ich gewann noch Zeit, dieselbe auszulöschen. Das Vorzimmer war von dem entfernt, wo er zuvor gewesen war, und er sah sich nun plötzlich im Dunkeln; er rief mich, aber ich gab keine Antwort, bis er mir mit zornbebender Stimme sagte: Wenn Du mir zu entlaufen wagst, muß Dein Vater für

die 1300 Franken in's Gefängniß, die er mir schuldig ist und nicht bezahlen kann.

„Vergebens flehte ich ihn an, mit mir Mitleid zu haben, gelobte ihm, alles Mögliche zu thun, um ihn mit meinen Leistungen zufrieden zu stellen und ihm meine Erkenntlichkeit für seine Güte an den Tag zu legen, erklärte aber ihm dabei, daß nichts mich zwingen könne, mich vor ihm und mir selbst zu erniedrigen."

„So mußte meine Louise sprechen, als sie noch mit Recht stolz sein durfte!" rief Morel, „daran erkenne ich mein Kind; aber erzähle weiter, fahre fort."

„Ich befand mich also, wie gesagt, im dunkeln Zimmer und bat ihn fortwährend, Mitleid und Erbarmen mit mir zu haben," sprach Louise weiter; „auf einmal aber hörte ich nach einer Weile, wie mein Herr die äußere Thüre des Vorzimmers, die er tappend gefunden hatte, abschloß und den Schlüssel aus dem Schloße nahm. Nun hatte er mich ganz in seiner Gewalt und ich konnte ihm nicht mehr entfliehen, er eilte in sein Zimmer und kam bald wieder mit dem Lichte zurück. — Ich kann Ihnen, lieber Vater, unmöglich den neuen Kampf und Angriff schildern, welchen ich bestehen mußte, als er mich unter den fürchterlichsten Drohungen von Zimmer zu Zimmer schleppte. Glücklicherweise gaben mir Verzweiflung, Angst und Zorn meine Kräfte wieder; mein Widerstand machte ihn so wüthend, daß er sich selbst nicht mehr zu fassen wußte — er mißhandelte mich, daß mir das Blut über das ganze Gesicht rann ....."

„Mein Gott! mein Gott!" rief der Steinschleifer mit zum Himmel erhobenen Händen, „welch ein entsetzliches Vergehen! und gibt's denn im Himmel und auf Erden gar keine Strafe dafür, keine Ahndung! keine Rache!"

„Doch! doch! vielleicht!" rief Rudolph laut, und erwachte aus dem dumpfen Hinbrüten, in das er seit einiger Zeit versenkt zu sein schien. Dann sprach er zu Louisen: „Muth, meine Tochter! fahren Sie nur fort und sagen Sie uns Alles."

„Wir rangen lange mit einander," sprach Louise weiter, „und meine Kräfte verließen mich schon, als der Portier, der inzwischen nach Hause gekommen war, an der Thüre des Vorzimmers pochte; man brachte nämlich einen Brief. Da Herr Ferrand fürchtete, daß der Portier selbst diesen Brief bringen würde, wenn ich ihn nicht holte, sagte er zu mir: Geh' hinaus und nehme ihm den Brief ab; wagst Du aber auch nur ein Wort zu sagen, so ist Dein Vater verloren. Solltest Du mein Haus verlassen, so ist er darum nicht weniger verloren und Du mit ihm; denn wenn sich Leute bei mir nach Dir erkundigen, werde ich schon Mittel finden, Dir einen andern Dienst unmöglich zu machen, indem ich, ohne es gerade zu behaupten, errathen lasse, daß Du mich bestohlen habest, und Dir ein recht schlecht Zeugniß gebe... — Trotz der Drohungen meines Herrn kam ich am Tage nach diesem Auftritt hieher zu meinem Vater und erzählte ihm Alles; er wollte, daß ich das Haus des Notars unverweilt verlasse, allein das Gefängniß lag dazwischen. — Das Wenige, was ich verdiente, war meinen armen Eltern unentbehrlich, zumal seit der Krankheit meiner Mutter, — und das schlechte Zeugniß, das Herr Ferrand mir zu geben gedroht hatte, würde mich überdieß auf lange Zeit verhindert haben, anderswo einen guten Dienst zu finden....."

„Ja," sagte Morel mit düsterer Bitterkeit, „wir haben damals uns feige und eigensüchtig genug gezeigt, unser Kind wieder unter sein Dach zurückzuschicken; ach, lieber Herr! Sie wissen gar nicht, zu welcher Feigheit, zu welchen Verbrechen Mangel und Elend uns treiben!"...

„Ich bitte Sie, bester Vater, klagen Sie sich nicht selbst an," rief Louise, „haben Sie nicht auf alle mögliche Weise versucht, sich jene 1300 Franken zu verschaffen? da es Ihnen nicht möglich war, mußten wir uns am Ende nothgedrungen in unser Schicksal ergeben."

„Nein, nie!" rief der Steinschleifer und verbarg sein Gesicht in die Hände, „die Deinigen waren Deine

Henker, armes Kind! und wir sind mehr Schuld als Du an dem Unglück, das Dir begegnet ist; doch fahre nur fort!"

„Als ich wieder zu meinem Herrn zurückgekehrt war," erzählte Louise, „begegnete er mir nicht anders als vor dem eben besprochenen Auftritt, nämlich grob, barsch und hart; er ließ kein Wort über den Vorgang fallen. Die Haushälterin fuhr fort, mich zu mißhandeln, sie reichte mir kaum die nothdürftigste Nahrung, legte das Brod unter Schloß und Riegel, ja sie verunreinigte manchmal aus reiner Bosheit in meiner Gegenwart die Ueberreste des Mahles, welche mir zufielen, denn sie speiste gewöhnlich mit Herrn Ferrand. In der Nacht schlief ich kaum, denn ich fürchtete jeden Augenblick, den Notar in meine unverschließbare Kammer eindringen zu sehen, — er hatte mir sogar die Kommode hinwegnehmen lassen, die ich zu meinem Schutze vor die Thüre zu rücken pflegte; es blieb mir nur noch ein Stuhl, ein kleines Tischchen und mein Koffer; mit diesen suchte ich mich, so gut es ging, zu verschanzen und legte mich stets in den Kleidern zu Bette. Eine Zeit lang ließ er mich in Ruhe und würdigte mich nicht eines Blickes, so daß ich mich selbst darüber zu beruhigen begann und Hoffnung hegte, er werde nicht mehr an mich denken. An einem Sonntage hatte er mir Erlaubniß gegeben, auszugehen, und ich beeilte mich deßhalb, diese gute Nachricht meinem Vater und meiner Mutter mitzutheilen; wir waren Alle so erfreut und so glücklich darüber. — Bis zu diesem Augenblick haben Sie Alles erfahren, mein Vater, wissen Sie Alles — was sich seither ereignet; — was ich Ihnen noch zu sagen habe," setzte Louise mit bebender Stimme hinzu, „das habe ich seither stets sorgfältig vor Ihnen verschwiegen."

„O, ich wußte es wohl, ich ahnte es stets, daß Du mir Etwas zu verbergen hattest," rief Morel in einer Art Verwirrung und mit so geläufigem Ausdrucke, daß Rudolph ganz davon überrascht war. — „Deine Blässe,

Deine Gesichtszüge hätten mir Alles erklären können. Hundertmal sagte ich es zu Deiner Mutter, allein sie beruhigte mich, sie schläferte meine Besorgnisse ein und verlachte meinen Eifer. — Da haben wir's nun! so weit ist es gekommen, weil wir, um einem schlimmen Loose zu entgehen, unsere Tochter jenem Ungeheuer überließen. — Und wohin hat dieß Alles unsere Tochter geführt? auf die Bank der Verbrecher! — So weit ist es gekommen! Allein wer weiß, was außerdem..... So ist's, wenn man arm ist — ja, aber die Andern — .....“ — Hier hielt Morel auf einmal inne, um gleichsam seine Gedanken zu sammeln, die sich zu verwirren schienen, schlug sich mit der geballten Faust vor der Stirne und rief: „Seht, ich weiß gar nicht mehr, was ich rede — der Kopf schmerzt mir furchtbar — mir ist, als wenn ich betrunken wäre.....“

Er senkte den Kopf tief auf die Brust und verdeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Rudolph wollte Louisen nicht merken lassen, wie sehr ihn die verwirrte, unzusammenhängende Rede des Steinschleifers mit Unruhe und Entsetzen erfülle und sagte in ernstem Tone: „Sie sind nicht gerecht, Morel; nicht um ihrer selbst willen, sondern für ihre Mutter, für ihre Geschwister und selbst für Sie mußte Ihr armes Kind die verhängnißvollen Folgen fürchten, wenn sie den Dienst des Notars verlassen hätte. Klagen Sie Niemanden an — alle Ihre Flüche, Ihr ganzer Haß falle auf das Haupt eines einzigen Mannes, jenes heuchlerischen Ungeheuers, das einer zärtlich liebenden Tochter nur die Wahl ließ zwischen eigener Schande und dem Verderben, ja vielleicht dem Hungertode ihres Vaters und ihrer ganzen Familie, — jenes Dienstherrn, der seine Gewalt, seine Obmacht als Brodherr und Gebieter auf so frevelhafte Weise mißbrauchte! — Aber Geduld, mein lieber Mann! glauben Sie mir, die Vorsehung verhängt oft auch über das am straflosesten scheinende Verbrechen eine überraschende, entsetzliche Strafe.“

Rudolph's Worte trugen, so zu sagen, den Stempel und Ausdruck einer solchen Gewißheit und Ueberzeugung, daß Louise den Retter ihres Vaters mit Erstaunen, ja fast mit Furcht betrachtete, als er von jener rächenden Gewalt der Vorsehung sprach.

„Erzählen Sie uns weiter, armes Kind!" sagte Rudolph zu ihr; „verbergen Sie uns nichts, denn auch der geringste Umstand ist für uns wichtiger, als Sie vielleicht glauben."

„Ich fieng schon an, mich ein wenig zu beruhigen," sagte Louise, „als eines Abends Herr Ferrand und die Haushälterin, beide zu verschiedenen Zwecken, ausgingen. Da sie nicht zu Hause speisten, blieb ich allein und man wies mir meine gewöhnliche Ration an Wasser, Brod und Wein an und schloß den Speiseschrank ab. Als ich mit meiner Arbeit zu Ende war, verzehrte ich mein spärliches Mahl und ging dann, da es mir in den leeren, öden Zimmern ganz unheimlich zu Muthe ward, in mein Kämmerchen hinauf, nachdem ich die Lampe des Herrn Ferrand angezündet hatte; denn wenn er am Abende ausging, wartete man nie auf seine Heimkehr. Ich begann für mich zu arbeiten, aber gegen meine Gewohnheit überwältigte mich der Schlaf; — ach, guter Vater!" rief Louise, sich vor Furcht plötzlich unterbrechend — „Sie werden mir nicht glauben, Sie werden mich einer Lüge beschuldigen wollen, und dennoch schwöre ich Ihnen hier bei dem Leichnam meiner armen kleinen Schwester, daß ich Ihnen die reine, unverbrüchliche Wahrheit sage....."

„Sprechen Sie sich deutlicher aus," sagte Rudolph.

„Ach, guter Herr!" rief Louise schmerzlich, „schon seit sieben Monaten suche ich selbst vergebens mir jene fürchterliche Nacht deutlicher zu erklären und vermag es nicht; — das Bestreben, dieses Geheimniß aufzuhellen, dieses Räthsel zu lösen, hat mich nahezu um den Verstand gebracht!"

„Mein Gott! mein Gott! was wird sie sagen!" rief der Steinschleifer und erwachte plötzlich aus einer Art

von gleichgültigem Stumpfsinn, der ihn seit dem Beginne dieser Erzählung zeitweilig überfallen hatte.

„Ich war wider meine Gewohnheit auf meinem Stuhle eingeschlafen," fuhr Louise fort; „das ist die letzte Thatsache, deren ich mich noch genau und klar erinnere. Vorher — vorher — o Vergebung, bester Vater! ich schwöre Ihnen, daß ich nicht schuldig bin und dennoch..."

„Ich glaube Dir ja, doch rede nur."

„Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen hatte, als ich plötzlich wieder aufwachte, mich noch immer in meinem Zimmer befand, aber im Bette und .... und ...... entehrt von Herrn Ferrand, den ich an meiner Seite erblickte....."

„Du lügst, Du lügst!" rief der Steinschleifer wüthend; „bekenne meinethalben, daß Du der Gewalt nachgegeben hast, bekenne, daß die Furcht, mich in's Gefängniß geschleppt zu sehen, Dich vermochte, — aber belüge mich nicht so frech!"

„Ich beschwöre Sie, Vater!" rief Louise in der gräßlichsten Verzweiflung.

„Du lügst, Du lügst!" donnerte ihr Morel unerbittlich entgegen, „weßhalb hätte der Notar mich in's Gefängniß werfen lassen wollen, da Du eingewilligt hattest?"

„Eingewilligt? — o nein, nein! bester Vater!" rief Louise wie rasend; „mein Schlummer war so tief, daß ich gleichsam todt war; — es scheint Ihnen vielleicht sonderbar, ja unmöglich, ich weiß es, allein beim lebendigen Gott! ich kann es ja jetzt noch ebenfalls nicht begreifen."

„Aber ich begreife Alles," unterbrach Rudolph plötzlich Louisen; — „ein solches Vergehen sieht jenem Manne auf's Haar ähnlich. Klagen Sie Ihre Tochter nicht der Lüge an, Herr Morel; — sagen Sie mir, Louise, ob Sie während des Essens, ehe Sie in Ihr Kämmerchen hinaufgingen, nicht irgend einen seltsamen, ungewöhnlichen Geschmack an den Speisen oder dem Getränke bemerkt haben? Geben Sie sich wohl Mühe, sich dieses Umstandes genau zu erinnern."

Nach kurzem Nachdenken erwiderte Louise: „Ich erinnere mich in der That, daß das Gemenge von Wasser und Wein, welches mir Madame Seraphin damals wie gewöhnlich zurückließ, etwas bitter geschmeckt hat; ich habe aber nicht viel Werth darauf gelegt, weil die Haushälterin sich gerne zuweilen das Vergnügen machte, mir Salz oder Pfeffer in mein Getränke zu werfen."

„Und gerade an jenem Tage schien Ihnen das Getränke bitter?" fragte Rudolph.

„Allerdings, mein Herr! aber nicht bitter genug, daß ich es hätte stehen lassen, ich maß den seltsamen Geschmack dem Umstande bei, daß der Wein vielleicht umgeständen wäre."

Mit stierem unheimlichem Blicke lauschte Morel auf Rudolph's Fragen und die Antworten seiner Tochter, ohne daß er ihre Bedeutung zu verstehen schien.

„Haben Sie nicht, ehe Sie auf Ihrem Stuhle einschliefen," fragte Rudolph weiter, „eine gewisse Schwere im Kopfe und eine Lähmung in den Gliedern gefühlt?"

„O ja, mein Herr!" gab Louise zur Antwort; „meine Schläfe pochten heftig, ich hatte einen leichten Fieberschauer, Schwindel und Uebelbefinden . . . ."

„O, der elende, niederträchtige Bösewicht!" rief Rudolph; „begreifen Sie nun, Morel, was man Ihrer Tochter zu trinken gegeben hat?"

Der Steinschleifer blickte Rudolph stier und stumpfsinnig in's Gesicht und gab keine Antwort.

„Die Haushälterin," fuhr er fort, „die Mitschuldige jenes abscheulichen Ferrand, hatte ohne Zweifel in Louisens Getränk Opium oder irgend ein anderes Betäubungsmittel gemischt! — Die Körperkräfte und das geistige Vermögen Ihrer Tochter wurden auf diese Weise für mehrere Stunden gelähmt; — als sie aus diesem lethargischen Schlummer erwachte . . . . . sah sie sich entehrt."

„O, nun sehe ich klar, nun ist mein ganzes Unglück erläutert!" rief Louise; — „sehen Sie nun, Vater! daß

ich weniger schuldig bin, als ich erschien; — o geben Sie mir doch Antwort, bester Vater!"

Der Blick des Steinschleifers war so stier und hohl, daß er den Beschauenden Entsetzen einflößte.

Eine so abscheuliche Verworfenheit war für die Fassungskraft dieses naiven ehrlichen Mannes unbegreiflich, und er verstand kaum den Sinn der ihm gemachten, gräßlichen Enthüllung.

Und doch muß man sagen, daß ihm seit einigen Augenblicken das Licht der Vernunft entwischte; — seine Gedanken verwirrten und verdunkelten sich, und er versank in jene gänzliche Abwesenheit des Denkvermögens, in jene absolute Gedankenleere, die für den Verstand gleichsam Das ist, was die Nacht für den Gesichtssinn; — es war ein fürchterliches, erstes Anzeichen einer herannahenden Geistesabwesenheit oder Verstandesstörung.

Mit dumpfer Stimme, barsch und kurz, brach Morel indeß in den Ausruf aus: „Ja, ja, das ist sehr böse, sehr übel und sündlich!" und dann sank er von Neuem wieder in seine Apathie und seinen Stumpfsinn zurück.

Rudolph maß ihn mit ängstlichem Blick, denn er glaubte, daß diesem unglücklichen Vater nunmehr die Gewalt des Zornes, die Energie des Grolls und der Entrüstung mangele, und sich zu erschöpfen beginne, wie bei heftigem Kummer Einem zuweilen die Thränen ausgehen.

Da er diese peinliche und wehmüthige Unterredung so rasch wie möglich zu Ende bringen wollte, sagte Rudolph zu Louisen:

„Muth gefaßt, mein armes Kind! enthüllen Sie uns vollends dieses Gewebe von abscheulichen Frevelthaten!"

„Ach, bester Herr, was Sie bis jetzt gehört haben, ist noch nichts gegen Das, was ich Ihnen jetzt mittheilen werde!" sprach das tief erschütterte Mädchen: — „Als ich Herrn Ferrand bei mir sah, stieß ich einen Schrei des Entsetzens und Abscheus aus und wollte fliehen, allein er hielt mich mit Gewalt zurück; es war mir noch so schwer und matt in allen Gliedern; — wahrscheinlich in Folge

des Schlaftrunkes, den er mir gereicht hatte, wie Sie meinen! — daß ich mich nicht aus seinen Händen befreien konnte. — „Warum willst Du nun davon gehen?“ fragte mich Ferrand mit so natürlichem Erstaunen, daß ich unwillkürlich davon bestürzt wurde; „was ist das für eine seltsame Grille? bin ich nicht mit Deiner Einwilligung hier?“ — Ach Herr, wie abscheulich! wie unwürdig! rief ich; Sie haben sich niederträchtiger Weise meinen Schlaf zu Nutze gemacht, um mich in's Verderben zu stürzen! Aber mein Vater soll Alles erfahren!“ . . . . — Mein Brodherr brach in ein lautes, höhnisches Lachen aus: „Ich sollte mir Deinen Schlaf zu Nutze gemacht haben, Närrchen?“ rief er; „Wem willst Du Das glauben machen? Jetzt ist's vier Uhr Morgens, und ich bin schon seit zehn Uhr hier bei Dir, — da müßtest Du doch recht lange und fest und hartnäckig geschlafen haben! Gestehe lieber, daß ich mir nur Deinen guten Willen zu Nutze gemacht habe! — Geh' mir mit Deinen thörichten Launen oder ich werde ernstlich böse werden! Dein Vater steht ganz in meiner Gewalt: Du hast keine Gründe mehr, mich abzuweisen und zurückzustoßen; sei mir zu Willen und wir werden gute Freunde bleiben; — wo nicht, so nimm Dich nur in Acht!“ — Ich werde Alles meinem Vater erzählen! rief ich; er wird mir Recht und Rache verschaffen . . . . . es gibt Gottlob noch eine Gerechtigkeit auf Erden! . . . . . — Herr Ferrand blickte mich mit Erstaunen und Spott an: „Was willst Du denn Deinem Vater sagen? Du mußt wahrhaftig nicht bei Sinnen sein! . . . . . Willst Du ihm sagen, daß es Dir beliebt hat, mich hier einzulassen? mit Deinem eigenen freien Willen? . . . . Thue was Dir gut däucht, aber sieh' zu, wie er es aufnehmen wird!“ — Großer Gott! rief ich, das ist nicht wahr! . . . . . Sie wissen wohl, Herr Ferrand, daß Sie gegen meinen Willen hier sind! — „Wie?“ sagte er, „Du hättest die Frechheit, diese Lüge vorzubringen und von Gewalt zu sprechen? . . . .

Bayerische Staatsbibliothek München

Soll ich Dir einen Beweis vom Gegentheile, von Deiner eigenen Falschheit geben? . . . . . Ich habe Germain, meinem Cassier, gestern Abend den Auftrag gegeben, um zehn Uhr hieher zu kommen und eine höchst dringende Arbeit zu vollenden; er hat bis Ein Uhr Morgens in dem Zimmer unter diesem hier gearbeitet. Hätte er nicht Dein Geschrei und den Lärm eines solchen Ringens hören müssen wie dasjenige war, das ich neulich einmal unten gegen Dich zu bestehen hatte, als Du nicht so vernünftig warst wie heute? . . . . . Wohlan denn! frage morgen Germain, er wird bestätigen, wie es auch wirklich ist: daß heute Nacht Alles im Hause ganz ruhig war!" . . .

„O, wie entsetzlich!" fiel ihr Rudolph in's Wort, — „der Bösewicht hatte also Vorkehrungen aller Art getroffen, um sich vollkommene Strafloſigkeit zuzusichern?"

„Allerdings, lieber Herr!" erwiderte Louise. — „Ich war ganz zu Boden geschmettert, und fand keinerlei Antwort mehr auf Das, was Herr Ferrand mir sagte. Da ich nicht wußte, daß er mir ein solches Höllengebräu beigebracht hatte, vermochte ich mir selbst nie diese lange Dauer und seltsame Hartnäckigkeit meines Schlafes zu erklären. Aller Schein war gegen mich: wollte ich mich beklagen, so mußte die ganze Welt mich schuldig finden, und Jedermann brach den Stab über mich. — So muß es gegangen sein, wie Sie, mein gnädiger Herr, erklärten, denn für mich selbst war und blieb jene fürchterliche Nacht stets ein unergründliches Räthsel." —

IX.

Das Verbrechen.

Diese tief durchdachte, konsequent verbrecherische Heuchelei des Notars Ferrand versetzte Rudolph in eine unsägliche Ueberraschung und Staunen.

Bayerische Staatsbibliothek München

„So haben Sie es also nie gewagt, sich gegen Ihren Vater über den niederträchtigen Anschlag des Notars zu erklären?" fragte er Louisen.

„O nein," erwiderte sie, — „er hätte mir sicherlich nicht geglaubt und mich für die Mitschuldige des Herrn Ferrand gehalten, — und zudem mußte ich ja fürchten, daß mein Vater in seinem Zorne, in seiner Entrüstung vergessen könnte, daß das Leben und Wohl unserer ganzen Familie nur von dem Willen unsers Brodherrn abhängen!"

„Und so haben Sie wahrscheinlich," fragte Rudolph, um Louisen einen Theil ihrer peinlichen Bekenntnisse zu ersparen, — „so haben Sie wahrscheinlich dem Zwange und der Furcht nachgebend, Ihren Vater durch eine Weigerung in's Verderben zu stürzen, auch fürder fortfahren müssen, das Opfer dieses Nichtswürdigen zu sein?"

Louise schlug mit stummen Erglühen die Augen zu Boden.

„War sein Betragen gegen Sie von da an minder roh und hartherzig?" fragte Rudolph weiter.

„O nein, Herr Rudolph," entgegnete Louise schluchzend, — „um jeglichen Verdacht zu entfernen, wenn zufällig der Pfarrer des Sprengels oder sein Vicar beim Notar zu Tische waren, überhäufte mein Herr mich in ihrer Gegenwart mit den härtesten Schmähreden, — bat den Pfarrer, mir in's Gewissen zu reden, sagte ihm: ich müsse über kurz oder lang mich in's Verderben stürzen, dichtete mir ein freches Benehmen gegenüber von den Schreibern seines Bureau an, hieß mich ein träges nichtsnutziges Geschöpf, das er nur aus Mitleid gegen meinen Vater, einen ehrsamen bedrängten Familienvater, bei sich behalte, den er sich zu Danke verpflichtet rc....., bis auf den Dienst aber, den er meinem Vater erwiesen, war dieß Alles falsch und erlogen: — nie sah ich die Schreiber des Geschäftszimmers, die in einem ganz andern, völlig getrennten Flügel des Gebäudes arbeiteten......"

„Und wenn Sie dann mit Herrn Ferrand allein waren, wie rechtfertigte er sich alsdann wegen seines Be-

tragens gegen Sie in Gegenwart des Pfarrers?" fragte Rudolph.

„Er versicherte mich, nur Scherz getrieben zu haben," gab das Mädchen zur Antwort; — „allein der Pfarrer nahm seine Klagen für Ernst auf und tadelte mich strenge, weil ich doppelt lasterhaft sein müsse, wenn ich in einem so frommen heiligen Hause einen so abscheulichen Lebenswandel zu führen wage, wo ich doch fortwährend nur gutes, frommes Beispiel vor Augen habe. Darauf wußte ich freilich nichts zu erwidern, sondern senkte nur erröthend den Kopf und mein Stillschweigen, meine Verwirrung galten dann abermals für Zeugnisse wider mich. Das Leben war mir so zur Last, daß ich mehr als einmal auf dem Punkte stand, es selbst zu verkürzen, und nur der Gedanke an meinen armen Vater, an meine Mutter und Geschwister vermochten mich noch ein Wenig aufrecht zu erhalten. — In meinem Unglück und in meiner Erniedrigung fand ich doch wenigstens einen einzigen Trost: mein Vater war vor dem Gefängnisse gerettet. Da drückte mich bald ein neues Unglück fast zu Boden, ich fühlte mich nämlich Mutter — ich sah nun mein ganzes Verderben vor Augen. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde ich ahnte, daß Herr Ferrand, wenn er diese Thatsache erfuhr, die ihn wenigstens minder hart und grausam gegen mich hätte machen sollen, seine Mißhandlungen gegen mich noch verdoppeln würde; — doch war ich weit entfernt, Das zu ahnen, was sich später zutrug."

Morel, der sich von seiner augenblicklichen Besinnungslosigkeit erholt hatte, blickte sich erstaunt um, fuhr mit der Hand über die Stirne, wie um seine Erinnerungen zu sammeln, und sprach zu seiner Tochter:

„Mir ist, als sei ich auf eine Weile abwesend gewesen — die Müdigkeit, der Kummer ... was sagtest du eben?"

Louise wollte fortfahren: „Als Herr Ferrand erfuhr, daß ich Mutter sei." ...

Der arme Mann machte eine Bewegung des Abscheu's

und der Verzweiflung, aber Rudolph beruhigte ihn mit einem Blicke.

„Fahre nur fort," sagte der Steinschleifer zu seiner Tochter, „ich will ruhig Alles bis zu Ende hören, nur weiter, weiter!"

Louise fuhr fort: „Ich fragte Herrn Ferrand, auf welche Weise ich meine Schande und die Folgen eines Vergehens verbergen solle, dessen Urheber er gewesen, — da — aber Sie werden es mir kaum glauben, so unmenschlich und unwahrscheinlich klingt es. . . . . ."

„Nun weiter!" drängte Morel ungeduldig.

„Da," fuhr Louise fort: „unterbrach er mich voll Entrüstung, und mit erheuchelter Ueberraschung gab er sich die Miene, mich gar nicht zu verstehen; er fragte mich: ob ich toll sei, ob ich im Wahnwitze rede. Voll Entsetzen rief ich aus: „Aber, mein Gott! was soll denn jetzt aus mir werden; wenn Sie nicht Mitleiden mit mir fühlen, so erbarmen Sie sich doch wenigstens Ihres Kindes!" — da erhob Herr Ferrand die Hände zum Himmel und rief: Welche Niederträchtigkeit! wie, Du verworfenes Geschöpf, Du hast die Frechheit, mich einer ähnlichen Gemeinheit und Verworfenheit anzuklagen, daß ich mich sogar mit einem Geschöpf Deiner Art einlasse? — Du bist schaamlos genug, die Folgen deiner Liederlichkeit mir beizumessen, der ich Dir hundertmal vor den achtungswerthesten Zeugen wiederholt habe, daß Du Dich noch in's Unglück stürzen würdest, elende Metze! Verlaß augenblicklich mein Haus, ich verjage Dich von meiner Schwelle. . . ."

Rudolph und Morel blieben ganz starr vor Entsetzen bei dieser Erzählung, — eine so höllische Heuchelei und Niederträchtigkeit schmetterte sie ganz nieder.

„Ja," sagte Rudolph, „ich muß wahrhaftig zugestehen, daß dieß die größten und abscheulichsten Frevel übertrifft, die ich nur ahnen konnte!"

Morel erwiderte nichts, aber seine Augen erweiterten sich auf eine Entsetzen erregende Weise, ein convulsivisches Zucken verzerrte seine Züge, er sprang von dem Werktische herab,

auf welchem er saß, öffnete plötzlich eine Schublade, nahm eine sehr spitzige feine Feile heraus, die in einem hölzernen Griffe steckte, und sprang der Thüre zu. Rudolph errieth seine Gedanken, ergriff ihn beim Arme und hielt ihn an. „Wohin gehen Sie, Morel?" rief er ihm zu, „wollen Sie sich in's Verderben stürzen?"

„Nehmen Sie sich in Acht!" rief der Steinschleifer wüthend, „nehmen Sie sich in Acht! ich begehe sonst zwei Morde anstatt eines einzigen!" Bei diesen Worten drohte er Rudolph mit der spitzen Feile.

„Vater! Vater!" rief Louise, „komm' doch zu Dir, es ist ja unser Retter!"

„Er spottet unserer, bah! er will nun auch den Notar retten!" erwiderte Morel ganz besinnungslos und fuhr fort, sich Rudolph's zu erwehren.

In wenigen Minuten hatte dieser den Unsinnigen mit Schonung entwaffnet, öffnete die Thüre und warf die Feile die Treppe hinab. Louise sprang auf ihren Vater zu, umschloß ihn mit den Armen und rief:

„Vater! Vater! es ist ja unser Wohlthäter! — komm' doch zu Dir, Du hast ja die Hand gegen ihn aufgehoben." — Diese Worte brachten Morel wieder zu sich selbst — er verdeckte sein Gesicht mit den Händen und fiel stumm vor Rudolph auf die Kniee.

„Stehe auf, armer Vater!" rief Rudolph in mildem wohlwollendem Tone, — „Geduld, nur Geduld! — ich begreife Ihre Wuth und theile Ihren Haß, allein um Ihrer Sache selbst willen greifen Sie hier der Vorsehung nicht vor."

„Mein Gott! mein Gott," rief der Steinschleifer aufstehend, „wozu nützt uns die Gerechtigkeit und das Gesetz gegen solchen Frevel? Wir sind arme Leute — wollten wir nun diesen reichen, mächtigen, allgemein geachteten Mann verklagen, so würde man uns in's Gesicht lachen — ha! ha! ha!" — dabei brach er selbst in ein convulsivisches Lachen aus — „und man hätte wahrhaftig auch Recht!... Wo sind unsere Beweise, unsere Belege? wer wird uns glauben?! Ja!" rief er aufs Neue mit verdoppelter Wuth,

„ich gestehe es Ihnen, lieber Herr Rudolph, daß ich mich fortan nur auf die Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit des Messers verlasse.“

„Schweigen Sie, Morel, der Schmerz macht Sie verwirrt,“ sagte Rudolph traurig, „lassen Sie Ihre Tochter reden; unsere Augenblicke sind gemessen, der Beamte wartet unten und ich muß nothwendigerweise zuvor Alles erfahren, — verstehen Sie mich, mein Kind! Alles! Alles! darum fahren Sie nur fort.“

Morel sank wie vernichtet wieder auf seinen Schemel zurück.

„Ich brauche Ihnen,“ sagte Louise zu Rudolph, „meine Thränen, meine Verzweiflung, die Verwünschungen und das Gebet nicht erst zu schildern, zwischen denen ich damals beständig schwankte. — Als der Notar dieß mir sagte, war ich ganz vernichtet; es war gerade um 10 Uhr Morgens und im Kabinet des Herrn Ferrand; — der Pfarrer des Sprengels sollte an jenem Tage bei ihm frühstücken und trat eben in dem Augenblicke in's Zimmer, wo mein Herr mich mit Vorwürfen und Schmähungen überhäufte. — Die Ankunft des Priesters schien ihm sehr ungelegen zu sein.“

„Was sagte er denn zu ihm?“ fragte Rudolph.

„Ferrand hatte bald seine Fassung wieder gewonnen,“ erzählte Louise weiter, „er deutete auf mich und sagte zu dem Pfarrer: „Nun, Herr Abbé, habe ich es nicht hundertmal prophezeiht, daß dieses unglückliche Geschöpf sich noch in's Verderben stürzen würde? — Nun ist sie verloren! für immer verloren! So eben gesteht Sie mir Ihr Vergehen und Ihre Schmach ein und bittet mich Sie zu retten. Denken Sie sich nur, aus Erbarmen habe ich ein so unwürdiges Geschöpf in mein Haus aufgenommen!“ — „Wie?“ sagte der Abbé voll Entrüstung zu mir, „trotz des guten Rathes und der wohlmeinenden Ermahnungen, die Dein Herr Dir so oft in meiner Gegenwart gegeben, bist Du bis zu diesem Grade der Verworfenheit herabgesunken? — Nein, das ist unverzeihlich, mein theurer Freund! Nach so vieler Güte und Wohl-

wollen, wie Sie für diese Unglückliche und ihre Familie gehabt haben, wäre Mitleid Schwäche! — Seien Sie unerbittlich streng!" sagte der Abbé, der wie alle Welt sich von der Heuchelei des Herrn Ferrand täuschen ließ."

„Wie?" rief Rudolph, „und Sie wagten nicht, augenblicklich die Nichtswürdigkeit dieses Elenden zu enthüllen?!"

„Mein Gott! lieber Herr!" erwiderte Louise, „ich war so sehr von Entsetzen und Abscheu niedergedonnert, daß mir der Kopf schwindelte und es mir unmöglich war, auch nur ein Wort auszusprechen; dennoch wollte ich reden und mich vertheidigen. „Aber Herr Ferrand!"... rief ich — „Nicht ein Wort weiter, verworfene Creatur," fiel mir Herr Ferrand in die Rede, „Du hast nun den Herrn Abbé selbst gehört! — Mitleid wäre Schwäche! — in einer Stunde mußt Du mein Haus geräumt haben!" — und ohne mir Zeit zu einer Antwort zu lassen, führte er alsdann den Pfarrer in ein anderes Gemach."

„Als Herr Ferrand hinaus gegangen war," fuhr Louise fort, „war ich einen Augenblick wie von Wahnwitz umfangen, ich sah mich von ihm aus dem Hause gejagt und ohne Hoffnung, anderswo einen Dienst zu finden, sowohl wegen des Zustandes, worin ich mich befand, als auch wegen der schlechten Zeugnisse, die mein Herr über mich geben würde; ich durfte nicht länger zweifeln, daß er in seinem Zorn nun auch meinen Vater in's Gefängniß werfen lassen würde, ich wußte gar nicht mehr, was aus mir werden sollte, und flüchtete mich deshalb in mein Kämmerchen, um mich recht satt zu weinen. — Zwei Stunden mochten etwa vergangen sein, als Herr Ferrand zu mir trat und mich fragte: Hast Du Dein Bündel schon geschnürt?" — „Gnade!" rief ich und fiel ihm zu Füßen, „jagen Sie mich doch nur um Gotteswillen nicht in diesem Zustande aus dem Hause! was soll aus mir werden? Ich werde nirgends wieder einen Dienst finden." — „Desto besser," gab er mir zur Antwort, „so bestraft Dich der liebe Gott für Deine Liederlichkeit und Lügen." — „Sie wagen mir zu sagen, daß ich lüge? Sie wagen es zu läug-

nen, daß Sie selbst mich in's Verderben gestürzt haben? rief ich empört aus. — „Verlasse augenblicklich mein Haus, Niederträchtige, da Du so hartnäckig auf Deinen Verläumdungen beharrst!" rief er mit drohender Stimme; „um Dich zu bestrafen, werde ich morgen Deinen Vater in's Gefängniß werfen lassen." — „Nein, nein! thun Sie das nicht!" rief ich entsetzt, „ich will Ihnen ganz gewiß nicht mehr Schuld geben, Herr Ferrand, ich gelobe es Ihnen; aber jagen Sie mich nur nicht mehr aus dem Hause, haben Sie Mitleid mit meinem Vater; das Wenige, was ich hier verdiene, muß ja meine Angehörigen unterhalten helfen! — Behalten Sie mich bei sich — ich werde nie ein Wörtchen sagen, ich werde mir alle Mühe geben, daß Niemand Etwas bemerke; — und erst dann, wenn ich meine traurige Lage nicht länger werde verbergen können, je nun, dann mögen Sie mich fortschicken."

„Erst nachdem ich ihn lange auf's Dringendste gebeten hatte, willigte Herr Ferrand ein, mich bei sich im Hause zu behalten; mein Loos war so entsetzlich und kümmerlich, daß ich dieß als eine große Gefälligkeit, als einen wesentlichen Dienst betrachtete. Während der fünf Monate indeß, welche auf diesen entsetzlichen Auftritt folgten, ward mir das Leben recht verbittert, und ich selbst öfters auf's Entsetzlichste mißhandelt. Herr Germain, den ich einige Mal, jedoch nur sehr selten sah, befragte mich dann jedesmal über den Grund meines Kummers, allein das Schaamgefühl hinderte mich, ihm etwas zu gestehen...."

„Nicht wahr, es war so ziemlich um dieselbe Zeit, da Germain hieher in's Haus zog?" fragte Rudolph.

„Freilich," erwiederte Louise, „er suchte ein Stübchen in der Nähe der Rue du Temple oder des Arsenals; da nun zufällig hier ein solches zu vermiethen war, zeigte ich ihm dasjenige, worin Sie jetzt wohnen, Herr Rudolph, und es gefiel ihm. Als er aber vor etwa zwei Monaten wieder von hier hinweg zog, bat er mich inständig, Niemanden im Hause seine neue Wohnung zu nennen, die man nur bei Herrn Ferrand wußte."

Die Lage, in welcher Germain sich befand, und die daraus sich für ihn ergebende Nothwendigkeit, den Verfolgungen zu entgehen, die er von seinen Feinden zu befürchten hatte, rechtfertigten in Rudolph's Augen diese Vorsichtsmaßregel hinreichend.

„Haben Sie denn niemals daran gedacht, Franz Germain zu Ihrem Vertrauten zu machen?" fragte er Louisen.

„O nein, Herr Rudolph!" erwiederte sie; „Germain ließ sich nicht minder durch Ferrand's Heuchelei täuschen, als die übrigen Leute; er nannte ihn zwar geizig, hart und grob, allein er hielt ihn für den ehrlichsten Mann!"

„Wie kam es aber," fragte Rudolph, „daß Germain, so lange er hier wohnte, aus dem Munde Ihres Vaters nicht zuweilen eine Andeutung hörte, daß der Notar Sie hatte verführen wollen?"

„Mein Vater sprach nie vor Fremden über diese seine Befürchtungen," erwiderte Louise, „und zudem täuschte ich zu jener Zeit seine Besorgnisse, und beruhigte ihn mit der Versicherung, daß Herr Ferrand nicht mehr an mich denke. — Ach mein armer Vater, nun werden Sie mir diese Lügen vergeben! — ich wollte ja nichts Anderes, als Sie beruhigen, das sehen Sie jetzt selbst ein, nicht wahr?"

Morel gab gar keine Antwort; mit gekreuzten Armen über seinen Werktisch gebeugt, das Gesicht auf die Arme gedrückt, schluchzte er laut.

Rudolph gab Louisen einen Wink, sich nicht mehr an ihren Vater zu wenden, und sie sprach weiter:

„Die letzten fünf Monate verbrachte ich in unaufhörlichen Aengsten und stetem Weinen; mittelst mancherlei Vorsichtsmaßregeln hatte ich meinen Zustand zwar seither vor Aller Blicken zu verbergen vermocht, allein ich durfte nicht hoffen, ihn noch während der zwei letzten Monate zu verheimlichen, die mich von dem verhängnißvollen Zeitpunkte meiner Entbindung trennten. — Die Zukunft erschien mir stets unter trüberen, abschreckenderen Farben. Herr Ferrand hatte mir endlich sogar erklärt, daß er mich nicht länger bei sich behalten wolle; — so war ich nun auch

der letzten Hülfsquelle beraubt, wodurch ich meinen Eltern einige Unterstützung sichern konnte! — Ich sah voraus, daß mein Vater mich verfluchen, mich aus dem Hause jagen würde, wenn er die Lügen, mit welchen ich ihn früher zu beruhigen gesucht, inne werden mußte, — daß er mich fortan für die Mitschuldige, und nicht für das Schlachtopfer des Herrn Ferrand betrachten würde! — Was sollte nun aus mir werden? wo sollte ich in meiner damaligen Lage ein Unterkommen finden? Es kam mir wohl ein anderer verbrecherischer Gedanke, vor dessen Ausführung ich aber entsetzt zurückbebte; — ich gestehe Ihnen auch dieß ein, Herr Rudolph, weil ich Ihnen nichts verbergen will ... auch das nicht, was mich anklagen könnte, und weil ich es Ihnen gleich zeigen möchte, zu welchen Freveln und verzweiflungsvollen Entschlüssen mich die Grausamkeit des Herrn Ferrand hingerissen hat! Wäre ich schwach genug gewesen, mich zu irgend einem Verbrechen hinreißen zu lassen, — hätte ich nicht in ihm meinen Mitschuldigen und den Urheber desselben sehen müssen?...."

Louise hielt plötzlich inne und schöpfte tief Athem, — erst nach einer Weile raffte sie sich wieder zusammen, und fuhr mit bebender Stimme fort: „Ich hatte einmal die Portiersfrau sagen hören, daß ...... ein Quacksalber hier im Hause wohne, der..... der....."

Sie konnte es nicht aussprechen.

Rudolph erinnerte sich auf einmal, bei seinem ersten Besuch bei Madame Pipelet in deren Abwesenheit vom Briefträger einen Brief empfangen zu haben, der mit verstellter Hand auf grobes graues Conceptpapier geschrieben und dessen Aufschrift von Thränen halb verwischt war. —

„Sie haben an ihn geschrieben, unglückliches Kind?" rief er, „und zwar erst vor wenigen Tagen, nicht wahr? .... Sie haben beim Schreiben geweint, und Ihre Handschrift verstellt?"

Louise bebte erschrocken zurück, und maß Rudolph mit überraschtem, staunendem Blick. —

„Woher wissen Sie dies, Herr Rudolph?“ rief sie, und verrieth sich dadurch selbst.

„Beruhigen Sie sich nur,“ entgegnete er begütigend, — „ich befand mich eben allein in der Loge der Frau Pipelet, als man diesen Brief brachte und ich ihn durch Zufall in die Hände bekam!“

„Nun ja, mein Herr, ich gestehe es ein!“ fuhr Louise fort. — „In jenem Brief ohne Unterschrift bat ich Herrn Bradamanti, mir am Abend um neun Uhr eine Zusammenkunft bei dem Chateau d'Eau zu bewilligen, da ich es nicht wagen durfte, ihn selbst in seinem Hause zu besuchen. — Ich hatte den Kopf ganz verloren, wollte ihn um seinen entsetzlichen verbrecherischen Rath befragen.... wollte diesen vielleicht am Ende gar befolgen! — Am Abend verließ ich auch wirklich das Haus in der Absicht, mich nach dem Ort der Zusammenkunft zu begeben, allein schon nach kurzem Bedenken kam mir meine Besinnung wieder, und ich begriff, welches Vergehens ich mich hiedurch schuldig machen würde. — Schnell, und mich vor mir selbst fürchtend, eilte ich nach Hause zurück, und verfehlte das Stelldichein. An diesem Abende trug sich ein Auftritt zu, dessen Folgen das letzte ärgste Unglück verursacht haben, das mich betroffen!...“

„Herr Ferrand glaubte mich für ein paar Stunden abwesend, während ich schon nach einem Viertelstündchen wieder heimgekehrt war; als ich vor dem kleinen Gartenpförtchen vorüberging, sah ich es zu meinem größten Staunen offen — ich trat durch dasselbe ein, zog den Schlüssel ab, und trug ihn in das Kabinett des Herrn Ferrand, wo er gewöhnlich hing, nachdem ich die Thüre wieder abgeschlossen. Jenes Kabinet stößt hart an das Schlafzimmer des Notars, den hintersten und verborgensten Theil des ganzen Hauses; — hier giebt er seine geheimsten Audienzen, während die gewöhnlichen Geschäfte in seinem Arbeitszimmer neben der Schreibstube abgemacht werden. Sie sollen sogleich erfahren, Herr Rudolph, warum ich Ihnen diese Nebenumstände mittheile. Da ich die Räume ganz genau kannte, ging ich ohne Licht durch das erleuchtete Speise-

zimmer in den Salon, und sodann in das Kabinet neben dem Schlafzimmer. Die Thür dieses letzten Gemachs ward gerade in dem Augenblicke aufgerissen, als ich den Schlüssel auf einen Tisch legte. Kaum war mein Herr beim Licht der Lampe, die im äußern Zimmer brannte, meiner ansichtig geworden, so schlug er hastig wieder die Thüre vor einer andern Person zu, die noch in seinem Schlafgemach war, und die ich nicht hatte sehen können; dann stürzte er trotz der Dunkelheit auf mich zu, packte mich am Halse, als ob er mich erdrosseln wolle, und flüsterte mir zu: „Du hast spionirt, Du hast an der Thüre gehorcht? was hast Du gehört?.... Gib Antwort, oder ich erwürge Dich!" — Plötzlich aber schien ihm ein anderer Gedanke gekommen zu seyn, und ohne mir Zeit zu gönnen, ein Wort zu erwiedern, stieß er mich in das Speisezimmer hinaus. — Die Speisekammer stand offen: hier warf er mich hinein, und schloß mich ein...."

„Und Sie hatten nichts von seinem Gespräche mit dem Fremden vernommen?" fragte Rudolph.

„Kein Sterbenswörtchen, Herr!" entgegnete Louise; — „wenn ich gewußt hätte, daß ein Fremder bei ihm im Zimmer war, hätte ich mich wohl gehütet, das Kabinett zu betreten, denn dieß war sogar Madame Seraphin nicht verstattet!"

„Was sagte er Ihnen denn, als er Sie wieder aus der Speisekammer entließ?"

„Die Haushälterin öffnete mir mein Gefängniß und entließ mich; Herrn Ferrand sah ich an jenem Abend nicht wieder," erwiederte das Mädchen; — „Der Schreck und die Furcht, die ich ausgestanden hatte, machten mich ganz unwohl; als ich am andern Morgen aus meinem Kämmerchen herunterkam, begegnete mir Herr Ferrand; — schon erbebte ich vor Schauder bei dem Gedanken an seine Drohungen vom vorigen Abende, als er zu meinem größten Erstaunen in sanftem Tone mich anredete: „Du weißt, daß ich es streng verboten habe, mein Kabinett zu betreten, wenn irgend Jemand bei mir in meinem Zimmer ist; allein

bei der kurzen Spanne Zeit, die Du noch hier im Hause sein wirst, lohnt es sich nicht der Mühe, mit Dir zu schmälen?" — und mit diesen Worten ging er in sein Arbeitszimmer.

„Diese Mäßigung befremdete mich um so mehr nach seiner Heftigkeit vom vorigen Abende; — ich that meinen Dienst wie sonst auch, und wollte eben des Notars Schlafzimmer in Ordnung bringen; — allein mir war die ganze Nacht hindurch unwohl gewesen, und ich konnte vor Schwäche und Müdigkeit kaum mehr auf den Füßen stehen. Als ich mehrere Kleidungsstücke in einem dunkeln schmalen Alkoven neben dem Schlafgemach des Notars aufhängen wollte, ergriff mich plötzlich eine schmerzhafte Betäubung, — ich fühlte deutlich, wie mir die Besinnung schwand — sank zu Boden, und wollte im Fallen mich bewußtlos an einem Mantel halten, der an der Wand hing, aber im Falle zog ich das Kleidungsstück von der Wand, das mich nun fast ganz zudeckte.....

„Als ich wieder zu mir kam, war die Glasthür des Alcovens von Außen abgeschlossen; — ich hörte die Stimme des Herrn Ferrand, der sehr laut mit Jemanden sprach. — Da fiel mir der Auftritt vom vergangenen Abend bei, und ich hielt mich für verloren, wenn ich eine Bewegung mache; — doch vermuthete ich, daß mein Herr mich nicht bemerkt habe, als er die Thüre dieser finstern Garderobe abgeschlossen, weil ich fast ganz mit dem Mantel zugedeckt war. Wie hätte ich ihm, falls er mich entdecken würde, diesen fast unerklärlichen Zufall begreiflich und glaublich machen können?.... Ich hielt also den Athem an mich, und behorchte wider Willen diese Unterredung, welche schon seit einiger Zeit begonnen haben mochte, bis zu Ende...."

X.

Die Unterredung.

„Wer war denn die Person, welche sich mit dem Notar in seinem Geheimzimmer eingeschlossen hatte, und mit ihm plauderte?" fragte Rudolph Louise.

„Ich weiß es nicht," gab sie zur Antwort, „die Stimme war mir unbekannt!"

„Und was sprachen sie denn?" fragte Rudolph weiter.

„Ihr Gespräch," hub Louise an, „mußte schon eine Zeitlang gedauert haben, denn ich vernahm nur etwa Folgendes: — „Nichts Leichteres und Einfacheres!" sagte der Fremde, dessen Stimme ich nicht kannte, — „ein gewisser Roth-Arm, ein verschmitzter, kühner Schmuggler, hat mich für die Unternehmung, von der Sie so eben sprachen, mit einer Familie von Süßwasser-Piraten[1]) bekannt gemacht, die auf einem kleinen Flußinselchen bei Asnières wohnen. Es sind die größten Spitzbuben und frechsten Meuchelmörder auf Gottes Erdboden; — Vater und Großvater sind guillotinirt worden, und zwei der Söhne sitzen auf Lebenszeit auf den Galeeren, den Rest der Familie bilden eine Mutter, drei tüchtige Jungen und zwei Töchter, die alle zusammen gleich roh und verworfen sind. Sie sollen, um auf beiden Ufern der Seine zu stehlen, in ihren Booten manchmal bis nach Bercy hinunterfahren; — dieß Gesindel ist im Stande, dem Ersten Besten für einen Thaler das Lebenslicht auszublasen, allein wir brauchen sie hiezu gar nicht, und es genügt, daß sie Ihrer „Dame vom Lande" gastliches Obdach gewähren. Die Martial's —

---

1 Die eigenthümlichen Sitten und Lebensart dieser Pariser Seeräuber werden wir im Verlaufe unserer Erzählung unsern Lesern noch deutlicher vorführen!

so heißen meine Piraten — geben wir ihr für eine ehrbare arme Fischerfamilie aus — ich mache in Ihrem Namen der guten Dame zwei oder drei Besuche, verordne ihr ein paar Arzneien, und bevor acht Tage um sind, soll sie Bekanntschaft mit dem Kirchhof von Asnières gemacht haben. Auf dem Lande, zumal in solchen elenden Nestern, geht ein solcher Todesfall vorüber, wie ein Brief auf der Post; allein hier in Paris sieht man uns zu genau auf die Finger! — Sie müssen mir aber nun auch sagen, bis wann Sie Ihre „Dame vom Lande" auf die Insel bei Asnières senden wollen, damit ich zuvor noch Zeit gewinne, die Martials von der Rolle zu unterrichten, die sie zu spielen haben werden!" — „Sie wird morgen hier ankommen, und soll schon übermorgen bei den Leutchen sein!" gab Herr Ferrand zur Antwort, — „ich will ihr auch mittheilen, daß der Herr Doctor Vincent sie in meinem Namen verpflegen und besuchen wird!" — „Schön," sagte der Fremde, — „es bleibt bei dem Namen Vincent; er ist mir lieber als ein anderer!"

„Was ist denn das für ein neues Räthsel und Geheimniß voll Verbrechen und Niederträchtigkeit?" rief Rudolph mehr und mehr überrascht.

„Ein neues? o nein, Herr Rudolph, Sie sollen bald sehen, daß es sich nur auf ein anderes Verbrechen bezog, das Sie bereits kennen!" versetzte Louise, und erzählte alsdann weiter: „Ich hörte, wie sie die Stühle rückten, und schloß daraus, daß das Gespräch zu Ende sey. — „Ich bitte Sie nicht um Verschwiegenheit," sagte Herr Ferrand, „ich habe Sie ja eben so gut in der Hand, als Sie mich!" — „Das macht, daß wir uns stets nur dienen, und dennoch nie schaden können," versetzte der Andere; „betrachten Sie nur meinen Eifer: erst gestern Abend um zehn Uhr empfieng ich Ihren Brief, und heute Morgen in der ersten Frühe bin ich schon bei Ihnen. Auf Wiedersehen, Herr Spiesgeselle! vergessen Sie die Insel bei Asnières, den Fischer Martial und den Doctor Vincent nicht; — Dank diesen drei Zauberworten, hat

Ihre „Dame vom Lande" nur noch acht Tage längstens zu leben!" — „Warten Sie noch einen Augenblick!" sagte Herr Ferrand, „ich will nur erst den Nachtriegel zurückschieben, womit ich mein Kabinett verschlossen, und sehen, ob Niemand im Vorzimmer ist, damit Sie unbemerkt durch den Garten und das kleine Gäßchen sich wieder entfernen können, wie Sie hieher gekommen sind...." — Darauf ging Herr Ferrand einen Augenblick hinaus, kam dann wieder zurück, und ich hörte ihn mit demselben Manne wieder hinweggehen, den ich mit ihm reden gehört hatte. —

„Sie werden den Schreck — die Verzweiflung begreifen, gnädiger Herr, welche ich während dieses Gespräches empfand, zumal wenn ich bedachte, daß ich wider meinen Willen einem solchen Geheimniß auf die Spur gekommen war. — Ich schlich mich vorsichtig und unbemerkt aus dem Alkoven, dessen Thür glücklicherweise nicht verschlossen gewesen, und ging meinen häuslichen Geschäften nach. — Zwei Stunden nach dieser Unterhaltung holte mich Madame Seraphin aus dem Kämmerchen, wohin ich mich zitternd und kränker als zuvor geflüchtet hatte, und hieß mich zu dem Notar hinuntergehen. — „Der Herr will Dich sprechen," sagte sie, „Du hast mehr Glück, als Du verdienst, Dirne; geh' nun rasch hinunter. Du bist zwar sehr bleich, aber was Du erfahren sollst, wird Dir schnell wieder Farbe geben!"

„Ich folgte Madame Seraphin in das Kabinett des Notars, wo dieser mich erwartete; als ich ihn gewahr ward, schauderte ich unwillkührlich, obwohl er weit weniger bösartig aussah, als sonst; er sah mich lange starr an, als wolle er meine tiefsten Gedanken ergründen, so daß ich die Augen verlegen niederschlug. — „Sie scheinen mir sehr unwohl zu seyn?" sagte er zu mir. — „Allerdings, Herr Notar," gab ich zur Antwort, und war nicht wenig erstaunt, daß er mich nicht wie sonst duzte. — „Das ist natürlich," sagte er, „es ist die einfache Folge Ihres Zustandes und der Anstrengungen, die Sie sich

gegeben haben, um ihn zu verbergen; allein trotz Ihrer Lügen, Ihrer schlechten Aufführung und Ihres Vorwitzes vom gestrigen Abende," fuhr er in sanfterem Tone fort, „will ich mich doch Ihrer erbarmen; in wenigen Tagen müßte es Ihnen unmöglich werden, Ihre Schwangerschaft länger zu verbergen. Obwohl ich Sie bereits in Gegenwart des Pfarrers unsers Sprengels nach Verdienst getadelt habe, würde doch ein solches Begebniß einen Schimpf auf ein Haus wie das meinige bringen, und Ihre Familie in die lebhafteste Betrübniß versetzen; — unter solchen Umständen liegt mir selbst daran, Ihnen zu Hülfe zu kommen." — „Ach! lieber Herr!" rief ich aus; „diese gütigen Worte von Ihrer Seite lassen mich Alles vergessen." — „Was vergessen?" fragte er in strengem Tone. — „Nichts! gar nichts.... vergeben Sie mir, Herr Ferrand, ich vergaß mich," erwiederte ich voll Furcht, ihn zu erzürnen, und in dem Wahne, daß er die besten Absichten in Beziehung auf mich hege. — „So hören Sie mich denn an," sprach er, „Sie müssen heute noch Ihren Vater besuchen, und ihm ankündigen, daß ich Sie auf 2—3 Tage auf's Land schicke, um ein Haus einzurichten, welches ich gekauft habe; während Ihrer Abwesenheit werde ich ihm Ihren Gehalt zuschicken. Morgen verlassen Sie Paris und gehen mit einem Empfehlungsschreiben von mir auf's Land zu einer Madame Martial, einer ehrbaren Fischerfamilie, die in der Nähe von Asnières wohnt. Um Ihrer selbst willen werden Sie sich jedoch bei dieser Familie für eine Frau aus der Provinz ausgeben, und jeder weiteren Erklärung oder Antwort auf deren Nachforschung enthalten. Später sollen Sie dann den Zweck Ihrer Empfehlung erfahren, die nur ganz zu Ihrem eigenen Wohle dienen wird. Mutter Martial wird Sie wie Ihr eigenes Kind behandeln, und ein mir befreundeter Arzt, Doktor Vincent, soll Ihnen alsdann die durch Ihren Zustand bedingte ärztliche Hülfe leisten. Sie sehen nun, wie gut ich es mit Ihnen meine...."

„Welche teuflische Heimtücke! welch' ein abscheulicher

Plan!" rief Rudolph; „nun begreife ich Alles. Da er fürchtete, daß Sie am Abend zuvor ein für ihn höchst wichtiges Geheimniß erspäht haben könnten, wollte er sich Ihrer entledigen; er hatte vermuthlich noch ein anderes Interesse, seinen Mitschuldigen zu täuschen, indem er Sie ihm als eine Frau aus der Provinz schilderte. Welches Entsetzen und welchen Schreck mußte ein solcher Vorschlag in Ihnen erregen!"

„Diese Eröffnung," fuhr Louise fort, „erschreckte mich so heftig, daß ich davon ganz niedergedonnert war. Ich vermochte nicht zu antworten, sondern blickte mit irren Sinnen Herrn Ferrand voll Abscheu in's Gesicht; ich hätte vielleicht mein Leben auf's Spiel gesetzt und ihm gesagt, daß ich schon am Morgen seine Pläne belauscht habe, als ich mich auf einmal glücklicherweise noch erinnerte, welch einer Gefahr mich ein solches Geständniß aussetzen würde." — „Haben Sie mich denn nicht verstanden?" fragte er mich ungeduldig. — „O ja! Herr Ferrand," gab ich ihm zitternd zur Antwort; „allein es wäre mir lieber, wenn ich nicht aufs Land gehen dürfte." — „Und warum denn?" rief er, „Sie sollen an dem Orte, wohin ich Sie schicke, die beste Verpflegung haben." — „Nein, nein!" rief ich, ängstlich, „ich gehe nicht, ich bleibe lieber hier in Paris, in der Nähe meiner Familie; lieber will ich ihr Alles gestehen, und wenn es seyn muß, in meiner Schmach sterben." — Da blickte mich Herr Ferrand scharf an und fragte mich in einem Tone, der deutlich verrieth, daß er nur mühesam seinen Zorn zurückzuhalten vermöge: „Du weigerst Dich jetzt? warum hast Du so plötzlich Deine Absicht verändert? Kaum vor einer Minute noch wolltest du meinen Vorschlag annehmen?"

„Nun sah ich deutlich ein, daß ich verloren seyn würde, falls er den wahren Grund meiner Weigerung errriethe, und erwiderte ihm: daß ich nur in der Meinung zugesagt habe, es handle sich darum, mich in Paris irgendwo unterzubringen und mich nicht von meiner Familie zu trennen," — Du bringst ja Deiner Familie nur Schande, ver-

worfene Dirne!" rief er, packte mich, aller Schonung und Rücksicht vergessend, am Arme und stieß mich so heftig von sich, daß ich zu Boden stürzte. „Ich gebe Dir bis übermorgen Bedenkzeit," rief er; „übermorgen verläßt Du mein Haus, um entweder zu den Martials aufs Land zu gehen, oder zu Deinem Vater heimzukehren und ihm zu sagen, daß ich Dich fortgejagt habe und daß er noch am selben Tage in den Schuldthurm wandern müsse....."

„Mit diesen Worten eilte er aus dem Zimmer und ließ mich allein am Boden liegen; ich hatte nicht die Kraft, mich zu erheben, und Madame Seraphin, die herbeigeeilt war, als sie den Herrn so laut reden hörte, leistete mir einigen Beistand. Halb ohnmächtig, bei jedem Schritte fast zusammenbrechend, ging ich, auf ihren Arm gelehnt, auf mein Kämmerchen und warf mich auf mein Bett. Hier blieb ich bis zum Einbruch der Nacht fast besinnungslos, denn die verschiedenen Ereignisse und Schrecken, welche im Verlaufe der letzten Tage auf mich eingestürmt hatten, waren vom verderblichsten, zerstörendsten Einflusse auf meine Gesundheit gewesen! — Unter den furchtbarsten Schmerzen fühlte ich gegen ein Uhr Morgens, daß ich diesem armen Kinde unter meinem Herzen nun lange vor der eigentlichen Zeit das Leben geben müsse!...."

„Warum haben Sie nicht um Hülfe gerufen?" fragte Rudolph.

„O das hätte ich nicht gewagt!" erwiederte Louise. — „Herr Ferrand wollte sich meiner um jeden Preis entledigen, und hätte für diesen Fall ganz gewiß den **Dr.** Vincent holen lassen, der mich dann schon im Hause meines Herrn getödtet haben würde, anstatt zu warten, bis er mich in Asnières bei den Martials gehabt hätte; ja, Herr Ferrand wäre vielleicht im Stande gewesen, mich zu erdrosseln, und zu behaupten, ich seie im Wochenbette gestorben. Ach, lieber Herr Rudolph! alle diese Schrecken und Befürchtungen waren vielleicht thöricht, allein in diesem Augenblicke hatten sie mich ganz und gar um den Verstand gebracht, und davon schrieb sich all mein Unglück her, denn

ohne dieses würde ich der Schande getrotzt und mich nicht dem Verdacht des Kindermords ausgesetzt haben. Anstatt um Hülfe zu rufen und aus Furcht, daß man mein Schmerzgeschrei höre, erstickte ich es, indem ich in die Betttücher biß. Endlich, nach den furchtbarsten Schmerzen, gebar ich allein und verlassen in der kalten dunklen Nacht jenes arme unglückselige Würmchen, dessen Tod wahrscheinlich nur die Folge der allzufrühen Entbindung war, denn, so wahr mir Gott gnädig sei! ich habe es nicht getödtet, ich habe es nicht umgebracht! — gewiß nicht! — Ja selbst in dieser entsetzlichen Nacht hatte ich ja auf einen Augenblick eine schmerzliche Freude empfunden, als ich mein armes Kind in meinen Armen wiegte und an den Busen drückte;....“

Ein furchtbares, tieferschütterndes Schluchzen erstickte bei diesen Worten Louisens Stimme.

Morel hatte die Erzählung seiner Tochter mit düsterer Gleichgültigkeit und einem Stumpfsinn angehört, die Rudolph den lebhaftesten Schreck einflößten.

Als er sie jedoch so bitter weinen sah, blickte der Steinschleifer, der noch immer, den Ellbogen auf die Kanten des Werktisches gestemmt, seine fieberisch pochenden Schläfe in den Händen hielt, Louisen starr in's Gesicht und sagte: „Sie weint, sie weint — aber wozu denn diese Thränen? — Ach ja, ich weiß es,“ setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, „ich weiß es — der Notar — erzähle nur weiter, arme Louise.... Du bist ja mein Kind, mein liebes gutes Kind.... ich liebe Dich noch immer — vorhin erkannte ich Dich nur nicht, weil meine Thränen ganz düster und dunkel vor meinen Augen hingen.... — O mein Gott! mein Gott! wie schmerzt mich mein armer verwirrter Kopf.“

„Sie sehen nun selbst, Vater, daß ich nicht schuldig bin, nicht wahr?“ rief Louise.

„Ja wohl, ja wohl,“ erwiderte er.

„Es ist zwar ein großes Unglück,“ fuhr sie fort, „aber ich fürchtete mich so vor dem Notar.“

„Ich glaube Dir's, liebes Kind," fiel ihr der Steinschleifer in die Rede, „er ist so bösartig, so heimtückisch, dieser Notar."

„Und Sie vergeben mir jetzt, Vater! nicht wahr?"

„Ei freilich, ei freilich! ach, ja doch!" entgegnete er; „ich liebe Dich noch immer, siehst Du — obgleich es mir nicht möglich ist — weil ich — o mein Kopf! mein Kopf!....."

Louise betrachtete Rudolph mit Entsetzen, aber er beruhigte sie mit einer Geberde und den Worten: „Ihm ist nicht wohl, lassen Sie ihn erst ein wenig ruhiger werden und fahren Sie einstweilen fort zu erzählen."

Nachdem sie eine Zeitlang ihren Vater mit besorgtem Blicke beobachtet hatte, fuhr Louise fort: „Ich drückte mein Kind an den Busen und war erstaunt, es nicht athmen zu hören, allein ich dachte, der Athem eines so kleinen Kindes sei kaum zu bemerken — auch befremdete es mich einigermaßen, daß es so kalt war.... leider aber konnte ich mir kein Licht verschaffen, denn man ließ mir nie welches. — So wartete ich denn, bis der Tag anbrach, und gab mir Mühe, es so gut wie möglich zu erwärmen, obwohl es mir von Stunde zu Stunde kälter zu werden schien. Gleichwohl dachte ich, der harte Frost draußen könnte etwa das arme Würmchen erstarrt haben."

„Mit Tagesanbruch trat ich mit meinem Kinde an's Fenster, und betrachtete es, allein es war ganz starr und eiskalt. Ich heftete meinen Mund auf seine Lippen, um seinen Athem zu fühlen, legte meine Hand auf sein Herz — allein es schlug nicht mehr — das arme Wesen war todt."

Bei diesen Worten brach Louise von Neuem in Thränen aus.

„Was in jenem Augenblicke mit mir vorging," sprach Louise weiter, „das vermöchte ich unmöglich in Worte zu fassen. Ich erinnere mich desselben übrigens nur noch verworren wie eines Traumes; es war zugleich Verzweiflung, Schreck, Entsetzen, Wuth und vor Allem ein ganz besonders

peinliches Bangen und Furcht! — Mir bangte nicht mehr, daß Herr Ferrand mich ersticken würde, allein ich fürchtete, daß wenn man mein Kind todt an meiner Seite fände, man mich beschuldigen würde, es getödtet zu haben. Von nun an hatte ich nur noch einen einzigen Gedanken, den nämlich: den kleinen Leichnam vor Aller Augen zu verbergen. — Da ja meine Schande nirgends bekannt geworden war, hatte ich den Zorn meines Vaters nicht mehr zu fürchten, konnte der Rache des Herrn Ferrand entgehen und durfte überdieß hoffen, sein Haus verlassen und mich anderswo verdingen zu können, wo es mir immer noch möglich sein würde, zur Unterstützung und dem Unterhalte meiner Familie beitragen zu können...."

„Sehen Sie, bester Herr Rudolph! das waren die Gründe, die mich bestimmten, gegen Jedermann zu schweigen und den Leichnam meines Kindes womöglich Aller Augen zu entziehen. Ich mochte wohl Unrecht haben, allein in der Lage, worin ich mich befand, von allen Seiten verstoßen, von Leiden erschöpft, fast in Verzweiflung, vermochte ich nicht darüber nachzudenken, welcher Strafe ich mich im Fall einer Entdeckung aussetzen würde...."

„Welche Qual! welche Höllenpein mußte das für Sie sein!" sagte Rudolph mit dem innigsten Mitgefühl.

„Der Tag zog mehr und mehr herauf," fuhr Louise fort, „ich mußte fürchten, daß in kurzer Zeit das ganze Haus wach werden würde; — nun durfte ich nicht länger zögern: ich versteckte mein Kind, so gut ich konnte, schlich mich leise die Treppe hinab in den Garten, in dessen hinterstem Theile ich ein Loch in den Boden wühlen wollte, um den Leichnam des armen Wesens zu begraben; allein es hatte die ganze Nacht hindurch fest gefroren und der Boden war zu hart für meine schwache Kraft. Da verbarg ich den Leichnam in eine Art Keller, der anstatt des Gewächshauses diente und den man zur Winterszeit fast nie betrat, bedeckte es mit einem leeren Blumenkasten und kehrte wieder in mein Kämmerchen zurück, ohne daß Jemand mich gesehen hätte."

„Von Alle dem, was ich Ihnen da erzähle, ist mir nur noch eine dunkle unbestimmte Erinnerung geblieben; noch jetzt vermag ich mir nicht zu erklären, wie ich bei meiner damaligen Schwäche und Entkräftung den Muth und die Kraft hatte, Alles das zu vollbringen. Als um neun Uhr Madame Seraphin heraufkam und wissen wollte, weßhalb ich noch nicht aufgestanden sei, sagte ich ihr, daß ich mich unwohl befinde, und bat sie flehentlich, mich den ganzen Tag über im Bette zu lassen, am andern Tage wolle ich ja gerne das Haus verlassen, da Herr Ferrand mich fortschicke. — Eine Stunde später kam der Notar selbst zu mir herauf.“

„Sie sind nun kränker geworden,“ sagte er, „und das sind nur die Folgen Ihres Eigensinns; hätten Sie sich mein wohlgemeintes Anerbieten zu Nutzen gemacht, so würden Sie schon heute bei recht wackeren Leuten ein Unterkommen gefunden haben, wo Ihnen alle mögliche Pflege zu Theil geworden wäre; ich will übrigens nicht unmenschlich genug sein, Sie in dem Zustande, worin Sie sich befinden, ohne Hülfe zu lassen: der Doctor Vincent soll Sie heute Abend besuchen.“

„Diese Drohung erfüllte mich mit Angst und Schauder; ich versetzte Herrn Ferrand, daß ich mein Unrecht einsehe, am vorigen Tage sein Anerbieten ausgeschlagen zu haben, und es nunmehr gerne annehme; da ich aber noch zu krank sei, um heute oder den morgenden Tag abzureisen, so wollte ich ihn nur gebeten haben, mir zu erlauben, daß ich erst übermorgen zu den Martials hinausgehen, und den **Dr.** Vincent nicht holen zu lassen. Ich wollte hierdurch nur Zeit gewinnen, denn ich war fest entschlossen, das Haus zu verlassen und am andern Tage zu meinem Vater zurückzukehren, der, wie ich hoffte, auf diese Weise nichts erfahren sollte. Herr Ferrand ließ sich durch dieses mein Versprechen beruhigen, zeigte sich fast liebreich gegen mich und empfahl mich zum Erstenmal in seinem Leben der Pflege und Fürsorge der Madame Seraphin.

„Ich verbrachte den ganzen Tag in tödtlicher Angst

und zitterte jede Minute bei dem Gedanken, daß ein Zufall auf die Entdeckung des Leichnams meines Kindes führen könnte. — Ich hatte nur einen Wunsch, daß nämlich der Frost aufhöre, damit ich, wenn der Boden nicht mehr so hart wäre, ein Loch in denselben graben könnte;.... — es begann zu schneien, und das gab mir einige Hoffnung; den ganzen Tag hindurch blieb ich im Bette liegen."

„Nach Einbruch der Nacht wartete ich, bis Alles im Hause im Schlafe lag; ich mußte alle meine Kraft zusammennehmen, um aufzustehen, und holte mir im Holzstalle eine Holzart, mit der ich nach unendlicher Mühe ein Loch in den schneebedeckten Boden wühlte. — Ich nahm hierauf den Leichnam, weinte ein gut Theil über ihn und begrub ihn, so gut ich konnte, in dem kleinen Blumenkästchen. — Da ich das Todtengebet nicht kannte, sprach ich ein Vaterunser und den englischen Gruß, und bat den lieben Gott, er möchte das unschuldige Wesen doch in sein Paradies aufnehmen .... Als ich diese Art Sarg, welche ich gemacht hatte, wieder mit Erde zudecken sollte, verließ mich beinahe der Muth und die Kraft.... Eine Mutter, die ihr eigenes Kind begrub! das war mir ein entsetzlicher Gedanke; — endlich vollbrachte ich es doch, aber, mein Gott! mit welchen Opfern, mit welcher Anstrengung .... — Ich deckte den Schnee wieder über die Erde, damit man nichts merke; — der Mond hatte mir zu Allem geleuchtet. Als Alles zu Ende war, konnte ich mich nicht vom Grabe des Kleinen losreißen..... — Das arme Würmchen! da lag es nun unter dem kalten Schnee im eisigen Boden! — Obwohl es todt war, schien es mir doch, als ob es noch den Frost empfinden müsse; — endlich kehrte ich in mein Kämmerchen zurück und legte mich im heftigsten Fieberanfalle zu Bette. Am Morgen sandte der Notar Madame Seraphin herauf und ließ sich nach meinem Befinden erkundigen, worauf ich ihm entgegnete, daß ich mich besser befinde und jedenfalls im Stande seyn würde, am andern Tage aufs Land zu gehen. Ich blieb auch diesen Tag noch im Bette liegen, um mich ein

wenig zu erholen. Erst am Abend stand ich auf und ging in die Küche hinunter, um mich zu wärmen, blieb auch lange Zeit ganz allein daselbst und ging endlich noch einmal in den Garten, um auf dem Grabe meines Kindes ein letztes Gebet zu verrichten."

„Als ich wieder in meine Kammer hinaufgehen wollte, traf ich auf dem Treppenabsatz vor dem Kabinett, wo er zuweilen arbeitete, auf Herrn Germain; er war sehr bleich und aufgeregt, drückte mir eine Geldrolle in die Hand und flüsterte mir zu: „Morgen in aller Frühe soll Ihr Vater wegen eines Wechsels über 1300 Franken, den er nicht zu zahlen vermag, verhaftet werden; — hier ist das Geld, eilen Sie am frühsten Morgen zu ihm und übergeben Sie es ihm! — Erst heute habe ich Herrn Ferrand ganz kennen gelernt und durchschaut, er ist ein sehr boshafter niederträchtiger Schurke, den ich alsbald entlarven werde; sagen Sie ihm aber ja nicht, daß Sie das Geld von mir erhalten haben ...." — Bei diesen Worten sprang Herr Germain eiligst die Treppe hinab und ließ mir nicht mehr Zeit, mich bei ihm zu bedanken."

XI.

Der Wahnwitz.

„Heute Morgen," fuhr Louise fort, „in aller Frühe, als noch Niemand in Herrn Ferrands Hause aufgestanden war, erhob ich mich und eilte mit dem Gelde, das mir Herr Germain gegeben hatte, hieher, um meinen Vater zu retten, allein die Summe reichte nicht hin, und ohne Ihren Edelmuth, Herr Rudolph! hätte ich ihn nicht aus den Händen der Gerichtsdiener zu befreien vermocht. — Wahrscheinlich ist Jemand nach meinem Weggang aus Herrn Ferrand's Hause in meiner Kammer gewesen, hat dort die Spuren gefunden, welche auf jene verhängnißvolle Ent=

deckung führen mußten . . . Nun möchte ich Sie noch um Eine Gefälligkeit bitten, Herr Rudolph," setzte Louise hinzu und zog jene Geldrolle aus der Tasche. „Wollten Sie nicht die Güte haben, das Geld hier Herrn Germain wieder zuzustellen. — Ich hatte ihm zwar versprochen, Niemanden zu sagen, daß er bei Herrn Ferrand angestellt sey, allein da Sie es schon wußten, habe ich ja mein Versprechen nicht gebrochen. — Und nun, bester Herr! wiederhole ich Ihnen im Angesicht des lieben Gottes, der mich hört und meine Gedanken durchschaut, daß ich Ihnen auch nicht ein Wort gesagt habe, das nicht wahr gewesen wäre! — Ich habe mein Unrecht nicht zu vermindern gesucht, wollte mein Vergehen nicht entschuldigen und noch weniger . . . ." Auf einmal unterbrach sie sich und rief, indem sie voll Entsetzen auf ihren Vater deutete: „Sehen Sie nur, bester Herr. Blicken Sie doch meinen Vater an, was ist ihm denn?!"

Morel hatte den letzten Theil der Erzählung mit trübem Gleichmuthe angehört, welchen Rudolph sich dadurch zu erklären versucht hatte, daß er ihn der geistigen Entkräftung dieses Unglücklichen beimaß. — Nach so heftigen verletzenden und tief eindringenden Schicksalsschlägen hatten seine Thränen versiegen, seine Empfindung gelähmt werden müssen, meinte Rudolph; es mußte ihm nicht einmal so viel Kraft geblieben sein, daß er auch nur noch Entrüstung fühlen konnte.

Hierin aber täuschte sich Rudolph; wie die Flamme eines erlöschenden Lichtes wechselsweise wieder auflebt und erstirbt, so flackerte das Licht von Morel's so heftig erschütternden Verstandeskräften eine Weile unsicher auf, warf einzelne letzte Streiflichter der Vernunft hie und da um sich und — verlosch dann auf einmal. Dem, was seit einiger Zeit um ihn her vorging und gesprochen wurde, völlig fremd bleibend, war der Steinschleifer auf einmal wahnwitzig geworden.

Obwohl das Triebrad auf der entgegengesetzten Seite seines Werktisches angebracht war, und er weder Edelsteine noch Werkzeug zur Hand hatte, ahmte doch der arme Mann mit gespannter Aufmerksamkeit und regem Eifer die Handthierungen seines gewöhnlichen Berufes mit Hülfe von Werk-

zeugen nach, die nur in seiner Einbildungskraft existirten. Er begleitete diese Pantomime mit einer Art Schnalzen der Zunge wider den Gaumen, wodurch er das Geräusch des Schleifrades bei seinem Umdrehen nachahmen wollte.

„Ach, lieber Herr! sehen Sie doch nur meinen Vater an!“ rief Louise mit immer wachsendem Entsetzen; dann näherte sie sich dem Steinschleifer, legte ihre Hand auf seine Schultern und rief: „Vater! Vater!“

Morel stierte seiner Tochter mit jenem verwirrten, gedankenlosen unbestimmten Blick ins Angesicht, der nur den Blödsinnigen oder Wahnwitzigen eigen ist, und flüsterte dann, ohne in seiner zwecklosen Arbeit sich zu unterbrechen, in sanftem schwermüthigem Tone:

„Ich bin dem Notar 1300 Franken schuldig, Louisens Blutgeld — ich muß arbeiten! arbeiten! damit ich ihn zahlen, zahlen kann! . . . .“

„Mein Gott, lieber Herr! Das ist ja nicht möglich, das darf nicht so fortgehen — er ist nicht ganz wahnsinnig, nicht wahr? er wird sich wieder erholen — es ist nur ein kurzer Augenblick von Geistesabwesenheit?“ rief Louise in herzzerreißendem Tone . . .

„Morel, mein Freund! wir sind ja da,“ sagte Rudolph zu ihm, „Ihre Tochter ist bei Ihnen, sie ist unschuldig.“

„Dreizehnhundert Franken,“ rief der Steinschleifer, ohne aufzublicken, ohne Rudolph eines Blickes zu würdigen, und fuhr fort sein tägliches Geschäft nachzuahmen.

„Vater! Vater! ich bin's ja, Deine Louise,“ rief das erschreckte Mädchen, warf sich ihm zu Füßen, umschlang seine Kniee und ergriff dann seine beiden abgemagerten Hände.

„Dreizehnhundert Franken,“ wiederholte er, und befreite sich unter hartnäckiger Anstrengung aus der Umarmung seiner Tochter; — „dreizehnhundert Franken!“ fuhr er mit leiser Stimme und wie im Vertrauen fort; „dreizehnhundert Franken! oder wenn ich nicht zahlen kann, wird Louise guilliotinirt.“

* * *

Dabei fuhr er wieder fort mit der Hand die kreisende Bewegung des Radtreibens und Schleifens nachzuahmen.

Louise stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

„Er ist wahnsinnig!“ rief sie, „er ist toll, und ich, ich trage die Schuld daran; — o mein Gott! mein Gott! es ist ja nicht mein Fehler, ich wollte nichts Uebles thun — jenes Ungeheuer trägt alle Schuld.“

„Ruhig, armes Kind, fassen Sie nur Muth!“ sagte Rudolph, „lassen Sie uns hoffen! dieser Wahnsinn kann nicht lange dauern; Ihr Vater hat zu viel gelitten, die Masse des Kummers und des Schrecks, die auf ihn einstürmten, überstieg die Kräfte eines Menschen, — seine Vernunft mußte auf einen Augenblick erschüttert werden, allein er wird sich bald erholen.“

„Aber meine Mutter! meine Großmutter! meine Brüder, Schwestern, was soll aus Ihnen werden?“ jammerte Louise. — „Nun verlieren sie den Vater und mich auf einmal — sie werden vor Hunger, Elend und Verzweiflung umkommen.“

„Bin ich nicht noch da?“ rief Rudolph, „seyen Sie unbesorgt, sie sollen an nichts Mangel leiden! Fassen Sie Muth! sage ich Ihnen, die Eröffnungen, welche Sie mir gemacht haben, sollen einen alten Bösewicht, einen grauer Verbrecher zur Strafe ziehen. Sie haben mich von Ihrer Unschuld überzeugt und ich versichere Sie mit unerschütterlicher Gewißheit, daß dieselbe auch bald erkannt und öffentlich verkündigt werden wird.“

„Ach! wollte Gott, Sie sprächen wahr!“ rief das Mädchen. „Sehen Sie nur selbst, Schande, Wahnsinn und Tod sind die Uebel, welche dieser Mann hervorruft — und doch vermag man nichts wieder ihn, gar nichts! — o dieser Gedanke verbittert noch alle meine Leiden!“

„Nein,“ entgegnete Rudolph, „dies dürfen Sie nicht glauben, und eine innige Ueberzeugung vom Gegentheile sollte Ihnen Ihre Leiden ertragen helfen.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ rief Louise gespannt.

„Nehmen Sie,“ sagte Rudolph im ernsten, fast feier=

lichen Tone — „nehmen Sie wenigstens die Gewißheit mit von hinnen, daß Ihr Vater, Sie und die Ihrigen vollständig gerächt werden sollen.“

„Gerächt?“ fragte sie und eine wilde Freude blitzte aus ihrem Auge.

„Allerdings, das schwöre ich Ihnen zu,“ erwiederte Rudolph im Tone der Ueberzeugung; „ich schwöre Ihnen, daß, wenn seine Vergehen erwiesen sind, jener Verworfene, grausam und blutig die Schande, den Tod und den Wahnsinn büßen soll, deren Urheber er gewesen! — Wenn die Gesetze ihn nicht zur Rechenschaft zu ziehen vermögen, wenn eine Tücke, seine Geschicklichkeit seinen Verbrechen gleichkommen, so wird man seinen Tücken Hinterlist und Gewandtheit, seinen Freveln andere Verbrechen entgegensetzen, die zu den seinigen sich so verhalten werden, wie die gerechte rächende Strafe, die durch eine unerbittliche Hand über den Schuldigen verhängt wird, zum feigen, geheimen Meuchelmord sich verhält.“

„O gütiger, bester Herr! möge Gott sie erhören!“ rief Louise; „ich verlange nicht nach Rache für Das, was er an mir begangen, aber um meines wahnsinnigen Vaters, um meines todtgebornen Kindes begehre ich sie . . . .“

Um noch einen letzten Versuch zu wagen, Morel aus seinem Wahnwitze aufzuwecken, rief Louise noch einmal: „Lebewohl, guter Vater! . . . man führt mich jetzt in's Gefängniß und ich werde Dich nicht wieder sehen — o Vater! es ist ja Deine Louise, die Dir Lebewohl sagt! — Vater! armer guter Vater!“

Gar nichts antwortete auf diesen Anruf voll herzzerreißender Wehmuth, nichts wollte wiedertönen in der armen umnachteten zertretenen Seele dieses Mannes; — die Saiten der Vaterherzens, stets die letzten welche reißen, ließen sich nicht mehr in Schwung bringen. —

* * *

Die Thüre der Bodenkammer öffnete sich und der Polizeibeamte trat herein.

„Meine Zeit ist kostbar, mein Herr," sagte er zu Rudolph; „ich muß Ihnen mit Bedauern erklären, daß ich unmöglich dieser Unterredung noch einige Augenblicke längerer Dauer zugeben darf."

„Unsere Unterredung ist zu Ende, Herr Commissär," gab Rudolph mit bitterem Tone und bebender Stimme zur Antwort, und deutete auf den Steinschleifer; — „Louise hat nun ihrem Vater nichts mehr zu sagen, er ist nicht im Stande, noch Etwas von ihr zu hören: er ist wahnsinnig geworden."

„Großer Gott! Das ist entsetzlich!" rief der Beamte, „das ist grausenerregend, allein es war beinahe im Voraus zu befürchten."

Er näherte sich mit reger Theilnahme dem Arbeiter, betrachtete ihn eine Weile aufmerksam und wurde leider von der gräßlichen Thatsache mehr und mehr überzeugt.

„Ich versichere Sie, mein Herr!" sagte der Beamte wehmüthig zu Rudolph, „daß ich mir bereits im Herzen den aufrichtigen Wunsch gethan hatte, die Unschuld des jungen Mädchens möchte bald erkannt und öffentlich ausgesprochen werden; allein nach einem solchen Unglück darf ich mich nicht blos auf Wünsche beschränken. — Nein, nein! ich werde vielmehr die Ehrlichkeit und das tiefe Elend dieser Familie und vor Allem diesen letzten entsetzlichen Schlag, der sie betroffen, den Richtern erzählen, und ich zweifle nicht, daß sie darin einen Grund mehr finden werden, die Unschuld der Verdächtigten auszusprechen."

„Schön! schön! mein Herr!" entgegnete Rudolph, „allein bei einem solchen Verfahren erfüllen Sie ja nicht Ihre Pflicht, sondern heischen vielmehr ein Opfer von der Gerechtigkeit . . . ."

„Glauben Sie mir," entgegnete der Beamte, „unser Amt ist fast immer so peinlich, so demüthigend für unser Herz, daß wir nur mit innigem Glück und Danke an Dem Antheil nehmen, was gut und ehrbar ist."

„Nur noch ein Wort, Herr Commissär," bat Rudolph, „die Eröffnungen, welche Louise Morel mir gemacht, haben mir unwiderlegbar bewiesen, daß sie unschuldig ist. Könnten Sie mir nun nicht angeben, auf welche Weise ihr vorgebliches Verbrechen entdeckt oder vielmehr zur Anklage gebracht worden ist?"

„O ja," erwiderte der Beamte; „heute früh erschien die Haushälterin des Notar Ferrand bei mir und gab an, daß sie nach der plötzlichen und unvermutheten Entweichung ihrer Magd Louise Morel, welche sie schon seit sieben Monaten schwanger wußte, heute Morgen in die Kammer des jungen Mädchens hinaufgestiegen sey und dort die Spuren einer heimlichen Entbindung gefunden habe, worauf sie nach genauerer Untersuchung und Durchforschung des Hauses durch Spuren von Fußtritten im Schnee auf die Entdeckung des Leichnams eines neugebornen Kindes geführt worden sey, das im Garten eingescharrt worden war . . . ."

„Auf die Angabe der Frau begab ich mich alsbald nach der Rue du Sentier und traf Herrn Jakob Ferrand noch voll Entrüstung darüber, daß ein solcher Frevel sich in seinem Hause zugetragen hatte. Der Herr Pfarrer vom Sprengel Bonne-Nouvelle, der ebenfalls herbeigerufen worden war, bestätigte mir, daß diese Louise Morel ihren Fehler eingestanden habe, als ihr Herr ihr eines Tages in ihrer Gegenwart Vorwürfe darüber machte und ihr nur aus Erbarmen und Mitleid den ferneren Aufenthalt in seinem Hause gestattete; er versicherte mich noch überdies, oft gehört zu haben, wie Herr Ferrand Louise Morel aufs Strengste tadelte oder aufs Liebevollste ermahnte und ihr prophezeihte, daß sie sich über kurz oder lang in's Verderben stürzen werde, welche Prophezeihung leider nun schon so bald in Erfüllung gegangen war. — Die Entrüstung des Herrn Ferrand," fuhr der Beamte fort, „erschien mir so rechtmäßig und gerechtfertigt, daß ich sie theilte, und da er mir sagte, daß Louise Morel sich ohne Zweifel zu ihrem Vater hieher geflüchtet haben werde, begab ich

mich alsbald hieher; das Verbrechen war erwiesen, und so hatte ich das Recht, zu unverweilter Verhaftung zu schreiten."

Rudolph mußte sich gewaltsam bezwingen, als er von der Entrüstung des Notars Ferrand reden hörte; doch erwiderte er dem Polizeibeamten:

„Ich danke Ihnen auf's Innigste für Ihre Gefälligkeit und die Unterstützung, welche Sie Louisen zu leisten geneigt sind, Herr Commissär; ich werde diesen Unglücklichen da und seine Schwiegermutter nach einem Irrenhause bringen lassen."

Dann wandte er sich an Louise, die noch immer neben ihrem Vater kniete und sich bemühte, ihn zum Bewußtseyn und zur Vernunft zurückzurufen, mit den Worten:

„Ergeben Sie sich in Ihr Schicksal, armes Kind, und scheiden Sie von Ihrer Mutter, ohne ihr Lebewohl zu sagen; ersparen sie ihr den herzzerreißenden Abschied. — Ueber das Loos der Ihrigen dürfen Sie vollkommen beruhigt seyn: es soll hinfort Ihrer Familie an Nichts fehlen. Man wird eine Frau finden, welche Ihre Mutter verpflegen und sich unter der Oberaufsicht Ihrer gütigen Nachbarin, Jungfer Lachtaube, auch Ihrer Geschwister annehmen wird. Was aber Ihren Vater anbelangt, so seyen Sie überzeugt, daß Allem aufgeboten werden wird, seine Heilung eben so schnell als vollständig zu bewerkstelligen. — Fassen Sie Muth; glauben Sie mir, daß rechtschaffene Menschen oft hart vom Unglück heimgesucht und auf die Probe gestellt werden — daß sie aber aus allen diesen Kämpfen stets reiner, stärker und allgemein geachteter hervorgehen! . . . ."

* * *

Zwei Stunden nach Louisens Verhaftung wurden der Steinschleifer und die blödsinnige Alte auf Rudolph's Befehl von David nach Charenton gebracht, wo sie in besondern Zimmern durch eigene Wächter und mit besonderer Sorgfalt verpflegt werden sollten.

Morel verließ das Haus in der Rue du Temple ohne Widerstand und ging gleichgültig überall hin, wohin man ihn führte; sein Wahnwitz war mehr sanfter, schwermüthiger, verträglicher Natur.

Die Großmutter hatte Hunger und man brauchte ihr nur Brod und Fleisch zu zeigen, um sie aus dem Hause zu locken.

Die Edelsteine des Steinschleifers wurden zunächst seiner Frau anvertraut und von dieser noch am selben Tage Madame Matthieu eingehändigt, die sie selbst abzuholen kam.

Unglücklicherweise hatte Hinkebeinchen aus der Unterredung, die er bei der Verhaftung Morel's durch die Gerichtsdiener belauscht hatte, den Werth dieser vorgeblich falschen Steine kennen gelernt; er war deshalb auf der Lauer, folgte der Edelsteinmäklerin und versicherte sich, daß sie in dem Hause Nr. 11. auf dem Boulevard St. Denis wohne. – Jungfer Lachtaube hatte mit möglichster Schonung der armen Magdalene Morel die Nachricht von dem Wahnsinnigwerden ihres Gatten und der Verhaftung Louisens mitgetheilt; anfangs weinte Magdalene viel, geberdete sich ganz trostlos und stieß ein verzweiflungsvolles Geschrei aus; als aber das erste Aufwallen des Schmerzes vorüber war, tröstete sich das arme Geschöpf, schwach und veränderlich wie es war, nach und nach mit dem Gedanken, daß sie und ihre Kinder durch den Edelmuth und die Freigebigkeit ihres Wohlthäters nunmehr vor Mangel geschützt und in einen gewissen Wohlstand versetzt seyen.

* * *

Wenn Rudolph der Eröffnungen gedachte, welche Louise ihm gemacht hatte, so überkamen ihn trübe, bittere Gedanken.

Nichts ist häufiger, sagte er, als jenes sittliche Verderben, zu welchem der Herr mit mehr oder weniger Gewalt die Dienerin zwingt und verführt: hier durch Einschüchterung

oder Ueberraschung, dort durch die gebieterische Natur der Verbindungen und Beziehungen, welche die Dienstbarkeit herbeiführt und veranlaßt.

Diese gleichsam gewerbsmäßige Verdorbenheit, die vom Reichen bis zum Armen herniedersteigt und zu ihrer Befriedigung die schützende Heiligkeit und Unverletzbarkeit des häuslichen Heerdes verachtet, — diese Verdorbenheit ist schon traurig und beklagenswerth, wenn sie freiwillig angenommen, — wird aber abscheulich, entsetzlich, grauenhaft, abschreckend, wenn sie erzwungen wird.

Es ist eine teuflische, brutale Unterjochung, eine unedle, barbarische Leibeigenschaft und Sklaverei eines Wesens, wenn es voll Entsetzen und Schreck die thierischen Gelüste des Gebieters mit Thränen, seine Küsse mit dem Schauder des Eckels und der Furcht des Abscheu's erwidern muß!

Und welche Folgen, dachte Rudolph weiter, verhängt diese erzwungene Entwürdigung über die armen Frauen?! — Fast stets Entwürdigung, Selbstverachtung, Elend, Prostitution, Diebstahl, ja häufig sogar Kindsmord!

Und gerade über diesen Gegenstand haben die Gesetze geschwiegen, ihn haben sie vermieden.

Jeden Mitschuldigen eines Verbrechens trifft die gleiche Strafe wie den Urheber!

Der Diebshehler wird dem Diebe gleich geachtet, — und das ist nicht mehr als billig!

Wenn aber ein Mann aus Müssiggang, aus schnödem Trieb ein keusches, reines, unschuldiges junges Mädchen verführt, wenn er sie zur Mutter macht, alsdann verläßt, ihr nur noch Schande, Unglück, Verzweiflung überläßt, sie so zum Kindsmorde treibt, — zu einem Verbrechen, das sie mit dem Leben büßen muß, — wird ein solcher Mann alsdann auch als ihr Mitschuldiger betrachtet? —

Behüte! — was ist denn das? wie nennt man dieß? was bedeutet das? — O nichts, gar nichts! . . . . eine kleine Liebschaft, eine verliebte Grille, eine Eintagslaune für ein hübsches, reizendes Gesichtchen! — Ist seine Reihe vorbei, wohlan, so kommt sie an eine Andere! —

Ja, noch mehr! wenn dieser Mensch etwas Schlauheit, Scharfsinn und Originalität besitzt (wobei er jedoch noch immer ein recht zärtlicher Sohn und der beste Kerl von der Welt sein kann), so kann er noch hingehen und sein Schlachtopfer vor den Schranken der Assisen sehen!

Wird er zufällig als Zeuge vorgeladen, so mag er zu seinem Vergnügen allen jenen neugierigen Leuten, die so gerne ein solches junges Mädchen guillotinirt sehen möchten, zu größerer Ehre der öffentlichen Moral sagen:

„Ich habe der Gerechtigkeit etwas Wichtiges zu enthüllen! — Meine Herren Geschworne! dieses junge Mädchen hier war allerdings einst züchtig, keusch und ehrbar, aber ich habe sie verführt, ich gestehe es ein; — da es aber eine Blondine war, habe ich sie später gegen eine andere verlassen, die zufällig eine Brünette war, das ist nicht minder wahr. Aber hierin folgte ich nur einem unbestrittenen und unbestreitbaren heiligen Rechte, das die Gesellschaft mir zuerkennt und achtet“ ....

„Dieser Mann ist vollkommen in seinem Rechte,“ werden hierauf die Geschwornen einander in's Ohr flüstern; — „wir kennen kein Gesetz, das da verböte, eine blonde junge Dirne zu verführen und sie hernach um einer andern willen zu verlassen! — Der junge Mann da ist nur eine lockere Haut, ein lustiger Vogel!“

„Nunmehr, meine Herren Geschworenen! behauptet diese Dirne hier, ihr Kind, — ja ich will sogar sagen: unser Kind — getödtet zu haben, weil ich sie verlassen habe, — weil sie, sich allein, isolirt, im tiefsten Elende sehend, sich entsetzt und den Kopf verloren hat. Und weßhalb denn? Weil es, ihrem eigenen Vorgeben nach, ihr rein unmöglich war, zugleich ihr Kind zu säugen und zu verpflegen, und dabei desto länger in ihrem Gewerbe zu arbeiten, damit sie sich und ihrem Kinde das Leben und den Unterhalt friste!“ —

„Ich muß Ihnen jedoch, meine Herren Geschwornen, erklären, daß ich alle diese Gründe durchaus nicht stichhaltig finde!“

„Konnte das Mädchen nicht in irgend einem Hospital

ihre Entbindung überdauern, — wenn nämlich gerade ein Platz offen war?" —

„Konnte sie nicht im entscheidenden Augenblicke sich zum Polizei-Commissär ihres Viertels begeben und ihm das Geständniß ihrer — Schande ablegen, um dadurch ermächtigt zu werden, ihr Kind im Findelhause niederzulegen? —Konnte das Mädchen nicht, während ich beim Billardspiel auf meine andere Geliebte wartete, sich durch ein minder grausames Mittel aus der Schlinge ziehen? — Ich muß offen bekennen, meine Herren Geschwornen, daß ich diese Art und Weise, sich eines überlästigen Kindes zu entledigen und aller Sorgen für seine Zukunft zu entschlagen, für allzu bequem und leichtfertig halte. — Was T.....! ist's nicht genug für ein junges Mädchen, ihre Ehre zu verlieren, der Verachtung und Schande zu trotzen? — muß sie nicht auch noch ihr Kind erziehen, es pflegen, säugen, ernähren, es ein Gewerbe lernen lassen, es zu einem so rechtschaffenen Manne wie sein Vater, oder zu einem züchtigen Frauenzimmer erziehen, das nicht liederlich ist, wie seine Mutter? — Zum Wetter! das Muttergefühl und der Stand der Mutter haben ihre heiligen Pflichten und die Elenden, welche diese heiligen Pflichten mit Füßen treten, sind entmenschte, unnatürliche Mütter, die eine schreckliche, exemplarische Strafe verdienen! —

„Kraft dieser meiner Aussage, meine Herren Geschwornen! müssen Sie diese Verbrecherin, dieses verworfene Wesen alsbald dem Henker überantworten und dadurch bethätigen, daß Sie tugendhafte, unabhängige, gewissenhafte und aufgeklärte Staatsbürger sind! — **Dixi!**"

Hierauf wird nun mit höchst väterlich weiser Miene irgend ein reich gewordener Mützenmacher oder ein empor gekommener Wucherer, der in der Tracht des Präsidenten der Jury steckt, sich also vernehmen lassen:

„Dieser Herr betrachtet diese Frage von einem ganz neuen Standpunkte aus! — Er hat, meiner Treu! nicht mehr gethan, als was wir Alle an seiner Stelle auch gethan hätten, denn die kleine Blondine ist wahrhaftig aller-

liebst, obwohl ein wenig abgehärmt! — Der lockere Vogel ist nur, wie Joconde singt, der Blonden und der Braunen nachgelaufen; — es existirt kein Gesetz, das ihm dieß verböte. Was die Unglückliche da anbelangt, so ist das Alles ihr eigener Fehler; warum hat sie sich nicht gewehrt? Sie wäre alsdann nicht in den Fall gekommen, ein Verbrechen zu begehen, ein abscheuliches, ungeheures Verbrechen, welches die Gesellschaft bis — bis in ihren tiefsten Grund erröthen macht!"

Und man wird von allen Seiten her dem reich gewordenen Mützenmacher oder Wucherer unbedingt und vollkommen Recht geben.

„Kraft welches Rechtes," wird er fortfahren, „könnte man diesen jungen Herrn schuldig finden? welcher mittelbaren oder direkten, welcher moralischen oder materiellen Mitschuld könnte man ihn anklagen? — Der pfiffige Bursche hat ein junges Mädchen verführt und sie hernach sitzen lassen, das gesteht er selbst zu, — allein wo ist das Gesetz, das etwas Derartiges verböte?"

Spricht in einem solchen Fall die Gesellschaft nicht gerade wie jener Vater in irgend einem schnurrigen Mährchen: Nehmt Eure Hühner in Acht, Leutchen! — mein Hahn ist los gelassen! allein ich will für nichts stehen, ich wasche meine Hände in Unschuld!

Kauft aber irgend ein armer Teufel ebenso aus Nothdurft als aus Dummheit, aus Zwang oder aus Unkenntniß der Gesetze, die er nicht lesen kann, wissentlich irgend einen elenden Fetzen gestohlenen Gutes, — so kommt er auf zwanzig Jahre auf die Galeeren als Diebshehler, wenn den Dieb dieselbe Strafe trifft.

Es ist ein höchst logischer, wahrer Vernunftschluß: Ohne Diebshehler gäbe es keine Diebe, ohne Diebe keine Diebshehler! — Gewiß! der verdient weniger Mitleid, der zum Uebel verleitet oder veranlaßt, als der es thut!.... Die geringste Mitschuld werde demnach auf das Strengste und Unbarmherzigste geahndet! —

Gut! es liegt ein strenger und fruchtbarer Gedanke voll hoher Moralität darin! — Man wird sich vor der Gesellschaft verneigen, die solche Gesetze diktirt hat. Allein man bedenke doch nur auch, daß dieselbe Gesellschaft, welche sich bei den geringsten Vergehen gegen Sachen so unerbittlich erweist, so beschaffen ist, daß ein aufrichtiger, schlichter Mann, der es sich beifallen ließe zu beweisen, wie zwischen dem treulosen Verführer und dem armen verführten und dann verlassenen Mädchen eine moralische Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit, eine materielle Mitschuld bestehe, — unbedingt für einen Träumer, einen Visionnär gehalten würde.

Wenn nun dieser schlichte, offenherzige Mann zu versichern wagen wollte, daß ohne Vater auch kein Kind existiren oder werden könne, würde die ganze bürgerliche Gesellschaft über hartnäckigen Trotz und Tollheit schreien.

Sie hätte auch Recht, vollkommen Recht, denn dieser Herr, welcher aus reiner Liebhaberei für tragische Rührungen der Jury so schöne Sachen sagen konnte, wäre am Ende noch im Stande, seiner Beischläferin ruhig den Hals abschneiden zu sehen, wenn sie wegen Kindermords, wegen eines Verbrechens hingerichtet würde, von dem er mehr Urheber als Mitschuldiger ist durch seine rücksichtslose Treulosigkeit.

Zeigt dieser gefällige Schutz, welchen die Gesellschaft dem männlichen Theile noch jetzt für gewisse Schelmereien, woran der kleine Gott Amor die Schuld trägt, leistet, nicht deutlich genug, daß der Franzose noch heutzutage den Grazien opfert, und daß das französische Volk das galanteste auf dem ganzen Erdenrunde ist?! —

XII.

Jakob Ferrand.

Zu der Zeit, wo sich diese Begebenheiten, die wir eben schilderten, zutrugen, sah man an dem einen Ende der Rue du Sentier eine lange, zerrüttete, schadhafte Mauer sich hindehnen, deren Gypsbewurf mit verschiedenen Glasstücken von alten Flaschen aller Farben mosaikartig verziert war. Diese Mauer begränzte von dieser Seite den Garten des Notars Jakob Ferrand und stieß an ein Vorgebäude, das auf die Straße heruntersah, und nur aus einem einzigen, von Speichern und Bodenkammern überragten Stockwerke bestand.

Ueber dem wurmstichigen Einfahrtthore, dessen ursprüngliche Farbe unter einer riesigen, Jahrzehnte alten Schichte von Koth und Schmutz gar nicht mehr zu erkennen war, schaukelten sich zwei mächtige Wappenschilde von vergoldetem Kupfer, die Insignien des Notariats.

Dieses Einfahrtthor führte auf einen bedeckten Gang, zu dessen rechter Seite sich die Loge eines alten, halbtauben Portier befand, der im Gewerke der Schneider etwa dieselbe Rangstufe einnahm, wie Herr Pipelet im edlen Stande der Schuhmacher; zur Linken desselben dagegen befand sich ein Stall, welcher dermalen als Keller, Waschhaus, Holzschopf ꝛc. benutzt wurde und überdieß noch einer jungen Kolonie von Kaninchen zum Aufenthalte diente, mit deren Erziehung der Hausmeister sich die trübe Zeit seines jungen Wittwerthums verkürzte und die leere Stelle seines empfindsamen Herzens ausfüllte.

Hart neben der Portierloge eröffnete sich die Vorhalle einer engen, dunkeln Wendeltreppe, die zu dem Studierzimmer oder Bureau-Gemach des Notar hinaufführte, wie dieß eine mit schwarzer Tinte an die Wand gemalte Hand verkündete, deren Zeigefinger auf die ebenfalls

mit Tinte riesig hingemalten Worte hinwies: „das Geschäftszimmer des Notars ist im ersten Stocke.“

Auf der einen Seite eines großen, gepflasterten Hofes, den eine blühende Vegetation von Unkraut überwucherte, sah man leere Remisen, auf der andern Seite ein rostiges Eisengitter, das den Garten einfriedigte, im Hintergrunde aber den Pavillon des Gebäudes, den der Notar allein bewohnte.

Eine Freitreppe von acht bis zehn schiefen, wackelnden, moosbewachsenen, ausgetretenen und vom Zahn der Zeit halbzerstörten Steinstufen, führte zu jenem viereckigen Pavillon empor, der im Souterrain eine Küche und andere unterirdische Dependenzien, ein Erdgeschoß, einen ersten Stock und einen spitzen Giebelboden umfaßte, wo Louisens Schlafgemach gewesen war. Der Pavillon erschien ebenfalls im Zustande größter Verwahrlosung: allenthalben strich der Wind durch große Löcher und Ritzen in der Mauer; die Fenster und Fensterläden, welche vordem grau angestrichen gewesen waren, waren im Lauf der Jahre fast schwarz gefärbt worden; die sechs Fenster, welche auf den Hof herausgingen, hatten keine Vorhänge und ein trüber, fettartiger Rost verdüsterte die Scheiben; im Erdgeschoß sah man durch die helleren Fensterscheiben Vorhänge von gelber Leinwand mit rother Einfassung.

Von den sechs Fenstern des Pavillon, welche auf den Garten hinausgingen, waren zwei vermauert, der Garten selbst, voll Unkraut und Schmarotzerpflanzen, schien ganz verlassen; man sah keine Rabatte, keinen Strauch, keine Pflanze darin; eine kleine Gruppe von Ulmenbäumen, fünf oder sechs größere Obstbäume, ein Paar Kugelakazien und Fliederstauden, ein dürrer, gelber, von Moos und der sommerlichen Sonnengluth zerfressener Rasen, Gänge von lehmiger Erde, an deren Rande Brombeerstauden üppig wucherten, weiterhin ein halb unterirdisches Gewächshaus, und, als Hintergrund, nackte graue Mauern von Hintergebäuden, in welchen hie und da enggitterte, kleine Fenster und Hohllichter angebracht wa-

ren, die dem Ganzen das Ansehen eines Gefängnisses gaben, — das war der Totalanblick und Eindruck, welchen der Garten und das Haus des Notars machten.

Auf diesen Anschein oder vielmehr auf diese Wirklichkeit legte Herr Ferrand einen großen Werth.

In den Augen der Menge gilt eine gewisse Gleichgültigkeit gegen Wohlleben und Bequemlichkeit fast immer für Uneigennützigkeit, und Unreinlichkeit für Nüchternheit und Sittenstrenge. Wenn man den plumpen Aufwand und die rasende Verschwendung einiger Notare und die fast fabelhaften Toiletten ihrer Frau Gemahlinnen mit dem düstern Hause des Herrn Ferrand verglich, der so gleichgültig gegen Elegance, guten Geschmack und Aufwand erschien, empfanden die Clienten eine Art Hochachtung oder vielmehr blinden Vertrauens in diesen Menschen, der bei seiner zahlreichen Kundschaft und dem Vermögen, das man bei ihm voraussetzte, so gut wie mancher seiner Amtsbrüder hätte sagen können: Meine Equipage, mein Rout, meine Loge in der großen Oper ꝛc. und wie alle jene Annehmlichkeiten heißen mögen, welche sich ein reicher Mann in Paris erlauben kann, — und der, weit entfernt von solchem Aufwande, mit strenger Sparsamkeit und Genügsamkeit lebte; das war denn auch der Grund, daß alle jene Acte des öffentlichen Lebens, alle jene Geschäfte, welche auf der anerkanntesten Unbescholtenheit des Rufes, auf dem allgemeinsten Vertrauen beruhen, wie Depositenverträge, Fideicommisse, vormundschaftliche Vermögensverwaltungen ꝛc., alle im reichsten Maße diesem Notar Ferrand zuströmten.

Wenn der Notar auf diese Weise so genügsam und mit so Wenigem lebte, so folgte er nur seinem eigenen Geschmack und Hange; — er verachtete die Welt, den Aufwand und alle mit schweren Summen zu erkaufenden Vergnügungen; — wäre er aber auch anders gewesen, so hätte er doch ohne Zögern seine lebhaftesten Neigungen, seine innigste Ueberzeugung dem Anscheine geopfert, welchem er sich zu geben so sehr bemüht war. Nun nur

noch wenige Worte über den Charakter dieses Mannes: Er war einer der Söhne aus der großen Familie der Geizhälse. Man zeigt den Geizigen fast immer in einem lächerlichen und grotesken Lichte, und auch die Bösartigsten schreiben dem Geizhalse nicht mehr zu, als Selbstsucht oder Hartherzigkeit. Die Mehrzahl der Geizigen vermehrt ihr Vermögen nur dadurch, daß sie Schätze auf Schätze aufspeichert; Einige, jedoch bei weitem die geringste Zahl, leihen auf Wucher, und kaum die Entschlossensten wagen den Abgrund der Agiotage mit Blicken zu messen; — aber es ist beinahe unerhört. Daß ein Geiziger, um neue Reichthümer zu erwerben, sich bis zum Verbrechen, bis zum Morde hinreißen läßt. Das ist auch leicht begreiflich, denn der Geiz ist ein negatives, rein passives Laster.

Der Geizige, in seiner unaufhörlichen Combination, sinnt wohl mehr darauf, sich zu bereichern, indem er seine Ausgaben einschränkt, indem er die Schranken unmittelbarer Nothdurft immer enger um sich zieht, als er sich auf Kosten Anderer zu bereichern denkt; er ist vor Allem selbst der Märtyrer seines Erhaltungstriebes. —

Schwach und scheu, mißtrauisch und verschlagen, vor Allem aber klug und umsichtig, nie verletzend gegen Andere und gleichgültig gegen die Uebel, welche die Zukunft bringen wird, würde der Geizige Niemanden Uebel zufügen; er ist vor Allem der Mensch der Gewißheit, der Mann des Positiven, oder vielmehr er ist nur geizig, weil er sich nur an den wirklichen Gewinn, an das Geld hält, das er in der Kasse hat.

Die sichersten Spekulationen und Anleihen verlocken ihn nicht; so unwahrscheinlich sie auch sei, Eine Chance des Verlusts ist doch immer vorhanden und er opfert lieber die Zinsen seines Geldes, als daß er sein Capital auf's Spiel setzt.

Ein so beschränkter Mensch, der jede Möglichkeit so sehr fürchtet, erwägt und erachtet, wird also selten den wilden Muth und die Energie des Verbrechers haben, der seine Freiheit

und sein Leben daran setzt, um sich ein Vermögen zu erwerben. Daransetzen, Riskiren ist ein Wort, das im Wörterbuch der Geizigen längst vertilgt ist. Gerade in diesem Sinne war Jakob Ferrand eine ziemlich sonderbare Ausnahme, eine vielleicht neue Spielart im Geschlecht der Geizigen, denn Ferrand riskirte, und zwar viel; er zählte auf seine Schlauheit, die wirklich selten, auf seine Heuchelei, die sehr tief, auf seinen Verstand, der geschmeidig und erfinderisch, auf seine Kühnheit, die wirklich höllisch war, um sich Straflosigkeit für seine sehr zahlreichen Verbrechen zuzusichern.

Ferrand war in doppelter Beziehung eine Ausnahme. Gewöhnlich sind energische Leute voll abenteuerlichen Muthes, die vor keinem Verbrechen zurückschrecken, wenn es ihnen nur Gold gibt, heftigen Leidenschaften wie dem Spiel, dem Luxus und den Tafelfreuden, der Schlemmerei und Verschwendung ergeben.

Ferrand kannte keine dieser wilden, unordentlichen Begierden; feig und geduldig wie ein Falschmünzer, grausam und entschlossen wie ein Mörder, war er nüchtern und mäßig wie ein Harpagon. Eine einzige Leidenschaft oder vielmehr ein einziges Gelüste, das aber schändlich, unedel und in seiner Viehheit auch unwürdig war, steigerte ihn manchmal bis zum Wahnsinn; dies war die Wollust, aber es war die Wollust des Thieres, der sinnliche Trieb des Wolfs oder Tigers.

Wenn dieses heftige, unlautere Gift im Blute dieses starken Mannes gährte, stieg ihm die sinnliche Gier glühend in's Angesicht, und der wahnsinnähnliche wollüstige Fleischestrieb umnachtete seinen Verstand; dann wurde er, wie gesagt, seiner schlauen Klugheit und Vorsicht manchmal vergessend, ein wilder Tiger oder Wolf, was ja seine ersten Anschläge auf Louise bewiesen haben.

Der Schlaftrunk und die freche Heuchelei, womit er seine Vergehen geläugnet hatte, lagen so zu sagen vielmehr in seiner Gewalt, als die offene Gewalt. Plumpes Begehren, brutale Gluth und wilde Verachtung, das

waren die verschiedene Phasen in der Liebe bei diesem Menschen.

Güte, Edelmuth, Freigebigkeit, Wohlwollen, Schmeichelei waren ihm, wie es sein Betragen gegen Louise erwiesen hat, lauter fremde Dinge; das Anleihen von 1300 Fr. das er Morel zu hohen Zinsen gegeben hatte, war Ferrand ebensowohl ein Fallstrick und ein Mittel zur Gewalt als ein gutes Geschäft gewesen. Von der Rechtschaffenheit des Steinschleifens überzeugt, wußte er wohl, daß er über kurz oder lang wieder heimbezahlt werden würde; indeß müßte doch Louisens Schönheit einen recht tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben, wenn er sich einer so vortheilhaft angebrachten Summe hätte entledigen sollen. Außer dieser Schwäche hatte Ferrand für nichts Anderes Sinn, als für das Gold; er liebte das Gold nur um seiner selbst willen, nicht um der Genüsse willen, die es verschafft, denn er war ein Stoiker; auch nicht um der Genüsse willen, die er sich damit *hätte* verschaffen *können*, denn er war nicht poetisch genug, um spekulativ zu genießen, wie manche Geizige. Bei Allem, was ihm angehörte, liebte er den Besitz, nur um des Besitzes willen; bei Dem aber, was Andern angehörte, wenn es sich um ein reiches Depositum handelte, das man z. B. nur seiner Ehrlichkeit anvertraut hatte — in diesem Falle empfand er, wenn er das Depositum herausgeben mußte, denselben herben Schmerz, dieselbe Verzweiflung, welche etwa irgend ein berühmter Juwelier empfindet, wenn er sich von einem Schmucke trennen soll, aus welchem sein geläuterter Geschmack einen Kunstgegenstand gemacht hat. — Sein allgemein bewährter Ruf der Rechtschaffenheit war ja für den Notar eben so sehr ein *Meisterwerk der Kunst* — wie ein ihm anvertrautes Depositum ihm ein Juwel däuchte, dessen er nur mit wüthendem Bedauern sich entäußern konnte.

Wie viele Sorgfalt, wie viele Heuchelei und Ränke, wie viele Geschicklichkeit, mit Einem Worte: *wie viel Kunst* hatte er nicht angewendet, um jene Summen in seine Kasse zu ziehen? um jenen glänzenden Ruf von Uneigennützigkeit

und Unbescholtenheit zu schaffen, in welche sich die kostbarsten Beweise von Vertrauen gleichsam eingerahmt hatten, wie die Perlen und Diamanten in den goldenen Diademen des Bijoutier.

Jemehr der geschickte Goldschmied sich vervollkommnet, möchte man sagen, desto mehr Werth legt er auf seinen Schmuck, indem er den letzten stets als sein Meisterstück betrachtet und sich nur ungern von ihm trennt.

Je mehr Jakob Ferrand sich im Verbrechen vervollkommnete, desto mehr Werth legte er auf die klingenden und vollwichtigen Beweise von Vertrauen, die man ihm zollte. — Betrachtete er doch ebenfalls seinen letzten Schurkenstreich stets als ein vollkommenes Meisterstück.

Aus dem Verlauf unserer Geschichte wird man noch ersehen, durch was für wahrhaft wunderbare Hülfsmittel von Schlauheit und Ränken es ihm gelang, sich ungestraft mehrerer sehr bedeutender Summen zu bemächtigen.

Sein unterirdisches geheimnißvolles Leben verschaffte ihm dieselben unaufhörlichen entsetzlichen Gemüthsbewegungen, welche das Spiel dem Spieler von Profession gewährt.

Gegen das Vermögen Aller setzte Ferrand gleichsam als Einsatz seine Heuchelei, seine Verschmitzheit und Frechheit, seinen Kopf ein, und spielte, wie man zu sagen pflegt, ein kühnes und doch sorgloses Spiel; — denn abgesehen von der Möglichkeit, daß ihn einmal die irdische Gerechtigkeit erreichen konnte, die er eben so volksthümlich als kühn einem Kamine verglich, das ihm einmal auf den Kopf stürzen könnte, war ein Verlust für ihn nur die Versäumniß eines Gewinns, und er war überdies mit einer solchen verbrecherischen Frechheit ausgestattet, daß er in seiner bittern Spottsucht schon einen fortwährenden Gewinn in der steten Hochachtung und dem unbegränzten Vertrauen fand, welche ihm nicht allein die Menge seiner reichen Clienten, sondern auch noch der minder begüterte Mittelstand und die Handwerker seines Quartiers zollten.

Eine große Anzahl von diesen letztern legte ihr Geld

bei ihm an und pflegte zu sagen: er ist allerdings nicht mildthätig, das ist wahr, er ist vielmehr ein Frömmler, das ist ein Unglück; aber er ist doch sicherer als die Regierung und die Sparkassen.

Trotz seiner seltenen Geschicklichkeit hatte dieser Mann doch zwei jener Irrthümer begangen, denen auch die verschlagensten Verbrecher fast nie entgehen.

Durch die Umstände genöthigt, hatte er sich zwei Mitschuldige aufgebürdet und dieser ungeheure Fehler, wie er es zu nennen pflegte, war dennoch theilweise wieder gut gemacht worden. Keiner seiner Mitschuldigen konnte ihn nämlich ins Verderben stürzen, ohne seinen eigenen Untergang mit heraufzubeschwören, und beide hätten von einem solchen Entschluß keinen andern Gewinn gezogen, als sich selbst sammt dem Notar der Rache des Gesetzes zu übergeben. Von dieser Seite her also durfte er ziemlich ruhig sein; da er überdies noch lange nicht mit seinen Verbrechen zu Ende war, wurde das Ungemach und der Uebelstand der Mitschuld durch den verbrecherischen Beistand aufgewogen, den er manchmal noch daraus zog. —

Nun noch einige Worte über die physische Beschaffenheit des Herrn Ferrand, und wir führen unsern Leser in das Geschäftszimmer des Notars ein, woselbst wir die Hauptperson dieser Erzählung wieder finden werden.

Ferrand war höchstens 50 Jahre alt, obwohl er eher einem Vierziger gleich sah; er war von mittlerer Größe, breitschulterig und vierschrötig, kräftig und etwas gebückt, rothhaarig und untersetzt, und am ganzen Leibe behaart wie ein Bär. Seine Stirn war ganz kahl und nur über die Schläfe fielen straff und glatt spärliche Haare herab, seine Augenbraunen waren kaum bemerkbar, und der gallige, gelbliche Teint war von einer unzähligen Menge von Sommersprossen halb verdeckt; wenn aber eine lebhaftere Aufregung ihn bewegte, unterlief seine fahle, erdfarbige Maske sich mit Blut und erhielt eine hellrothe unheimlich glühende Farbe.

Sein Gesicht war flach wie das eines Todtenkopfes, wie man im gemeinen Leben sagt; seine stumpfe Stinknase

und die dünnen, fast so unbemerkbaren Lippen, daß sein Mund gleichsam nur einen Einschnitt in das Gesicht bildete, vermehrten noch jene Aehnlichkeit; zog er aber sein Gesicht in jene Falten eines bösartigen oder heimtückischen Lächelns, so sah man die Spitzen seiner beinahe fast ganz schwarzen, verdorbenen Zähne. Da er sein bleifarbenes Gesicht bis zu den Schläfen hinauf stets glatt rasirte, hatte er einen zugleich strengen und frommen, leidenschaftslosen und scheinheiligen, kalten und nachdenkenden Ausdruck. Seine kleinen, lebhaften, schwarzen Augen mit ihrem durchbohrenden Blicke und ihrer steten Beweglichkeit verschwanden hinter den großen Gläsern seiner grünen Brille. Ferrand hatte ein sehr gutes Gesicht, allein unter dem Schutze dieser Brille war er des unberechenbaren Vortheils sicher, die Menschen beobachten zu können, ohne von ihnen selbst wieder beobachtet zu werden: er wußte recht gut, wie bedeutsam und wichtig häufig ein solcher unwillkürlicher Blick ist. Trotz seiner unzerstörbaren Kühnheit hatte er doch zwei- oder dreimal in seinem Leben gewisse so mächtige und magnetische Blicke getroffen, daß er unwillkürlich genöthigt worden war, die Augen vor ihnen niederzuschlagen, und gerade unter gewissen höchst wichtigen Umständen ist es ein verhängnißvolles Zeichen, wenn man die Augen vor einem Menschen niederschlägt, der Einen anschuldigt, befragt oder zu ergründen sucht.

Die grüne Brille des Notars war also für ihn eine Art bedeckter Verschanzung, gewissermaßen ein Bollwerk, hinter welchem hervor er auch die geringsten Bewegungen des Feindes genau zu beobachten vermochte; denn Jedermann war ja der Feind des Notars, weil er gewissermaßen mit Allen sein Spiel trieb, und die Ankläger meist nur jene Menschen sind, welche das mit ihnen getriebene Spiel durchschaut oder sich dagegen empört haben.

Auch in seiner Kleidung legte er eine Nachläßigkeit an den Tag, die bis in's Unreinliche gieng, oder er bewegte sich vielmehr stets in dem ihm angeborenen oder lieb gewordenen Schmutze; sein Gesicht wurde nur alle zwei bis

drei Tage rasirt, sein kahler, höckeriger Schädel war stets schmutzig, seine flachen Nägel stets mit schwarzen Rändern umgeben, er selbst stank aus Unreinlichkeit stets wie ein Bock; seine alten, abgeschabten Röcke, seine fettbeschmutzten Hüte, seine strickähnlichen Halsbinden, die schwarzwollenen Strümpfe, und seine schweren plumpen Nägelschuhe empfahlen seine Tugenden bei den Clienten auf ganz besondere Weise, indem sie ihm das Ansehen einer vollkommenen Verzichtleistung auf die Bequemlichkeiten und den Spott der Welt, und den Anschein einer praktischen Lebensphilosophie verliehen, der alle seine Geschäftsfreunde entzückte. Was für Neigungen, was für Leidenschaften und Schwächen sollte der Notar das Vertrauen aufopfern, das man ihm bewies? pflegte man zu fragen. Er verdiente vielleicht 60,000 Fr. jährlich, und doch bestand sein ganzes Hauswesen nur aus einer einzigen Magd und einer alten Haushälterin; sein einziges Vergnügen war, an Sonn- und Festtagen in Messe und Vesper zu gehen: er kannte keine Oper, die er mit den ernsten Klängen der Orgel hätte vergleichen, keine profane Gesellschaft, die er gegen einen jener Abende hätte vertauschen mögen, welche er bei einem mäßigen Mahle mit dem Pfarrer seines Sprengels im traulichen Stübchen verbrachte. In seiner Rechtschaffenheit und Unbescholtenheit fand er Freude und Genuß, in seiner Ehrenhaftigkeit seinen ganzen Stolz, und in der Religion sein ganzes Glück.

So war das Urtheil, welches Ferrand's Zeitgenossen und Mitmenschen über diesen seltenen und in seiner Rechtschaffenheit und Biederkeit so großen Menschen zu fällen pflegten. —

XIII.

Das Geschäftszimmer.

Die Schreibstube des Herrn Ferrand glich jeder andern, wie seine Schreiber auch vor der großen Masse durchaus nichts voraus hatten. Man gelangte in dieser durch ein Vorzimmer, worin nur vier alte Stühle standen; in der eigentlichen Schreibstube selbst, die ringsum mit hohen Regalen umgeben war, worin die den Clienten gehörigen Urkunden aufbewahrt wurden, standen fünf junge Leute den ganzen Tag über, über ihre Pulte von schwarzem Holz gebeugt, an welchen sie lachten, plauderten, Witze rissen oder kritzelten.

Ein anderes Empfangzimmer, ebenfalls mit lauter Regalen voll Actenstößen ausgefüllt, worin gewöhnlich der erste Schreiber des Notars arbeitete, sodann ein anderes leeres Gemach, das zu Mehrung der Sicherheit und des Geheimnisses das Privatkabinett des Notars von jenem Empfangzimmer trennte, das war der ganze Gelaß dieses Laboratoriums, worin Acten aller Art geschaffen wurden. —

Auf einer altväterischen Weckuhr, die zwischen beiden Fenstern der Schreibstube hing, schlug es eben zwei Uhr; unter den Schreibern herrschte eine gewisse Aufregung und einige Brocken von ihrer Unterhaltung vermögen vielleicht unsern Lesern die Ursache jener Aufregung begreiflich zu machen. —

„Wahrhaftig," sagte einer der jungen Leute, „wenn mir Jemand behauptet hätte, daß Franz Germain ein Dieb sei, so hätte ich ihn keck einen Lügner gescholten!"

„Ich auch," stimmten zwei Andere bei.

„Mir," sagte der Dritte, „machte es so übel, als ich ihn verhaften und auf die Wache führen sah, daß ich gar nicht frühstücken konnte; — das hat doch wenigstens das Gute für mich gehabt, daß es mir den Eckel ersparte, mit

dem ich jeden Tag das verfluchte Gebräu der Madame Seraphin hinunterschlucken muß."

„Siebzehntausend Franken ist eine verdammt hohe Summe," sagte der Eine.

„Ein Heidengeld!" rief der Andere.

„Mir däucht's um so unglaublicher und wunderbarer," meinte ein Dritter, „als seit den fünfzehn Monaten, in welchen Germain die Casse unsers Herrn führte, auch nicht ein Centime gefehlt hat."

„Und ich," setzte ein Anderer bei, „halte es für sehr Unrecht, daß unser Herr den Germain verhaften ließ, da dieser doch auf's Höchste betheuerte, nur 1300 Franken in Gold genommen zu haben."

„Du hast Recht," flüsterte ein Anderer, „und es war um so gemeiner und niederträchtiger, als er jene 1300 Franken heute früh wieder mit sich brachte, um sie in die Casse zu legen, als unser Herr eben nach der Wache geschickt hatte."

„Das ist eben das Unangenehme mit Leuten von so strenger Rechtlichkeit, wie unser Herr," sagte ein Anderer; „unter gewissen Umständen sind sie unerbittlich."

„Das gilt' mir gleich," erwiderte der Andere, „ich denke, man dürfte Das doch noch etwas genauer überlegen und wohl ein Bischen Nachsicht üben, ehe man einen armen jungen Mann in's Verderben stürzt, der sich bisher immer gut aufgeführt hat."

„Herr Ferrand sagt ja, daß er es nur des Beispiels wegen thue."

„Und wem frommt dieses Beispiel? ehrlichen Leuten dient es zu nichts, und die nicht ehrlich sind, wissen wohl, daß sie sich der Gefahr der Entdeckung aussetzen, wenn sie stehlen."

„Unser Haus ist, wie es scheint, eine gute Kundschaft für den Polizeikommissär."

„Wie meinst Du Das?" fragte der Andere.

„Ei nun!" versetzte der, der zuerst gesprochen, „denkst

Du nicht an die arme Louise von heute frühe und dann gleich darauf an den Vorfall mit Germain."

„Mir," sagte der Dritte, „will die Geschichte mit Germain noch immer nicht recht klar werden."

„Er hat ja zugestanden," erwiderte der Erste, „daß er das Geld genommen hat."

„O nein!" sagte der Andere, „er gestand nur ein, 1300 Franken genommen zu haben, und behauptet hartnäckig und mit den höchsten Eiden, daß er nicht die andern 15,000 Franken in Banknoten und die andern 700 Franken in Baarem, welche in der Kasse fehlen, genommen habe."

„Ja wahrhaftig! ich glaube ihm auch," versetzte ein Anderer, „wenn er das Eine gesteht, warum sollte er sich nicht auch als Thäter des Andern bekennen?" —

„Er weiß ja so gut als wir, daß er wegen 500 Franken ebenso hart bestraft wird, als wegen 15,000."

„Allerdings, aber man behält dann die 15,000 Franken, und hat, wenn man aus dem Gefängniß entlassen wird, die Mittel in Händen, sich auf's Neue eine Existenz zu gründen; — fragt nur einen Spitzbuben, ob er Das nicht auch bestätigen wird!"

„Der Einfall wäre nicht so übel," meinte der ältere Schreiber.

„Wie Dem auch sei, und was Ihr davon sagen mögt," setzte der Andere hinzu, „soviel ist wenigstens gewiß, daß Etwas dahinter steckt, und daß es mit dem Notar durchaus nicht richtig ist."

„Germain vertheidigte ja immer unsern Herrn, wenn wir ihn einen Jesuiten nannten," rief der jüngste Schreiber.

„Wahrhaftig ja, das that er," bestätigte ein Anderer; „warum sollte denn unser Patron nicht das Recht haben, in die Messe zu gehen, wenn Ihr Euch das Recht anmaßet, daraus hinweg zu bleiben?" pflegte er zu sagen.

Der älteste Schreiber des Notars trat eben mit einem kleinen Aktenbündel unter dem Arme in die Schreibstube.

„Sieh'! da kommt eben Challamel von seinen Aus-

gängen zurück," rief der jüngste Schreiber, „der wird auch nicht wenig erstaunt sein."

„Worüber denn? worüber meine Jungen?" fragte Challamel; „habt Ihr wieder etwas Neues über die arme Louise erfahren?"

„Du hättest es selbst mit erleben können, Müßiggänger! wenn Du nicht so lange ausgeblieben wärest."

„Oho! glaubst Du denn, es sei nur ein Katzensprung von hier bis in die Rue du Chaillon," erwiderte Challamel.

„Je nun, wie geht es denn mit dem berüchtigten Vicomte de St. Remy?" fragte einer der Schreiber.

„Ist er noch nicht hieher gekommen?" fragte Challamel.

Die Andern verneinten.

„Sein Wagen war ja doch schon angespannt," erzählte Challamel, „und durch den Kammerdiener ließ er mir sagen, daß er augenblicklich hieher kommen werde; er war recht ärgerlich über den Notar, wie mir der Bediente sagte; — ach Jungens! das hübsche, kleine Hotel hättet Ihr sehen sollen! was für ein capitaler Luxus! man glaubt sich wahrhaftig in einer der Petites Maisons vornehmer Herren von ehedem versetzt, wie sie im Chevalier Faublas beschrieben sind; — o Faublas! das ist mein Heros, mein Abgott!" sprach Challamel begeistert, indem er seinen Regenschirm in die Ecke legte und die Ueberschuhe auszog.

„Daß er hübsch eingerichtet ist, das geht wohl aus seinen Schulden hervor, für welche dieser Herr Vicomte auch wahrscheinlich in's Gefängniß wird spazieren müssen," sagte einer der Schreiber.

„Der Huissier hat uns eine Recommandation wegen 34,000 Franken hieher geschickt, die hier auf unserer Schreibstube bezahlt werden sollen, da es der Gläubiger, ich weiß nicht aus welchen Gründen vorzieht," setzte ein Anderer hinzu.

„Jetzt wird er wohl bezahlen müssen, der saubere Vicomte, da er seit gestern Abend vom Lande zurück ist,

wo er sich drei Tage lang vor den Verfolgungen der Gerichtsdiener verborgen hat."

„Warum hat man denn nicht auf seine Effekten und sein Hauswesen Beschlag gelegt?"

„Oho!" sagte Challamel; „der ist nicht so dumm; das Haus ist nicht sein eigen, das Mobiliar ist auf den Namen seines Kammerdieners eingeschrieben, bei dem er in der Miethe zu wohnen vorgiebt, so wie seine Pferde und Wagen angeblich seinem Kutscher gehören, der sie ihm für eine gewisse monatliche Rate leiht oder benutzen läßt; — o, geht mir nur mit Dem: Herr von St. Remy ist ein Hauptspitzbube. — Aber was sagtet Ihr denn vorhin? was hat sich denn Neues hier zugetragen?"

„Denke Dir nur," hub ein Anderer an: „um zwei Uhr kommt der Notar auf einmal wie wüthend herein. Ist Germain noch nicht da? fragte er uns und fuhr, als wir Alle verneinten, fort: Gut denn, der undankbare, elende Mensch hat mich gestern um 17,000 Franken bestohlen!"

„Wie? Germain sollte gestohlen haben?" rief Challamel, „geht mir, Ihr spaßt!"

„Das sollst Du gleich sehen," fuhr der Andere fort; „wir waren natürlich nicht weniger erstaunt als Du. Wie? Herr Notar! riefen wir, ist es auch wahr? Das däucht uns ganz unmöglich!" — „Ich versichere Sie, meine Herrn, gab er uns zur Antwort, daß ich gestern in die Schublade des Schreibtisches, woran Germain arbeitet, fünfzehn Banknoten von je 1000 Franken, und überdieß noch 2000 Franken in Gold hineingelegt habe. Das Alles ist nun fort! — Wie er noch so sprach, kam Vater Marriton, der Portier herauf und sagte dem Notar, daß eben der Kommissär mit der Polizeiwache unten sei."

„Und Germain?" fragte Challamel ungeduldig.

„Warte nur," sprach der Andere weiter; „der Notar sprach hierauf zum Portier: Sobald Herr Germain kommt, schickst Du ihn hinauf in die Schreibstube, ohne ein Wort

zu sagen; ich will ihn hier, meine Herren, zur Rede stellen, und Sie sollen selbst sehen, wie er verwirrt, zu Schanden gemacht und in die Enge getrieben wird. — Eine Viertelstunde später etwa kommt der arme Germain, als ob gar nichts geschehen wäre; Madame Seraphin brachte uns unser Frühstück; er grüßte unsern Herrn ruhig und wünschte uns herzlich guten Morgen. — Wie? Germain, Sie frühstücken nicht? sagte Herr Ferrand. — Ich danke Ihnen, mein Herr! ich habe keinen Hunger, gab er zur Antwort. — Sie kommen heute etwas spät? — Leider ja, mein bester Herr Ferrand! ich hatte heute früh nothwendigerweise nach Belleville gehen müssen! — Ohne Zweifel, um das Geld zu verstecken, das Sie mir gestohlen haben!? rief Herr Ferrand in einem entsetzlichen Tone!" . . . .

„Was machte denn Germain hierüber?" fragte Challamel.

„Der arme Junge wurde todtenbleich, und erwiderte stotternd: Herr Ferrand! ich bitte Sie um Gotteswillen, stürzen Sie mich nicht in's Verderben...."

„Hatte er denn wirklich gestohlen?" fragte Challamel.

„Warte nur, und höre mich weiter an," fuhr der Andere fort. — „Stürzen Sie mich nicht in's Verderben, sagte er zu unserm Herrn. — Sie gestehen also ein, Elender? — Ja, mein Herr! ich bekenne es! sagte Germain, aber hier ist das Geld, das Sie vermissen; ich glaubte es heute früh noch an seinen Ort legen zu können, ehe Sie aufgestanden gewesen wären, allein unglücklicherweise war eine Person, die eine kleine Summe von mir in Händen hat, und die ich gestern zu Hause zu treffen hoffte, schon seit zwei Tagen in Belleville, und ich mußte deßhalb heute früh zu ihr hinausgehen — das ist die Ursache von meiner Verzögerung — ich bitte Sie um Gotteswillen, Herr Ferrand! stürzen Sie mich nicht in's Verderben; als ich das Geld nahm, wußte ich wohl, daß ich es heute wieder zurückerstatten könne; hier sind Ihre 1300 Franken in Gold. — Wie? rief Herr Ferrand, was thue ich mit 1300

Franken. Sie haben mir aus dem Schreibtische des Zimmers im ersten Stock 15 Banknoten von je 1000 Franken in einem grünen Taschenbuche und 2000 Franken in baarem Gold genommen. — Ich?! niemals! rief Germain, ich hatte 1300 Franken in Gold genommen, aber keinen Sou mehr. Ich sah gar kein Taschenbuch in der Schublade, sondern nur 2000 Franken in Gold in einer kleinen Schachtel. — Schamloser Lügner, rief der Notar, wenn Sie den Diebstahl von 1300 Franken eingestehen, können Sie auch noch mehr gestohlen haben, die Gerichte sollen darüber entscheiden; — ich werde unerbittlich seyn bei diesem frevlen Mißbrauch meines Vertauens, ich werde ein Exempel statuiren... — Während dem, lieber Challamel, kam gerade die Wache mit dem Sekretär des Polizeikommissärs um das Protokoll aufzunehmen; man packte den armen Germain, und damit war die ganze Sache zu Ende."

„Ist das möglich!" rief Challamel, „Germain, der ehrlichste Kerl auf der ganzen Welt, sollte so tief gefallen seyn?"

„Ja," sagte ein Anderer, „es war uns ebenfalls auffallend."

„Etwas freilich hat mich immer befremdet bei dem jungen Manne, das muß ich zugestehen," fuhr Challamel fort, „Germain war ein Sonderling, und wollte niemals sagen, wo er wohne."

„Allerdings, da hast Du Recht," riefen die Andern, „er that immer etwas geheimnißvoll, das ist aber noch lange kein Grund, warum er jene 17,000 Franken gestohlen!" rief Challamel.

„Ei natürlich!" sagte ein Anderer.

„Es ist dieß vielmehr eine Bemerkung, die ich auf eigene Faust mache," sagte der erste Schreiber.

„Lieber Gott! was ist das für eine Nachricht — mir ist's gerade, als hätte mich Jemand mit der Faust auf den Kopf geschlagen — Germain! Germain! der stets so ehrbar aussah, und kein Wässerchen trüben zu können schien." —

„Man möchte fast sagen, daß er eine Ahnung von seinem Unglücke gehabt habe," sagte einer der Schreiber.

„Warum denn?" fragte der Andere.

„Weil er schon seit einiger Zeit aussah, als ob ein geheimer Kummer an ihm nage," versetzte Jener.

„Daran war vielleicht gerade Louise Schuld!" rief der Aeltere.

„Warum denn Louise?"

„Je nun, ich mag nicht wiederholen, was Mutter Seraphin heute Morgen behauptete," gab Jener ausweichend zur Antwort.

„Was sagte sie denn?" fragte Challamel, „so laßt es wenigstens mich hören!"

„Daß er der Geliebte der hübschen Magd, und — versteht ihr — der Vater des armen Würmchens sey..."

„Blitz noch einmal! der verwünschte Duckmäuser!" rief einer der Schreiber; „ei, ei, wer hätte das gedacht?"

„Je nun, bewiesen ist's auch noch nicht!" sagte ein Anderer.

„Und ich," setzte Challamel hinzu, „behaupte, daß es eine baare Lüge ist!"

„Woher weißt Du denn das?" riefen die Andern.

„Ich habe meine guten Gründe, dieß zu behaupten!" erwiederte Challamel; „es sind noch keine vierzehn Tage her, so gestand mir Germain im Vertrauen, daß er ganz wahnwitzig, ganz toll verliebt sey, und zwar in eine junge, recht hübsche und eben so rechtschaffene Nähterin, die er in dem Hause, wo er früher gewohnt, in der Rue du Temple, kennen gelernt habe; er war in der That so gerührt, als er von ihr sprach, daß ihm die hellen Thränen in den Wimpern stunden!"

„Oho, Challamel! oho, wie Rococo bist Du!" rief der älteste der Schreiber.

„Oho, lieber Freund!" rief ein Anderer, „Chevalier Faublas ist Dein Modell, Dein Abgott, Dein Heros, und dennoch bist Du kindisch genug, hast einen solchen Köhlerglauben, daß Du nicht begreifen kannst, wie man in die

Eine verliebt, und doch der Geliebte der Andern seyn kann?"

„Ich versichere Euch aber auf mein Wort, daß es damals Germain ernst war!" rief Challamel, und war in bestem Zuge, in seiner Schilderung fortzufahren, als auf einmal der erste Schreiber, das Faktotum des Notars, in's Bureau trat.

„Haben Sie alle Ausgänge besorgt, Challamel?" fragte er den Heimkehrenden.

„Zu dienen, Herr Dubois! ich war bei dem Herrn Vicomte de St. Remy — er will alsbald selbst hieher kommen, um seine Schuld zu decken!" entgegnete der Schreiber.

„Waren Sie auch bei der Frau Gräfin Mac Gregor?" fragte Dubois.

„Allerdings," entgegnete Challamel, „hier sendet sie die Antwort!"

„Und bei der Gräfin D'Orbigny?"

„Ebenfalls," fuhr der Schreiber fort, — „sie läßt Herrn Ferrand freundlichst danken; da sie erst gestern früh aus der Normandie zurückkam, hoffte sie nicht, so rasch seine Antwort zu erhalten; — hier ist ihr Brief. — Ich holte auch im Vorbeigehen bei dem Haushofmeister des Marquis d'Harville, seinem Wunsche gemäß, die Gebühren für den Contrakt, welchen ich gestern ausgefertigt hatte und im Hotel des Marquis unterzeichnen ließ!"

„Sie haben ihm doch gesagt, daß dieß nicht so sehr geeilt haben würde?" fragte Herr Dubois.

„Ei natürlich!" versetzte Challamel, — „allein der Haushofmeister drang darauf, mich alsbald zu bezahlen, — Hier ist das Geld. — Ei, da hätte ich fast eine Karte vergessen, welche unten beim Portier abgegeben worden, und auf welcher etliche Worte mit Bleistift stehen; der Herr hat den Notar zu sprechen verlangt, und dieß da hier gelassen!"

„Sir Walter Murph," las der erste Schreiber, und weiter unten standen noch, mit Bleistift geschrieben, die Worte:

„Wird um drei Uhr wieder kommen, um Herrn Ferrand in dringenden Angelegenheiten zu sprechen. — „Ich kenne diesen Namen nicht,“ setzte er hinzu.

„Bald hätte ich noch vergessen, daß mir Herr Badinot noch den Auftrag gab, auszurichten, es sey schon gut so, Ferrand solle nur immer handeln, wie er es für's Beste halte, und er werde dann ebenfalls zufrieden seyn,“ setzte Challamel hinzu.

„Eine schriftliche Antwort gab er also nicht?“

„Nein, Herr Dubois, er entschuldigte sich vielmehr, keine Zeit hiezu zu haben!“

„Schon recht, Herr Challamel,“ sagte der erste Schreiber.

„Herr Karl Robert wird auch heute Morgen bei dem Notar vorsprechen,“ fuhr Challamel fort „es scheint sich zu bewähren, daß er sich gestern mit dem Herzog von Lucenay geschlagen hat!“

„Ist er verwundet?“ fragte Dubois.

„Ich glaube nicht, man hätte mich sonst in seiner Wohnung davon benachrichtigt!“ entgegnete Challamel.

„Seht nur, was für ein prächtiger Wagen hier unten hält!“ rief einer der Schreiber, aus dem Fenster blickend.

„Was für herrliche flüchtige Pferde!“ sagte der Andere.

„Und der dicke englische Kutscher mit der weißen Perücke, der braunen Livree mit Silberborten und den Epauletten wie bei einem Obersten?“ rief der erste Schreiber voll Verwunderung, — „das ist sicherlich ein Gesandter!“

„Und der Jäger mit dem großen Schnurrbarte! seht nur wie viel der an Gold und Silber auf dem Leibe trägt!“ —

„Halt!“ rief Challamel, „das ist ja der Wagen des Vicomte de St. Remy.“

„Warum nicht gar? sollte der auf solchem Fuße leben?“ fragte Dubois.

Wenige Minuten später trat Herr von St. Remy selbst in die Schreibstube des Notars.

XIV.

Herr von St. Remy.

Wir haben das anmuthige Gesicht, die liebliche Gestalt, die ausnehmende Eleganz und die bezaubernde Tournure des Herrn Vicomte de St. Remy schon oben beschrieben; er war am Abend zuvor von der Maierei von Arnouville (dem Besitzthum der Herzogin von Lucenay) zurückgekehrt, wo er ein Versteck und Schutz gegen die Verfolgungen der Herren Malicorne und Bourdin vom Wechselamte gefunden gehabt hatte.

Herr von St. Remy trat auf einmal, den Hut auf dem Kopfe, mit hochmüthiger, stolzer und frecher Miene in die Schreibstube, blinzelte mit den Augen und fragte, ohne einen der Anwesenden eines Blickes zu würdigen, mit übermüthiger Unverschämtheit:

„Wo finde ich den Notar?"

„Herr Ferrand arbeitet in seinem Kabinett," sagte der erste Schreiber, „wenn Sie sich einen Augenblick gedulden wollen, werde ich nachsehen, ob es ihm genehm ist, Sie zu empfangen."

„Wie? ich soll warten!" rief Herr von St. Remy entrüstet.

„Allerdings, mein Herr! bedenken Sie ...."

„Hier gibt's nichts zu bedenken, junger Mann!" unterbrach ihn der Vicomte, „gehen Sie hinein und sagen Sie ihm, daß Herr von St. Remy da ist. Ich finde es überhaupt höchst sonderbar, daß dieser Notar da mir zumuthet, bei Ihm zu antichambriren; ich bin eine solche Grobheit nicht gewöhnt."

„Wollen Sie nicht gefälligst in's Nebenzimmer treten, mein Herr!" sagte Challamel, „ich werde sogleich Herrn Ferrand benachrichtigen."

Herr von St. Remy zuckte die Achseln und folgte dem Schreiber des Notars.

Erst nach einer langen, qualvollen Viertelstunde, die ihm seine Ungeduld noch länger machte und seine Entrüstung in lebhaften Zorn verkehrte, wurde Herr von St. Remy in das Cabinet des Notars geführt.

Es gab nichts Sonderbareres als den Contrast zwischen diesen beiden Männern, die Beide gewandte Menschenkenner und hauptsächlich gewöhnt waren, fast auf den ersten Anblick zu beurtheilen, mit wem sie es zu thun hatten.

Herr von St. Remy sah den Notar Ferrand zum ersten Male und war nicht wenig überrascht von dem Eindrucke, den dieses bleiche, häßliche, leidenschaftslose Gesicht, mit den von großen, grünen Brillengläsern verdeckten Augen und dem mächtigen Schädel, der zur Hälfte unter einer alten, schwarzseidenen Mütze verschwand, auf ihn machte.

Der Notar saß vor seinem Schreibtische auf einem alten Lederstuhle, neben einem zerfallenen Kamin voll Asche, in welchem nur zwei halbgeschwärzte Scheiter rauchten. Alte, halb zerfetzte Vorhänge von grünem Baumwollzeuge, die an dünnen Eisendrähten an den Fenstern hingen, verdeckten die untern Scheiben, und warfen in das zuvor schon trübe Kabinett ein unheimliches, gedämpftes Licht; hohe Schränke von schwarzem Holz voll Actenstößen mit Etiquetten, einige Stühle von Kirschbaumholz mit gelbem Utrechter Sammet überzogen, eine Wanduhr in einem Acajoukasten, ein Fußboden von kalten, feuchten, gelblichen Ziegeln, die Zimmerdecke von Sprüngen und Rissen zerwühlt und mit reichen Guirlanden von Spinngeweben umgeben, das Alles zusammen bildete das **Sanctum Sanctorum** des Notar Ferrand.

Der Vicomte hatte noch nicht zwei Schritte in diesem Kabinett gemacht, noch nicht ein Wort geredet — und doch haßte ihn der Notar, der ihn längst vom Hörensagen kannte, bereits glühend. Erst sah er in ihm, so zu sagen, einen Nebenbuhler in Schurkenstreichen, sodann verachtete Ferrand, welcher ja selbst in seinem Aeußern etwas höchst Gemeines und Unedles hatte, an Andern nicht weniger Eleganz, Anmuth und Jugend, zumal wenn eine gewisse

Keckheit, ein stolzes, imponirendes Selbstbewußtsein diese Vorzüge begleitete.

Gewöhnlich gab sich der Notar Mühe, gegen seine Clienten eine Art rauher und plumper Derbheit in Betragen und Rede anzunehmen, die gerade wegen dieser bäurisch ungebundenen Manieren nur um so mehr Achtung und Scheu vor ihm empfanden. Er nahm sich vor, seine Grobheit und schroffe Kürze Herrn von St. Remy gegenüber noch zu verdoppeln.

Dieser, der den Notar Ferrand ebenfalls nur vom Hörensagen kannte und in ihm irgend einen gutmüthigen oder lächerlichen Federkauer zu finden erwartet hatte, war von jeher gewöhnt gewesen, die Leute von bewährter und sprichwörtlicher Rechtschaffenheit, deren vollendeter Typus, dem allgemeinen Urtheile zu Folge, Herr Ferrand ja sein sollte, sich stets unter dem fadesten, nichtssagendsten Aeußern zu vergegenwärtigen. Er fand sich also in seinen Erwartungen sehr getäuscht, denn weit entfernt, zu finden, was er gehofft hatte, flößte die Physiognomie, wie die Stellung dieses Federkauers dem Vicomte eine unbeschreibliche Empfindung unheimlichen Bangens ein, in welcher Furcht und Haß mit einander sich mengten, obwohl er durchaus keine ernstliche Ursache hatte, ihn zu fürchten oder zu hassen. Seinem entschlossenen, frechen Wesen zu Folge, übertrieb Herr von St. Remy heute ebenfalls seine sonstige Unverschämtheit und Anmaßung. Da der Notar sein Käppchen auf dem Kopfe behielt, fuhr der Vicomte ebenfalls fort seinen Hut aufzubehalten und rief schon unter der Thüre mit lautem Vorwurf:

„Es ist auf Ehre höchst sonderbar, mein Herr, daß Sie mir noch zumuthen, hieher zu kommen, anstatt in meinem Hause den Betrag der Wechsel holen zu lassen, die ich diesem lumpigen Badinot ausgestellt und um deren Willen er mich verfolgt hat. — Sie haben mir freilich noch überdies sagen lassen, daß Sie mir eine höchst wichtige Mittheilung zu machen haben, meinetwegen denn, aber alsdann durften Sie mir nicht zumuthen, eine Viertelstunde

lang in Ihrem Vorzimmer zu warten, das war gar nicht artig, Herr Notar!"

Herr Ferrand brachte gleichgültig eine Berechnung zu Ende, mit der er eben beschäftigt war, wischte dann langsam und umständlich seine Feder an dem nassen Schwamm ab, der auf seinem zerbrochenen Porzellan-Dintenzeuge lag, und schlug dann langsam sein frostiges, erdfahles, stumpfnäsiges Gesicht mit der Brille nach dem Vicomte empor.

Man hätte ihn so für einen Todtenkopf halten können, dessen Augenhöhlen durch zwei große starre Augäpfel von grünem Glase ersetzt worden waren.

Nachdem der Notar einen Augenblick schweigend den Vicomte beobachtet hatte, fragte er in kurzem, barschem Tone:

„Wo ist das Geld?"

Diese Kaltblütigkeit empörte Herrn von St. Remy. Er, der Abgott aller Weiber, den alle Männer beneideten, das allgemein gehätschelte Schooskind der besten Parisergesellschaft, der gefürchtetste Duellant von Paris, sollte nicht mehr Eindruck auf einen armseligen Notar machen? — Dies kränkte ihn tief und sein angeborner Stolz empörte sich, obwohl er nur dem Notar allein gegenüberstand.

„Wo sind die Wechsel?" fragte er ebenso barsch.

Der Notar pochte mit einem seiner Fingerknöchel, die eisenhart und mit rothen Haaren überdeckt waren, ohne zu antworten, auf ein großes ledernes Taschenbuch, das neben ihm lag.

Obwohl vor Wuth bebend, war der Vicomte doch entschlossen, eben so lakonisch zu sein; er zog daher aus der Tasche seines Ueberrocks eine kleine Agenda von Jufftenleder mit goldenem Schlosse, nahm vierzig Bankscheine von je 1000 Franken hervor und zeigte sie dem Notar.

„Wie viel?" fragte dieser.

„Vierzigtausend Franken," versetzte Herr von St. Remy.

„Geben Sie her . . . . ."

„Hier, hier," rief der Vicomte und warf unruhig das Paket mit den Bankscheinen auf den Tisch, „machen Sie, daß wir mit einander fertig werden, Notar; thun Sie Ihre

Schuldigkeit, machen Sie sich bezahlt und händigen Sie mir die Wechsel ein."

Der Notar stand auf, nahm das Papiergeld und untersuchte es am Fenster, es hin und her drehend, Stück für Stück, mit einer so gewissenhaften, ja für Herrn von St. Remy sogar so beleidigenden Aufmerksamkeit, daß dieser vor Wuth bebte.

Gleich als ob er die Gedanken errathen hätte, die in dem Vicomte vorgehen mußten, schüttelte der Notar den Kopf, wandte sich halb nach jenem um, und sagte in einem unnachahmlichen Tone:

„Es bleibt gar kein Zweifel . . . "

„Woran denn?" fragte Herr von St. Remy trocken, obwohl er nur mit Mühe seine Fassung zu erhalten vermochte.

„Daß diese Banknoten ächt sind, man empfängt auch manchmal falsche," erwiderte der Notar und fuhr fort, die Papiere in seiner Hand einer genauen Untersuchung zu unterwerfen.

„In welcher Absicht machen Sie gegen mich diese Bemerkung?" rief der Vicomte.

Ferrand hielt einen Augenblick inne, heftete durch seine Brille einen starren, durchdringenden Blick auf den Vicomte, zuckte alsdann unmerklich die Achseln und fuhr fort, die Banknoten gegen das Licht zu halten, ohne den Frager eines Worts zu würdigen.

„Zum Donner! Herr Notar! wissen Sie, daß man mir antworten muß, wenn ich frage?" rief Herr von St. Remy, in die höchste Wuth versetzt über die unerschütterliche Ruhe des Notars.

„Diese Banknoten hier sind gut und gültig," sagte der Notar und wandte sich nach seinem Schreibtische um, von welchem er ein kleines Häufchen gestempelter Papiere, auf welche zwei Wechsel festgesiegelt waren, hinwegnahm; er legte hierauf eine der Banknoten von 1000 Fk. und drei Geldrollen von je 100 Franken auf das Heft mit den

Schuldpapieren, deutete mit dem Finger auf das Geld und die Urkunden und wandte sich an Herrn von St. Remy mit den Worten:

„Hier ist das Geld, was Sie auf Ihre 40,000 Franken herausbekommen. Mein Client hat mir den Auftrag ertheilt, den Betrag der Kosten Ihnen anzurechnen."

Der Vicomte hatte sich nur mit vieler Mühe bezwingen können, so lange Herr Ferrand die Rechnung berichtigte und die Quittungen ausglich; anstatt ihm zu antworten und sein Geld zu nehmen, rief er mit wuthbebender Stimme:

„Ich verlange jetzt eine Erklärung von Ihnen, mein Herr! aus welchem Grunde Sie mir gelegentlich der Banknoten, die ich Ihnen einhändigte, zu sagen wagten, daß man auch manchmal falsche empfange."

„Weshalb? wollen Sie wissen?" versetzte der Notar trocken.

„Allerdings," erwiderte der Vicomte.

„Einfach nur, weil ich den Auftrag hatte, Sie wegen einer Fälschung hierher zu laden;" erwiderte der Notar und heftete seine grüne Brille aufmerksam auf den Vicomte.

„Und was habe ich mit einer Fälschung zu schaffen?" fragte Herr von St. Remy barsch.

Herr Ferrand schwieg einen Augenblick, dann aber wandte er sich mit schwermüthiger Miene und strengem Tone an den Vicomte:

„Sind Sie," fragte er, „genau bekannt mit den Funktionen, welche ein Notar zu erfüllen hat, mein Herr?"

„Diese Funktionen sind so einfach als begreiflich für mich," entgegnete Herr von St. Remy, „ich hatte noch so eben 40,000 Franken, und nun bleiben mir nur noch 1300."

„Sie sind heute sehr aufgeräumt, mein Herr!" entgegnete der Notar, „jedoch Spaß bei Seite, ich muß Ihnen sagen, daß in zeitlichen Dingen ein Notar das ist, was ein Beichtvater in Beziehung auf die Zustände der

Seele, das Gemüth und Gewissen seines Beichtkindes; — vermöge seines Standes kennt er oft sehr unwürdige und mackelvolle Geheimnisse."

„Weiter, mein Herr!" rief St. Remy.

„Er sieht sich oft gezwungen, sogar mit Spitzbuben zu verkehren," fuhr der Notar gedehnt fort.

„Immer weiter," rief Herr von St. Remy scheinbar gleichmüthig.

„Er muß, soviel in seinen Kräften steht, manchmal dazu beitragen, daß ein alter, ehrwürdiger Name nicht in den Koth getreten werde," fuhr Ferrand mit besonderem Nachdrucke fort.

„Was geht denn das Alles mich an?" rief St. Remy, „was habe ich damit zu schaffen?"

„Ihr Herr Vater hatte Ihnen einen geachteten Namen hinterlassen, dem sie jetzt Unehre machen," sagte der Notar.

„Wie, mein Herr! wie wagen Sie das zu behaupten?" rief der Vicomte.

„Ohne das Interesse und die allgemeine Achtung und Theilnahme, welche Ihr Name allen rechtschaffenen Leuten einflößt und abnöthigt," fuhr der Notar fort, „stünden Sie in diesem Augenblicke, anstatt zu mir hieher beschieden worden zu sein, vor dem Instructionsrichter."

„Ich begreife immer noch nicht, was sie von mir wollen!" rief St. Remy.

„Sie haben vor zwei Monaten durch die Vermittelung eines Wechselmäcklers eine Tratte von 58,000 Franken umgesetzt, welche das Haus Meulard und Comp. in Hamburg zum Besten eines Herrn William Smith auf drei Monate Frist und den Banquier Grimaldi in Paris ausgestellt hatte."

„Allerdings!" bestätigte Herr von St. Remy, „aber was folgt daraus?"

„Die Tratte war falsch!"

„Das ist nicht wahr!"

„Die Tratte ist falsch!" wiederholte der Notar nochmals, „das Haus Meulard und Comp. stand nie in Ge-

schäftsverbindung mit einem William Smith, es kennt ihn gar nicht."

„Wäre es möglich!" rief Herr von St Remi mit eben so viel Ueberraschung und Entrüstung, „dann bin ich auf das Unwürdigste betrogen worden, mein Herr! ich empfing diesen Wechsel oder vielmehr seinen Betrag anstatt baarer Münze."

„Von Wem?" fragte der Notar.

„Von Herrn William Smith selbst," gab der Vicomt zur Antwort; „das Haus Meulard ist so allgemein bekannt, ich war so sehr überzeugt von der Rechtschaffenheit des Herrn Smith, daß ich diese Tratte als baares Geld annahm, für eine Summe, die er mir schuldete."

„William Smith hat gar nie existirt, ist eine rein imaginäre Person," rief der Notar.

„Mein Herr! Sie beleidigen mich," sagte St. Remy mit Nachdruck.

„Seine Unterschrift ist falsch nachgemacht und nur vorgeblich wie Alles, das damit zusammenhängt."

„Ich versichere Sie mein Herr," sagte St. Remy, „daß dieser William Smith existirt, aber ich allein bin ohne Zweifel hinter's Licht geführt nud in meinem Vertrauen schändlich hintergangen und mißbraucht worden."

„Armer junger Mann!" sagte der Notar mit bitterer Ironie.

„Erklären Sie sich deutlicher Herr Ferrand!"

„Je nun," erwiderte dieser, „so erfahren Sie denn in wenigen Worten, daß der gegenwärtige Inhaber Ihrer Tratte überzeugt ist, daß Sie selbst sich der Fälschung schuldig gemacht haben. — Er behauptet sogar Beweise hiefür zu besitzen. — Vorgestern kam er zu mir und bat mich Sie hieher in mein Haus rufen zu lassen und Ihnen den Vorschlag zu thun, mittelst eines Vergleichs Ihnen jenen falschen Wechsel zurückzugeben. — Bisher war das Alles in Ordnung und gerechtfertigt; was ich Ihnen aber jetzt zu eröffnen habe, geschieht nur in fremdem Auftrage

und ohne mein Zuthun und meine Verantwortlichkeit. — Der jetzige Eigenthümer des Wechsels verlangt noch heute 100,000 Franken in baarer Münze; wo nicht, so liegt bis morgen Mittag der Gegenstand der Fälschung sammt einer Klage dem Prokurator des königlichen Gerichtshofes vor."

„Das ist eine unwürdige Handlungsweise," rief Herr von St. Remy.

„Und eine thörichte noch oben drein," setzte der Notar hinzu; — „ich sagte das ebenfalls dem Manne, der Sie wegen des falschen Wechsels verfolgt; Sie sind ruinirt, wurden gerichtlich verfolgt wegen einer Summe, die Sie nicht bezahlen konnten und mir eben erst, wer weiß mittelst welcher Hülfsquellen, bezahlt haben; das Alles hielt ich Ihrem Gegner ebenfalls vor — allein er gab mir darauf zur Antwort, daß eine gewisse vornehme und sehr reiche Dame Sie nicht in dieser Verlegenheit werde stecken lassen."

„Genug hievon, Herr Notar, genug!" rief der Vicomte.

„Ich weiß wohl," versetzte Ferrand, „daß dieß wieder eine ebenso thörichte als niederträchtige Anspielung ist und ich wiederhole sie, wie gesagt, nur wider meinen Willen im Auftrage meines Clienten."

„Nun denn? Herr Ferrand! was will man denn eigentlich von mir?" fragte Herr von St. Remy mit dem Muthe der Verzweiflung.

„Man will eine unwürdige Handlung auf eben so unwürdige Weise ausbeuten," versetzte Ferrand. „Ich habe eingewilligt, Sie mit diesem Vorschlage bekannt zu machen, obwohl ich meine Verachtung dagegen so unverholen aussprach, als dieß ein ehrlicher Mann nur immer muß; das Uebrige ist jetzt Ihre Sache. Wenn Sie sich schuldig fühlen, so wählen Sie zwischen dem Gerichtshofe oder dem Lösegeld, das man von Ihnen verlangt. Mein Mitwirken bei der ganzen Sache kann nur das eines Beauftragten sein, und ich will mich nicht weiter in eine so schmutzige und unfläthige Angelegenheit mengen. Der jetzige Eigenthümer Ihres Wechsels ist ein gewisser Herr Petit-Jean, ein Oelhändler, der auf dem Quai de Billy Nr. 10, hart an

der Seine wohnt. Machen Sie die ganze Geschichte nur mit ihm ab. Wenn Sie Fälscher sind, wie er versichert so werden Sie sich gegenseitig am besten verstehen und am würdigsten wohl selbst mit einander unterhandeln."

Mit frechem Trotz und Hochmuth und kühner Stirne war Herr von St. Remy bei dem Notar Ferrand eingetreten. Obwohl mehrere minder ehrenhafte und unverzeihliche, ja sogar vollkommen frevelhafte Handlungen ihm mit Recht vorzuwerfen waren, war in ihm doch noch ein gewisser Stolz des Geschlechts, ein natürlicher angeborner Muth und Selbstgefühl geblieben, das sich nie verläugnete; im Beginn der Unterredung hatte er den Notar als einen seiner unwürdigen Gegner betrachtet, und sich damit begnügt, dessen plumpes ungefüges und grobes Betragen zu persifliren. — Als aber Jakob Ferrand die Thatsache der Fälschung berührt hatte, fühlte sich der Vicomte auf einmal niedergeschmettert und stand nun seinerseits unter dem Einflusse und Uebergewicht des Notars.

Ohne eine ungemessene absolute Selbstbeherrschung hätte er unmöglich den furchtbaren Eindruck verbergen können, welchen diese unerwartete Entdeckung auf ihn ausgeübt hatte, die für ihn ganz unberechenbare Folgen haben konnte, deren ganzen Umfang und Bedeutung der Notar selbst nicht einmal zu ermessen vermochte.

Nach einer Pause peinlichen vernichtenden Schweigens und grübelnden Nachdenkens resignirte er, der stolze, übermüthige reizbare, seines Muthes und seiner Vorzüge so sehr bewußte Günstling der Welt, sich so weit, die Hülfe dieses plumpen rauhen und bäurischen Mannes anzuflehen, der so unumwunden und mit unerbittlicher Strenge die rauhe Sprache der Rechtschaffenheit zu ihm geredet hatte.

„Sie geben mir da einen Beweis von Theilnahme für den ich Ihnen unendlich dankbar bin, Herr Ferrand," hub der Vicomt in herzlichem Tone an, „ich bedaure jetzt innig die Lebhaftigkeit meiner ersten Worte."

„Ich empfinde keinerlei Theilnahme für sie," erwiderte der Notar grob und in schroffem Tone, „Ihr Vater

ist die Ehrenhaftigkeit selbst, und ich hätte nur seinen Namen nie vor dem Assisenhofe hören nennen mögen; daraus allein mögen Sie sich erklären, was ich für Sie gethan habe."

„Ich wiederhole Ihnen aber, Herr Ferrand, daß ich der Niederträchtigkeit unfähig bin, die man mir aufbürdet!"

„Das können Sie Herrn Petit-Jean selbst sagen," versetzte der Notar trocken.

„Ich gebe Ihnen mein Wort," entgegnete der Vicomte de St. Remy, daß nur die Abwesenheit des Herrn Smith, der mein Vertrauen auf eine so hinterlistige Weise mißbraucht hat...."

„Ein recht bedauerlicher Zufall!" versetzte der Notar trocken.

„Daß nur die Abwesenheit des Herrn Smith mich in diese Verlegenheit bringt," schloß Herr v. St. Remy; „ich bin unschuldig und kann dieß den Gerichten beweisen, wenn man mich anklagt; leider aber brandmarkt schon eine solche Anklage einen Mann von Ehre."

„Was geht das mich an?" sagte der Notar.

„Ich bitte Sie, Herr Ferrand! seien Sie edel genug, die Summe, die ich Ihnen eben anvertraute, darauf zu verwenden, daß der Mann, welcher jenen Wechsel in Händen hat, wenigstens einigermaßen entschädigt werde."

„Das Geld gehört meinem Clienten, es muß für mich ein Heiligthum sein," entgegnete der Notar.

„In zwei oder drei Tagen werde ich es wieder heimbezahlen," versicherte Herr v. St. Remy.

„Das können Sie gar nicht!" rief Ferrand.

„Und doch," versetzte der Vicomte, „noch bleiben mir verschiedene Hülfsquellen."

„Aber keine, die Sie offen eingestehen dürfen," erwiderte der Notar; „Ihr Mobiliar und Ihre Pferde gehören Ihnen ja nicht an, wie Sie sagen, obwohl mir ein ganz unwürdiger Betrug dahinter zu stecken scheint."

„Sie sind sehr hart, Herr Ferrand!" sagte der Vicomte, „aber selbst, wenn ich auch dieses zugebe, kann ich

nicht in einer so verzweifelten Lage noch Alles zu Geld machen? Das Einzige ist mir unmöglich, mir von jetzt bis morgen Mittag 100,000 Franken zu verschaffen, und darum beschwöre ich Sie, das Geld, das ich Ihnen vorhin anvertraute, einstweilen zur Auslösung jenes verhängnißvollen Wechsels zu verwenden. Sie sind ja selbst so reich, machen Sie mir einen Vorschuß mit dieser Summe, lassen Sie mich nicht in einer so verzweiflungsvollen Lage....."

„Wie! Herr Vicomte, sind Sie denn toll?" rief Ferrand; „Wie können Sie mir denn zumuthen, daß ich Ihnen 100,000 Fr. vorschießen oder mich dafür verbürgen soll?"

„Mein Herr, ich bitte Sie, ich flehe Sie an im Namen meines Vaters, lassen Sie mich nicht in einer so grausamen, verzweiflungsvollen Lage. Ich beschwöre Sie bei dem Andenken meines Vaters, den Sie mir in's Gedächtniß gerufen haben, seien Sie so gütig...."

„Ich bin nur gütig gegen die, welche es verdienen," entgegnete der Notar schroff; „als ein ehrlicher Mann hasse ich alle Schurken und Spitzbuben, und würde es ruhig mit ansehen, wenn eines Tages einige jener jungen Leute von Stande ohne Treu und Glauben an den Pranger gestellt würden, um wenigstens Andern zum warnenden Exempel zu dienen — aber ich höre ihre Pferde schon ungeduldig scharren, Herr Vicomte! und bedaure, Ihnen nicht fürder meine Zeit widmen zu können," setzte der Notar hinzu und verzog seinen Mund zu einem häßlichen Grinsen.

In diesem Augenblick pochte man an der Thüre des Kabinetts. „Wer ist draußen!" rief der Notar.

„Die Frau Gräfin d'Orbigny," erwiderte Herr Dubois, der erste Schreiber.

„Bitten Sie sie, sich noch einen Augenblick zu gedulden."

„Das ist ja die Schwiegermutter des Herrn d'Harville, nicht wahr?" fragte der Vicomte de St. Remy.

„Allerdings, mein Herr," versetzte Ferrand, „sie hat eine Zusammenkunft mit mir, darum gehorsamer Diener!"

„Sprechen Sie mit ihr kein Wort von meiner Angelegenheit!" rief Herr v. St. Remy in drohendem Tone.

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, mein Herr, daß ein Notar ebenso verschwiegen sein müsse, als ein Beichtvater," sagte Herr Ferrand und klingelte seinem Schreiber.

„Lassen Sie Madame d'Orbigny eintreten," sagte er zu ihm, und zu dem Vicomte wandte er sich mit den Worten: „Nehmen Sie Ihre 1300 Franken hier; wenn auch unbedeutend, wird es doch immer eine Abschlagszahlung für Herrn Petit-Jean sein."

Madame d'Orbigny, die frühere Madame Roland, trat in diesem Augenblick ins Zimmer, wo Herr v. St. Remy mit wuthverzerrten Zügen hinausging, weil er sich so vergebens vor dem Notar gedemüthigt hatte.

„Ah! guten Tag Herr von St. Remy!" hub Madame d'Orbigny an, „es ist schon lange her, daß wir uns nicht mehr gesehen haben."

„In der That, Madame, seit der Heirath der Madame d'Harville, bei der ich als Zeuge anwesend gewesen, habe ich nicht mehr die Ehre gehabt, Ihnen zu begegnen," sagte Herr v. St. Remy sich verneigend, und gab plötzlich seinen Zügen einen lachenden, leutseligen und heitern Ausdruck, „sind Sie denn seither stets in der Normandie geblieben?"

„Ach ja," entgegnete sie, „Herr d'Orbigny will jetzt nur noch auf dem Lande leben, und was er liebt, ist auch meine Wahl. — Sie sehen nun in mir eine wahre Provinzialin, denn seit der Heirath meiner Stieftochter mit diesem trefflichen Marquis d'Harville bin ich nicht mehr nach Paris gekommen. — Sie sehen ihn wohl häufig?"

„D'Harville ist sehr menschenscheu und wild geworden, man trifft ihn nun fast gar nicht mehr in Gesellschaft," sagte Herr v. St. Remy mit unverhehlter Ungeduld, denn diese Unterhaltung war ihm unerträglich; sowohl wegen seiner eigenen Verstimmung als auch, weil sie den Notar sehr zu ergötzen schien.

Aber die Schwiegermutter der Madame d'Harville, von diesem Zusammentreffen mit einem jungen Elegant höchst erfreut, war gar nicht gewillt, ihre Beute so schnell wieder loszulassen.

„Wie befindet sich denn meine liebe Stieftochter?“ fragte sie, „sie ist hoffentlich nicht so menschenscheu wie ihr Gemahl.“

„Madame d'Harville ist sehr in der Mode und hat stets einen reichen Kranz von Anbetern, wie es sich für eine hübsche junge Frau schickt,“ entgegnete Herr v. St. Remy, „allein ich fürchte, Madame, Sie um Ihre Zeit zu bringen.“

„O keineswegs, keineswegs!“ rief Madame d'Orbigny, „ich versichere Sie, daß ich es vielmehr als ein besonderes Glück betrachte, so zufällig und unversehens den ersten Elegant, den König der Mode getroffen zu haben; in zehn Minuten können Sie mich über alle Zustände und Begebenheiten von Paris wieder so auf's Laufende bringen, als ob ich es nie verlassen hätte; — wie geht es denn Ihrem guten Herrn von Lucenay, der mit Ihnen Zeuge bei der Heirath des Marquis d'Harville war?“

„Er ist ein wunderlicher Sonderling,“ versetzte der Vicomte; „vor Kurzem reiste er nach dem Oriente ab, und kam gerade noch zeitig genug zurück, um gestern früh einen übrigens unschuldigen Degenstoß in Empfang zu nehmen.“

„Der arme Herzog! — und seine Gemahlin, ist sie immer noch hübsch und verführerisch wie ehedem?“

„Sie wissen ja, Madame! daß ich Einer ihrer intimsten Freunde bin, und meine Aussage möchte darum sehr verdächtig erscheinen,“ gab Herr v. St. Remy zur Antwort. „Ich bitte Sie, Madame, bei Ihrer Rückkehr auf Ihre Güter mich gefälligst Herrn d'Orbigny zu empfehlen.“

„Sie werden ihm durch diese zarte Erinnerung gewiß eine recht innige Freude machen,“ erwiderte die einstige Madame Roland; „er hat Sie sehr lieb gewonnen und nimmt viel Antheil an Ihnen und an Ihren Fortschritten, denn er behauptet, daß Sie die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Herzog v. Lauzens haben.“

„Diese Vergleichung allein ist schon ein Lob, aber leider für mich mehr wohlwollend als gerechtfertigt,“ entgegnete der junge Mann. „Leben Sie wohl, Madame,

denn ich darf doch nicht hoffen, vor Ihrer Abreise noch einmal die Ehre zu haben, Sie sehen zu dürfen."

„Es würde mir leid thun, wenn Sie sich die Mühe nehmen wollten, mich zu besuchen," entgegnete Madame d'Orbigny, „ich muß mich für die kurze Zeit meines Aufenthalts mit einer unbequemen und nichts weniger als eleganten Miethwohnung begnügen; sollten Sie jedoch im Laufe des nächsten Sommers oder Herbstes auf dem Wege nach einem der Schlösser oder Güter der Modeköniginnen, die sich um die Ehre Ihres Besuchs streiten, zufällig in die Gegend unserer Güter kommen, so werden Sie uns doch auch aus reiner Neugier, und nur um des Contrastes willen, einige Tage widmen, um bei armen Landbewohnern von dem bunten Lärm des eleganten und fast mährchenhaften Lebens in jenen Schlössern auszuruhen; denn wo Sie sind, ist stets ein Fest."

„Madame!" stotterte St. Remy.

„Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, wie sehr Herr d'Orbigny und ich uns glücklich schätzen würden, Sie bei uns zu sehen," schloß die Unermüdliche; „aber leben Sie nun wohl, mein Herr! denn ich muß fürchten, daß unser edler, wohlthätiger Freund hier (sie deutete hiebei auf den Notar) ungeduldig wird."

„Durchaus nicht Madame, im Gegentheile," — sagte Ferrand in einem Tone, der den verhaltenen Grimm des Herrn von St. Remy noch verdoppelte.

„Gestehen Sie nicht auch zu, daß Herr Ferrand ein furchtbarer Mensch ist?" fuhr Madame d'Orbigny in einem leichtfertigen Tone fort; „Nehmen Sie sich ja vor ihm in Acht! wenn er zum Glücke für Sie die Führung Ihrer Angelegenheiten und die Verwaltung Ihres Vermögens übernommen hat, wird er Sie abscheulich auszanken, denn er ist ein unerbittlicher Mensch. Aber was sage ich, Herrn Ferrand zum Notar zu haben, ist im Gegentheile für einen Merveilleur, wie Sie, ein höchst wesentlicher Vorzug, denn man weiß wohl, daß er seinen Clienten nie Thorheiten gestattet, wenn er ihnen nicht die Rechnung dafür

machen kann; o! er will nicht der Notar von Jedermann sein!" — dann wandte sie sich an den Notar Ferrand mit den Worten: „Wissen Sie wohl, mein Herr Puritaner, daß Sie da eine prächtige Bekehrung vollzogen haben? — den ersten Elegant von Paris, den König der Mode bekehrt zu haben, ist wahrhaftig nichts Geringes."

„Ja, wahrhaftig! es ist eine Bekehrung, Madame!" erwiderte Ferrand, „der Herr Vicomte geht ganz anders aus meinem Kabinett fort, als er gekommen ist."

„Wenn ich sage, daß Sie Wunder thun, ist wahrhaftig nicht zu viel behauptet, denn Sie sind ja ein Heiliger."

„Ich bitte Sie, gnädige Frau! Sie schmeicheln," erwiderte der Notar mit zweideutiger Demuth und Zerknirschung.

Herr von St. Remy machte Madame d'Orbigny noch einen tiefen Bückling, dann wandte er sich, schon im Begriff zu gehen, noch zum letztenmale an den Notar, um ihn zu erweichen zu versuchen; mit leichtfertig sein sollendem Tone, durch welchen gleichwohl eine tiefe Angst durchklang, fragte er ihn: „Ein für allemal, Herr Ferrand, wollen Sie mir wirklich die Bitte nicht erfüllen, die ich an Sie gestellt habe?"

„Irgend eine Thorheit, — nicht wahr? Sein Sie unerbittlich, mein lieber Herr Puritaner!" rief Madame d'Orbigny lachend.

„Ei, ei! Herr Vicomte, Sie begreifen ja, daß ich einer so hübschen Dame nicht entgegen handeln darf!" erwiderte der Notar.

„Lassen wir jetzt den Scherz, bester Herr Ferrand, und reden Sie im Ernste. — Sie wissen ja, wie ernst gerade diese Sache für mich ist — weisen Sie mich ein für allemal ab?" fragte der Vicomte mit kaum verhehlter Angst.

Der Notar war grausam genug, sich auf einige Augenblicke den Anschein bedenklichen Zögerns zu geben, und Herr von St. Remy faßte bereits einige Hoffnung.

„Wie mein Herr Eisenfresser! Sie wollen wirklich nachgeben?“ rief die Schwiegermutter der Madame d'Harville, „wollen Sie wirklich dem Vicomte auch den Triumph der Unwiderstehlichkeit gönnen?“

„Meiner Treu, Madame! ich war bereits auf dem Punkte nachzugeben, allein Sie machen mich über meine Schwäche erröthen,“ versetzte Herr Ferrand und wandte sich alsdann zu dem Vicomte, indem er ihn mit einem ganz besondern Ausdrucke anredete, der nur für St. Remy ganz verständlich war: „In allem Ernste!“ sagte er und legte einen besondern Nachdruck auf diese Worte, „in diesem Falle ist mir eine Mitwirkung rein unmöglich, ich darf durchaus nicht zugeben, daß Sie aus reiner Laune einen solch unbesonnenen Streich begehen! — Sehen Sie, Herr Vicomte, ich betrachte mich gleichsam als Vormund meiner Clienten, ich habe keine andere Familie, darum würde ich mich auch stets für einen Mitschuldigen all' der Unbesonnenheiten ansehen, die ich Sie begehen lassen würde.“

„O! über den Puritaner!“ rief Madame d'Orbigny.

„Rechnen Sie überdies,“ fuhr Ferrand fort, „auch nicht auf Herrn Petit-Jean! ich bin überzeugt, daß er gerade auch so denkt wie ich, und gleich mir Nein sagen wird.“

Verzweiflung im Busen verließ Herr von St. Remy das Haus des Notars; nach einem Augenblick des Nachdenkens murmelte er: Es muß so sein! und rief dann seinem Jäger, der den Schlag seines Wagens geöffnet hatte, den Befehl zu, nach dem Hotel des Herzogs von Lucenay zu fahren.

Während sich nun Herr von St. Remy zur Herzogin von Lucenay begiebt, werden wir dem Leser die Unterhaltung des Herrn Ferrand mit der Schwiegermutter der Madame d'Harville vorführen.

XV.

Das Testament.

Der geneigte Leser erinnert sich vielleicht noch des Portraits, welches die Marquise d'Harville Herrn Rudolph von ihrer Schwiegermutter entworfen.

Wir wiederholen also, daß Madame d'Orbigny eine kleine blonde Frau von schlankem Wuchse mit weißen Augenbraunen und runden, hellblauen Augen ist; ihre Stimme ist einschmeichelnd, süßlich, ihr Blick voll Heuchelei, ihre Manieren zuvorkommend und weise berechnet; wenn man ihre falsche, perfide Physiognomie genau studirt, entdeckt man darin leicht einen gewissen Zug grausamer Heimtücke.

„Ein allerliebster junger Mann, dieser Vicomte von St. Remy! sagte Madame d'Orbigny zu Jakob Ferrand, als der Vicomte hinausgegangen war.

„Allerliebst? o ja, Madame, aber lassen Sie uns nun von Geschäften reden," entgegnete der Notar, „Sie schrieben mir ja von der Normandie aus, daß Sie mich in höchst wichtigen Angelegenheiten zu Rathe ziehen wollten . . . . "

„Sind Sie nicht stets mein Rathgeber gewesen, seit der gute Doktor Polidori mich an Sie gewiesen hat?" fragte Madame d'Orbigny im leichtfertigen Tone. „Ei weil wir eben von ihm sprechen, haben Sie keine neuern Nachrichten über ihn?"

„Seit seiner Abreise von Paris hat er mir auch nicht ein einziges Mal geschrieben," erwiderte nicht minder gleichgültig der Notar.

Wir müssen nun dem Leser beiläufig bemerken, daß hierin diese beiden Personen sich gegenseitig schamlos belogen. Der Notar hatte erst kürzlich Polidori, einen seiner beiden Mitschuldigen gesehen und ihm den Vorschlag gemacht, sich nach Asnieres zu den Martials den Süßwasserpiraten, zu begeben, von denen wir später sprechen

werden, um unter dem Namen des Doctor Vincent Louise Morel daselbst zu vergiften; die Schwiegermutter der Madame d'Harville aber war in der Absicht nach Paris gekommen, ebenfalls eine geheime Berathung mit jenem Bösewicht zu haben, der, wie wir bereits gesagt, sich schon lange Zeit hier unter dem Namen des Herrn Cäsar Bradamanti versteckt hielt.

„Es handelt sich hier freilich nicht zunächst um den guten Doktor," hub die Schwiegermutter der Madame d'Harville an; „Sie sehen mich hier in der lebhaftesten Unruhe: mein Gemahl ist kränklich und seine Gesundheitsumstände werden von Tag zu Tag beunruhigender. Ohne mir zu ernsthaften Befürchtungen Raum zu geben, ist sein Zustand doch ebenso peinigend für mich wie für ihn — ich bin steten trüben Ahnungen ausgesetzt," setzte Madame d'Orbigny hinzu und trocknete ihre leicht befeuchteten Augen.

„Wovon handelt es sich denn eigentlich?" fragte der Notar.

„Er spricht unaufhörlich von den Vorkehrungen, die er für den Fall eines plötzlichen Todes noch treffen will — von einem letzten Willen, einem Testamente . . ."

Bei diesen Worten verbarg Madame d'Orbigny ihr Gesicht auf einige Minuten in das Taschentuch.

„Das ist zwar ohne Zweifel sehr traurig," erwiderte der Notar, — aber diese Vorsicht hat an und für sich nichts Beunruhigendes; — welche Absichten hegt denn Herr d'Orbigny, Madame?"

„Mein Gott! was weiß ich," erwiderte diese, „Sie können sich recht wohl denken, daß ich, sobald unsere Unterhaltung diesen Gegenstand berührt, ihn nicht lange auf so trüben Gedanken lasse."

„Hat er Ihnen denn in der Beziehung gar nichts Näheres und Positives mitgetheilt?" fragte Ferrand.

„Ich glaube," versetzte Madame d'Orbigny in einem anscheinend ganz unbefangenen Tone, „ich glaube, daß er mir nicht nur Alles das zu überlassen gedenkt, wozu das Gesetz mich berechtigt, sondern — aber ich bitte Sie, mein Herr! lassen Sie uns nicht weiter hievon reden." . . . .

„Wovon sollen wir denn reden?“ versetzte der Notar in strengem Tone.

„Sie haben leider Recht, unerbittlicher Mann! ich muß gegen meinen Willen auf die traurige Veranlassung zurückkommen, welche mich zu Ihnen führt,“ erwiderte die einstige Madame Roland, „denken Sie sich nur, Herr d'Orbigny treibt seine Güte für mich so weit, daß er sogar einen Theil seines Vermögens umsetzen und mir ein beträchtliches Geschenk damit machen will.“

„Aber seine Tochter? seine Tochter?“ rief der Notar in strengem Tone. „Ich will Ihnen nur zugestehen, daß ich seit einem Jahre der Sachwalter des Marquis d'Harville bin, und ihm erst vor wenigen Tagen zum Ankaufe eines ganz ausgezeichneten Gutes verholfen habe. — Sie kennen ja meine strenge und unbeugsame Ehrlichkeit in Geschäftssachen! — es liegt mir wenig daran, ob Herr d'Harville mein Client ist oder nicht. — Was ich aber wünsche und bezwecke, ist einfach nur die Sache der Gerechtigkeit; wenn Ihr Herr Gemahl wegen seiner Tochter, der Marquise d'Harville, einen Entschluß fassen will, der mir nicht gerecht und statthaft erscheint, so erkläre ich Ihnen schlechtweg, daß Sie auf meine Mitwirkung nicht zählen dürfen! Gerechtigkeit und Offenheit war mir von jeher die Richtschnur für meine Handlungsweise.“

„Und für die meinige ebenfalls,“ versetzte Madame d'Orbigny. „Was Sie mir da sagen, wiederhole ich Tag für Tag meinem Gemahl; Ihre Tochter, pflege ich zu sagen, mag zwar viel Unrecht gegen Sie begangen haben und noch thun, sei es d'rum; das ist aber doch noch lange kein Grund, sie zu enterben.“

„Daran haben Sie Recht, ich stimme Ihnen bei,“ versetzte Ferrand, „was aber pflegt Ihr Gemahl darauf zu antworten?“

„Er pflegt mir zu entgegnen: Ich will meiner Tochter 25,000 Franken Renten hinterlassen; sie hat ein Vermögen von mehr als einer Million schon von ihrer Mutter her, ihr Gatte hat selbst ein ungeheures Vermögen — darf ich also

nicht mit vollem Rechte den Rest des Meinigen Ihnen vermachen, meine theure Freundin! die Sie die einzige Stütze, der einzige Trost meiner alten Tage und gleichsam mein Schutzengel sind? — Ich wiederhole Ihnen diese freilich allzu schmeichelhaften Worte nur," setzte Madame d'Orbigny mit einem bescheidenen Seufzer hinzu, „um Ihnen zu beweisen, wie unendlich gütig und dankbar Herr d'Orbigny für mich ist. Trotz dem aber habe ich stets seine Anerbietungen ausgeschlagen, bis er am Ende, meines Widerstandes überdrüssig, mir selbst den Rath gab, Sie hierüber zu consultiren."

„Aber ich kenne ja Herrn d'Orbigny gar nicht?!" versetzte der Notar.

„Desto besser kennt er Sie, denn wer sollte Ihre allgemein anerkannte Rechtlichkeit und Geschicklichkeit nicht kennen?"

„Aber aus welchem Grunde hat er Sie denn an mich gewiesen?"

„Um meinen Zweifeln, Weigerungen und Skrupeln ein Ende zu machen," versetzte Madame d'Orbigny, „er sagte mir einfach: Ich mache Ihnen nicht den Vorschlag, meinen eigenen Notar zu Rathe zu ziehen, Sie würden zu sehr an seine Ergebenheit für mich glauben; deßhalb thue ich Ihnen den Vorschlag, sich in die Entscheidung eines Mannes zu fügen, dessen strenge Rechtlichkeit und Geschick bereits sprichwörtlich sind, des Herrn Jakob Ferrand nämlich; sollte er Ihren Charakter oder Ruf durch eine Einwilligung in meine Wünsche für compromittirt erachten, so lassen Sie uns nicht weiter darüber sprechen; — wenn nicht, so müssen Sie sich in meinen Willen fügen. Ich bequemte mich zu diesem Vorschlag des Herrn d'Orbigny, und so ist es gekommen, daß ich Sie zum Schiedsrichter unserer Sache gemacht habe. — Wenn Herr Ferrand mir beistimmt, setzte mein Gemahl hinzu, werde ich ihm eine Vollmacht zusenden, um in meinem Namen meine Renten und Kapitalien umsetzen und an sich ziehen zu können; er soll alsdann diese Summe als Depositum behalten, damit Sie, meine theure Freundinn! wenigstens nach meinem Tode eine Ihrer würdige Existenz haben.

Herr Ferrand hatte sich vielleicht nie mehr als in diesem Augenblick von dem Nutzen seiner Brille überzeugt, denn ohne sie wäre Madame d'Orbigny nicht wenig betroffen gewesen über den funkelnden Blick, womit er das Wort „Depositum" aufnahm. Eine wilde, unheimliche Freude glühte in seinen Augen, aber nichts desto weniger entgegnete er in mürrischem Tone: „Eine langweilige Geschichte! — Das ist vielleicht schon das zwölfte Mal, daß man mich auf diese Weise zum Schiedsrichter ernennt, und stets unter dem gleichen Vorwande, stets das alte Lied von meiner Rechtschaffenheit! alle Welt führt dieß Wort im Munde, und Niemand bedenkt, daß es mir nicht nur keinen Vortheil, sondern nur Mühe und Langeweile verursacht."

„Mein bester Herr Ferrand! ich bitte Sie, schelten Sie mich nicht hierüber," sagte Madame d'Orbigny, „thun Sie mir den Gefallen, an meinen Gemahl zu schreiben, der nur auf Ihren Brief wartet, um Ihnen die verheißene Vollmacht zuzusenden, damit Sie diese Summe alsbald in Baares verwandeln können."

„Wie viel beträgt sie ungefähr?" fragte Ferrand.

„Er hat mir, wenn ich nicht irre, von etwa 4 bis 500,000 Franken gesagt."

„Die Summe ist weniger bedeutend, als ich glaubte," gab Herr Ferrand zur Antwort; „indeß, wenn ich mir's genauer erwäge: Sie haben sich nun einmal Herrn d'Orbigny ganz aufgeopfert — seine Tochter ist ohnedieß schon sehr reich, Sie selbst besitzen kein Vermögen; — je näher ich mir's überlege, desto mehr überzeuge ich mich davon, daß sie ohne Bedenken und Rücksichten auf sein Anerbieten eingehen können."

„In der That, glauben Sie dieß?" rief Madame d'Orbigny, die sich, wie alle Welt, von der sprichwörtlichen Rechtschaffenheit des Notars täuschen ließ, und in dieser Hinsicht von Polidori nicht enttäuscht worden war.

„Sie dürfen die Anerbietungen Ihres Gemahls unbedingt annehmen," wiederholte Herr Ferrand nachdrücklich.

„So werde ich mich denn fügen," entgegnete Madame d'Orbigny mit einem Seufzer.

Der erste Schreiber klopfte an der Thüre.

„Wer ist draußen?" fragte Herr Ferrand.

„Die Gräfin Mac-Gregor;" gab jener zur Antwort.

„Ich lasse sie bitten, noch einen Augenblick zu warten," sagte der Notar.

„Ich verlasse Sie nun, mein lieber Herr Ferrand!" sprach Madame d'Orbigny, vom Sessel aufstehend, „Sie werden also die Güte haben, meinem Gemahl zu schreiben, da er es ausdrücklich wünscht, und er wird Ihnen alsdann schon morgen seine Vollmacht zusenden."

„Gut, ich werde ihm schreiben," erwiederte Ferrand.

„So leben Sie denn wohl, mein lieber, würdiger, gütiger Rathgeber!"

„Lieber Gott! Sie wissen nicht, Madame, so wenig wie die andern Leute von Stande, wie unangenehm es ist, sich solchen Aufträgen von Depositen zu unterziehen! — Schon die Verantwortlichkeit, die wir haben — ich versichere Sie bei meinem Wort, daß es nichts Abscheulicheres gibt, als diesen Ruf von Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit, der uns nur Mühe und Sorge auf den Hals ladet."

„Aber doch auch die Bewunderung und Anerkennung aller guten Menschen," setzte Madame d'Orbigny hinzu.

„Gott sey Dank! ich erwarte die Anerkennung und den Lohn, wonach ich strebe, ganz anderswo, als hienieden," sagte Herr Ferrand mit heiliger Demuth.

* * *

Auf Madame d'Orbigny folgte alsbald die Gräfin Sara Mac-Gregor.

XVI.

Die Gräfin Mac-Gregor.

Sara trat mit ihrer gewöhnlichen Kaltblütigkeit und Selbstvertrauen in das Kabinett des Notars; Jakob Ferrand kannte sie noch nicht, und vermuthete eben so wenig den Zweck ihres Besuches, er war also noch mehr als gewöhnlich auf seiner Hut, weil er die Hoffnung hegte, in ihr ein neues Goldvöglein in sein Netz zu locken. — Er betrachtete daher die Gräfin sehr aufmerksam, und bemerkte trotz der leidenschaftslosen Unbefangenheit dieser Frau mit ihrer Marmorstirne doch ein leises Zucken ihrer Augenbraunen, das ihm eine ganz besondere erzwungene Verlegenheit von ihrer Seite zu verrathen schien.

Der Notar erhob sich von seinem Schreibstuhle, rückte einen Sessel heran, zeigte ihn Sara mit einem stummen Wink, und hub an:

„Sie haben mich um eine Zusammenkunft auf heute gebeten, Madame; ich war aber gestern allzu sehr beschäftigt, und konnte Ihnen erst heute frühe antworten, weswegen ich Sie sehr um Verzeihung bitte.“

„Ich wünschte in einer Angelegenheit von höchster Wichtigkeit mit Ihnen zu sprechen, mein Herr!“ erwiderte Sara. „Der Ruf von Rechtschaffenheit, Herzensgüte und Gefälligkeit, welcher Ihnen vorangeht, läßt mich auf einigen Erfolg für den Schritt hoffen, welchen ich bei Ihnen versuchen will.“

Der Notar verneigte sich leicht auf seinem Stuhle.

„Ich weiß, mein Herr! daß Ihre Verschwiegenheit über jeden Zweifel erhaben ist,“ sprach Sara.

„Das ist nur meine Pflicht, Madame!“ erwiderte der Notar demüthig.

„Sie sind, mein Herr! ein strenger, unbestechlicher Mann,“ fuhr sie fort, „wenn man Ihnen nun sagen würde: Herr Ferrand, es hängt von Ihnen ab, einer

armen Mutter das Leben, die Vernunft, ja mehr als Alles dieses wieder zu geben, hätten Sie den Muth, es zurückzuweisen?"

„Beziehen Sie sich auf Thatsachen, Madame, dann will ich Ihnen antworten," erwiderte Ferrand unbestimmt.

„Vor etwa vierzehn Jahren, am Ende des Monats Dezember 1824, erschien bei Ihnen ein noch junger Mann in Trauerkleidern, und that Ihnen den Vorschlag: die Summe von 150,000 Franken zum Behuf einer lebenslänglichen Leibrente **à fonds perdus** auf den Kopf eines dreijährigen Kindes anzulegen, dessen Eltern unerkannt zu bleiben wünschten."

„Nun, und was dann, Madame?" fragte der Notar, um sich eine bejahende Antwort zu ersparen.

„Sie willigten ein, dieses Geschäft abzuschließen und dafür dem Kinde eine lebenslängliche Leibrente von 8000 Franken zu gewähren, deren Hälfte zum Nutzen des Kindes bis zu seiner Volljährigkeit capitalisirt werden sollte, während die andere Hälfte von Ihnen an diejenige Person bezahlt werden sollte, die sich des kleinen Mädchens annahm und sich ihrer Pflege unterzog."

„Weiter, Madame!" drängte der Notar.

„Nach Verlauf von drei Jahren," sagte Sara, ohne einer leichten Rührung Meister werden zu können, „am 28. November 1827 ist das Kind gestorben." . . . .

„Bevor wir diese Unterhaltung fortsetzen, Madame," unterbrach der Notar die Gräfin; „muß ich Sie befragen, inwieferne Sie bei der ganzen Sache betheiligt sind."

„Die Mutter des kleinen Mädchens ist meine Schwester, [1] Herr Ferrand," erwiderte Sara mit einiger Verle-

---

1 Wir halten es für unnöthig, unsere Leser daran zu erinnern, daß das Kind, von welchem hier die Rede ist, Marien-Blüth, die Tochter von Rudolph und Sara ist, und daß diese demnach, wenn sie von ihrer vorgeblichen Schwester sprach, eine für ihre Zwecke unumgängliche Nothlüge vorbrachte, wie man später sehen wird. Sara war gleich Rudolph vom Tode des jungen Mädchens überzeugt und wußte nichts Anderes.

UIWT, XPY V 2 - M. 8. 9. C R 9. (W. R. K. e. 5. 1 (M.))

genheit. „Ich habe hier als Beweis für meine Behauptung den Todtenschein dieses Kindes, Briefe von der Person, bei welcher es in Verpflegung war, und die Obligation eines Ihrer Clienten, bei welchem Sie jene 50,000 Thaler angelegt hatten."

„Lassen Sie mich diese Papiere sehen, Madame," erwiderte der Notar mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit.

Sara staunte freilich nicht wenig, daß man Ihr nicht auf's Wort glaubte; nahm jedoch aus einem Taschenbuche mehrere Papiere und reichte sie dem Notar hin, der sie aufmerksam untersuchte.

„Nun, Madame! was verlangen Sie mehr?" hub er nach vollendeter Prüfung der Urkunden an; „der Todtenschein ist vollkommen in Ordnung, jene 50,000 Thaler sind Herrn Petit-Jean, meinem Clienten, durch den Tod des Kindes rechtlich zugefallen, — das ist eine der nothwendigen Folgen und Chaugen der Anlage von Capitalien auf Leibrenten, und ich habe schon damals jene Person darauf aufmerksam gemacht, die mir das Geschäft übertrug. Was die Zinsen anbelangt oder vielmehr die Leibrente selbst, so habe ich sie bis zum Tode des Kindes stets pünktlich bezahlt."

„Ich erkenne es mit Vergnügen an, daß Ihr Betragen, mein Herr! in dieser ganzen Angelegenheit über jeden Tadel und Einwurf erhaben ist," sagte Sara; „auch die Frau, welcher man das Kind damals anvertraute, hat ebenso gerechten Anspruch auf unsern Dank, weil sie meiner armen, kleinen Nichte die größte liebevollste Sorgfalt widmete."

„Darin haben Sie ganz Recht, Madame!" versetzte der Notar; „das Betragen dieser Frau hat mich selbst so sehr entzückt, daß ich sie später, als sie durch den Tod jenes Kindes ohne alle Subsistenzmittel und Hülfsquellen war, zu mir in Dienste nahm, und sie seither bei mir behielt." . . . . .

„Wie, Madame Seraphin ist bei Ihnen im Dienste, Herr Notar?"

„Allerdings, schon seit eilf Jahren in der Eigenschaft als Haushälterin," erwiderte Ferrand; „und ich kann ihr nur das unumwundenste Lob zollen."

„Wenn Dem so ist, mein Herr! so könnte sie uns vom wesentlichsten Nutzen sein, wenn Sie — die Güte haben wollten, mir eine Frage zu erlauben, die Ihnen sonderbar, ja auf den ersten Anblick sogar frevelhaft erscheinen dürfte," sagte Sara verlegen; „allein wenn Sie wüßten, in welcher Absicht....."

„Eine frevelhafte Frage, Madame?" rief der Notar in sehr ernstem Tone; „wahrhaftig, ich halte Sie für ebenso unfähig, eine solche Frage zu thun, als mich, sie anzuhören."

„Ich weiß freilich wohl, daß Sie, Herr Ferrand! die letzte Person sind, an welche man ein solches Ansinnen richten sollte," sagte die Gräfin Mac-Gregor; „allein ich setze meine ganze, meine einzige Hoffnung auf Ihr Mitleid, Ihre Beihülfe, und kann hoffentlich in allen Fällen auf Ihre Verschwiegenheit rechnen."

„Auf die letztere unbedingt!" erwiderte Ferrand sehr entschieden.

„So lassen Sie mich denn fortfahren; der Tod dieses jungen Mädchens hat seine Mutter in eine solche Betrübniß versetzt, daß ihr Schmerz noch heute ebenso lebhaft ist, als vor vierzehn Jahren, und wie wir damals für ihr Leben fürchteten, so fürchten wir jetzt für ihren Verstand."

„Die arme Mutter!" sagte Ferrand mit einem Seufzer.

„Ja wohl, sie ist eine sehr unglückliche Mutter!" rief Sara; „zu der Zeit, wo sie ihr Kind verlor, mußte sie über die Geburt dieser Tochter erröthen, während heut zu Tage ihre Umstände so sind, daß, wenn das arme Töchterchen noch lebte, meine Schwester es zu legitimiren, sich desselben zu freuen und es für immer bei sich zu behalten vermöchte. Zu ihren übrigen Bekümmernissen und ihrem Grame kommt nun auch noch dieser unaufhörliche

Vorwurf und Reue; ihre Angehörigen müssen jeden Augenblick fürchten, daß sich ihr Verstand vollends verwirrt."

„Und dagegen läßt sich unglücklicherweise gar nichts einwenden!" sagte Ferrand.

„Und doch, mein Herr! wenn Sie uns nur die Hand dazu bieten wollten."

„Und auf welche Weise, Madame?" fragte Ferrand lauernd.

„Lassen Sie uns den Fall setzen, man spräche zu der armen Mutter:

Man hat deine arme Tochter nur für todt gehalten, sie ist es in der That aber nicht, und die Frau, welche sie in ihrer frühen Jugend verpflegte, kann es noch bestätigen."

„Eine solche Lüge wäre grausam, Madame!" rief Herr Ferrand voll Entrüstung; „warum sollte man dieser armen Mutter eine so eitle Hoffnung geben?"

„Wenn es aber keine Lüge wäre, mein Herr, oder vielmehr, wenn diese Vermuthung sich verwirklichen könnte?" rief Sara lauernd.

„Durch ein Wunder etwa? — wenn es nichts bedürfte, um jenen Zweck zu erreichen, als mein Gebet mit dem Ihrigen zu vereinigen, glauben Sie mir, Madame! dann würde ich Ihnen von Herzen gerne meinen Beistand und Gebet zusagen," sprach der Notar voll Inbrunst; „unglücklicherweise aber ist der Todtenschein ganz rechtsgültig und amtlich beglaubigt."

„Ach Gott! mein Herr, ich weiß ja wohl, daß das Kind todt ist," versetzte Sara darauf; „allein wenn Sie nur wollten, wäre das ganze Unglück leicht ungeschehen zu machen."

„Sie sprechen mir in Räthseln, Frau Gräfin!"

„So will ich mich denn deutlicher ausdrücken," fuhr Sara fort; „ich setze den Fall, meine Schwester fände morgen ihre Tochter wieder, so wird sie nicht allein dem Leben gleichsam wiedergegeben, sondern auch noch in den

Stand gesetzt, den Vater dieses Kindes zu heirathen, der gegenwärtig ebenso frei ist, wie sie."

„Meine Nichte ist schon im sechsten Jahre gestorben; seit dem zartesten Alter von ihren Verwandten getrennt, können diese auch nicht die entfernteste Erinnerung an sie aufbewahrt haben. Gesetzt nun, man fände ein junges Mädchen von siebenzehn Jahren, dem Alter, in welchem meine Nichte jetzt stehen würde; — ein von allen ihren Verwandten verlassenes Mädchen, deren es so viele gibt, — so könnte man zu meiner Schwester sagen: Hier ist deine Tochter! sie lebt noch, denn man hat uns schmachvoll getäuscht; gewichtige Interessen haben geboten, daß man sie für todt gelten ließ. Die Frau, welche sie erzogen hat, und ein achtbarer Notar können es bestätigen und beweisen, daß sie deine ächte, wahre und wirkliche Tochter ist."

Jakob Ferrand, der seither die Gräfin ohne Unterbrechung hatte fortreden lassen, sprang nun plötzlich vom Stuhle auf und rief voll Entrüstung:

„Genug! genug! Madame! das ist eine niederträchtige Handlung, die Sie mir hier vorschlagen!"

„Mein Herr, bedenken Sie!" rief Sara.

Aber Ferrand ließ sich nicht unterbrechen, sondern fuhr fort:

„Wie? Sie wagen es, mir solche Vorschläge zu machen?! mich zur Unterschiebung eines Kindes, zur Vertilgung eines Todtenscheins, mit Einem Worte, zu einer frevelhaften Handlung veranlassen zu wollen? — Das ist das Erstemal in meinem Leben, daß man mir einen solchen Vorschlag thut, daß man mich auf diese Weise verkennt und beleidigt, und ich habe es wahrhaftig, wie Sie selbst wissen, nicht um Sie verdient."

„Aber, mein Herr! wem thun wir eigentlich ein Unrecht damit?" fragte Sara, „meine Schwester sowohl als der Mann, welchen sie zu heirathen wünschte, sind verwittwet und kinderlos; alle Beide beklagen bitterlich den Tod des armen Mädchens, das sie verloren haben. — Es kann also nicht die

Rede davon sein, sie zu täuschen, sondern nur sie dem Glück, dem Leben wieder zu geben, und irgend einem armen, verlassenen Mädchen das glücklichste Loos zu bereiten; das ist doch sicher eine edle, großmüthige Handlung und keine Frevelthat."

„In der That," rief der Notar mit immer steigender Entrüstung, „ich muß mich nur wundern, wie sehr auch die verwerflichsten, verdammenswerthesten Absichten sich mit einem guten Scheine bekleiden können und einen schöneren Anstrich annehmen."

„Denken Sie darüber nach, Herr Notar!" sagte Sara in ernstem, entschiedenem Tone.

„Ich wiederhole Ihnen, Madame, daß dieß eine niederträchtige Handlung ist," gab der Notar zur Antwort; „es ist eine empörende Schmach, zu sehen, wie eine Frau von Ihrem Stande sich auf solche entsetzliche Pläne einläßt, denen hoffentlich Ihre Schwester fremd bleibt."

„Ich bitte Sie, Herr Notar," wagte Sara wieder einzuwenden; aber er versetzte ihr barsch:

„Genug, Madame, lassen Sie uns hievon abbrechen, ich bin allerdings nicht galant, — ich sage Ihnen vielmehr mit schonungsloser Offenheit die härtesten Wahrheiten gerade so, wie sie sich meinem Urtheile bieten."

Sara warf einen ihrer dunkeln, tiefen, fast stechenden Blicke auf den Notar und fragte ihn dann mit schneidender Kälte:

„Sie verweigern mir also Ihre Mithülfe?"

„Keine neue Beleidigung, Madame!" gab er ausweichend zur Antwort.

„Nehmen Sie sich wohl in Acht!" sagte sie warnend.

„Wie, Sie drohen mir?" rief Ferrand.

„Ja, mein Herr! allerdings drohe ich Ihnen, und zum Beweise, daß meine Drohungen nicht unbegründet sind, erfahren Sie denn, daß ich keine Schwester habe." . . .

„Wie, Madame, was wollen Sie damit sagen?" rief Ferrand.

„Daß ich selbst die Mutter dieses Kindes bin," sagte Sara mit stolzem Trotz.

„Sie?" fragte der Notar und seine Fassung schien auf einen Augenblick zu wanken.

„Ja, ich," versetzte Sie; „ich hatte einen Umweg eingeschlagen, um mein Ziel zu erreichen, eine Fabel erdacht, um Sie zu interessiren; — Sie sind unerbittlich, unerweichbar; — nun nehme ich die Maske ab; — Sie wollen den Krieg, wohlan! Sie sollen ihn haben!"

„Den Krieg?" rief der Notar, „weil ich mich weigere, an verbrecherischen Umtrieben Theil zu nehmen? welche Frechheit!"

„Hören Sie mich nur an, Herr Ferrand! — Ihr Ruf als ehrlicher Mann ist fest begründet und allgemein anerkannt." .....

„Weil er verdient ist," rief Ferrand; „es gehört wahrhaftig die Frechheit des Wahnsinns dazu, mir Vorschläge wie die Ihrigen machen zu wollen."

„Ei, ei, mein Herr! Sie verkennen mich sehr," erwiderte Sara; „Niemand weiß besser als ich, mein Herr, wie sehr man jenem Rufe von unerschütterlicher Tugend mißtrauen muß, der so häufig den Leichtsinn der Weiber und die Schurkerei der Männer verschleiern hilft."

„Wie, Madame?! Sie wagen zu behaupten" .... rief der Notar entrüstet; aber Sara ließ ihn nicht ausreden.

„Schon seit dem Anfang unserer Unterredung," erwiderte sie, „zweifle ich, ich weiß nicht aus welchem Grunde, ob sie wirklich die Achtung und das Ansehen verdienen, das Sie genießen!"

Wirklich, Madame? — Ihr Zweifel macht Ihrem Scharfsinn alle mögliche Ehre!"

„Nicht wahr?" gab Sara mit schneidendem Tone zur Antwort; „dieser Zweifel ist zwar auf nichts gegründet als auf den Instinkt und gewisse unerklärliche Vorgefühle; — allein gerade solche Ahnungen täuschen selten."

„Lassen Sie uns diese Unterredung zu Ende bringen, Madame!" sagte der Notar verächtlich.

„O nein! zuvor müssen Sie meinen Entschluß erfahren," entgegnete Sara; „ich sagte Ihnen vorhin aus eigenem Antriebe, daß ich von dem Tode meines armen Töchterchens überzeugt sei; — allein was thut das? Nunmehr und hinfort werde ich behaupten, daß es nicht gestorben sei; die unwahrscheinlichsten Ursachen und Beweggründe kommen hiebei in's Spiel; Sie sind gerade im jetzigen Augenblicke in einer Lage, wo Sie viele Neider haben müssen, die die Gelegenheit, Ihnen zu schaden, mit Vergnügen ergreifen; diesen will i ch die Gelegenheit geben."

„Sie, Madame?" fragte der Notar mit verächtlichem Lächeln.

„Ja, ich," erwiderte sie ihm; „unter irgend einem, wenn auch noch so abgeschmackten Vorwande werde ich Sie angreifen."

„Etwa wegen einer Unregelmäßigkeit im Todtenscheine?" fragte der Notar.

„Jede Einwendung soll mir willkommen sein, da ich das größte Interesse habe, glauben zu machen, daß sie noch lebt; obwohl für mich verloren gegangen, soll dieser Prozeß mir dazu dienen, der ganzen Sache das größtmögliche Aufsehen zu verschaffen; eine Mutter, die ihr Kind zurückfordert, darf stets auf allgemeine Theilnahme rechnen; ich werde Ihre Neider, Ihre Feinde und alle empfindsamen, romantisch gestimmten Gemüther auf meiner Seite haben."

„Das ist ebenso thöricht als bösartig," rief der Notar; „in welchem Interesse hätte ich wohl Ihre Tochter für todt ausgegeben, wenn sie es nicht wäre?"

„Darin mögen Sie Recht haben," entgegnete Sara; „ein entsprechendes Motiv dafür möchte schwer zu finden sein, aber dafür lasse ich die Advokaten sorgen; sehen Sie, da hätte ich z. B. schon ein ganz vorzügliches Motiv: ich nehme an, Sie hätten mit Ihrem Clienten die zu Gunsten dieses unglücklichen Kindes ausgesetzte Leibrente theilen wollen und meine Tochter darum auf die Seite geschafft."...

Der Notar zuckte gleichgültig die Achseln: „wenn

ich niederträchtig genug hiezu gewesen wäre, hätte ich sie ja lieber tödten können, anstatt sie auf die Seite zu schaffen."

Sara bebte vor Entsetzen und Ueberraschung bei diesen Worten, blieb eine Weile wortlos, und fuhr dann mit schneidend bitterem, vorwurfsvollem Tone fort:

„Für einen so heiligen Mann, wie Sie, ist das ein höchst verbrecherischer und bezeichnender Einfall; — sollte ich wirklich das rechte Ziel getroffen haben, indem ich so in's Blaue hineinschoß? — Das gibt mir Raum zum Nachdenken und ich werde die ganze Sache näher überlegen. — Nun noch ein letztes Wort. — Sie wissen jetzt, was für eine Frau ich bin; ohne Mitleiden und Erbarmen zertrete ich Alles, was sich hemmend mir in Weg legt; überlegen Sie es wohl, denn bis morgen müssen Sie entschieden sein; Sie können ungestraft thun, was ich von Ihnen verlange. — In seiner Herzensfreude wird der Vater meiner Tochter die Möglichkeit einer solchen Auferstehung nicht bestreiten, wenn nur unsere Lügen, die ihn so glücklich machen werden, geschickt ausgedacht und wohl erwogen sind. Er hat überdieß keine andern Beweise für den Tod unseres Kindes, als den Brief, den ich ihm vor vierzehn Jahren geschrieben habe, und mir wird es leicht werden, ihn zu überreden, daß ich ihn damals über diesen Gegenstand getäuscht habe, denn ich hatte zu jener Zeit gerechte Ursache dazu gegen ihn; ich werde ihm sagen, daß ich damals die Absicht gehabt, in seinen Augen das letzte Band zu zerreißen, das uns an einander fesselte. Sie können also in gar Nichts kompromittirt werden: bestätigen Sie nur allein als ein unbescholtener Mann, daß damals das Ganze zwischen Ihnen, mir und Madame Seraphin verabredet gewesen sei, und man wird Ihnen glauben; was jene 50,000 Thaler anbelangt, die ich als Leibrente zu Gunsten meiner Tochter bei Ihnen angelegt, so ist das ganz meine Sache; Sie sollen auch hinfort Ihrem Clienten verbleiben, von dem in dieser ganzen Sache nicht mehr die Rede sein wird; den Lohn für Ihre eigene Mitwirkung mögen Sie alsdann selbst festsetzen."...

Ungeachtet der Dringlichkeit und Gefahr der für ihn ebenso seltsamen als möglicherweise verderblichen Lage, behielt doch Herr Jakob Ferrand seine ganze Kaltblütigkeit.

Die Gräfin, welche wirklich an den Tod ihrer Tochter glaubte, hatte dem Notar den Vorschlag gemacht, jenes Kind für lebend auszugeben, das er selbst vierzehn Jahre früher für gestorben erklärt hatte. —

Er war zu geschickt und kannte allzuwohl die Gefahren seiner eigenen Lage, um nicht den ganzen Umfang von Sara's Drohungen alsbald zu begreifen.

Obwohl mit bewunderswerther Kunst und mit dem größten Fleiße aufgerichtet, stand das Gebäude seines seither unangetasteten Rufes doch auf Sand. Die öffentliche Meinung tritt dem Rufe mancher Personen ebenso schroff entgegen, als sie sich zuvor desselben angenommen, und bedient sich gerne des vermeintlichen Rechts, den mit Füßen treten zu dürfen, den es zuvor bis zu den Wolken erhoben. Wie konnte man alle die Folgen voraussehen, welche der erste Angriff auf den Ruf des Herrn Jakob Ferrand ihm brachte? So toll und ungereimt dieser Angriff auch war, konnte doch gerade seine Kühnheit den dringendsten Verdacht erregen. Sara's Scharfblick, Menschenkenntniß und hartnäckige Ausdauer erfüllten Ferrand mit Schrecken; diese Mutter hatte keinen Augenblick eine zärtlichere Erregung verrathen, als sie von ihrer Tochter sprach; sie schien den Tod derselben nicht anders zu betrachten, als für die Schwelle zu einem neuen Vergehen. Solche Charaktere sind ebenso unerbittlich in ihren Plänen als in ihrer Rache.

Er wollte sich Zeit gönnen, um ein Schutzmittel aufzufinden, mittelst dessen er diesen gefahrvollen Streich abwenden konnte, deshalb erwiderte Ferrand ihr:

„Sie haben mir bis morgen Mittag Bedenkzeit gegeben, Madame! ich gebe Ihnen nun bis Uebermorgen Frist, um auf einen Plan zu verzichten, dessen Wichtigkeit und Bedeutung Sie noch nicht einmal argwöhnen. Wenn ich von jetzt an bis zur anberaumten Frist von Ihnen noch keinen Brief erhalten habe, der mir Ihr Verzichten Ihres so ge-

fährlichen und tollen Plans kund gibt, so sollen Sie zu Ihrem eigenen Nachtheil erfahren, daß die Gerechtigkeit noch ehrliche Leute zu schützen weiß, wenn sie Theilnahme an Frevelschuld ablehnen, und daß sie die Urheber solcher gehässigen Ränke zu erreichen vermag."

„Das heißt mit andern Worten, Herr Notar, Sie erbitten sich von mir einen Tag mehr Bedenkzeit, um meine Vorschläge zu überlegen?" sagte Sara höhnisch; „das ist ein gutes Zeichen, ich gebe es zu — übermorgen um diese Stunde werde ich wieder hieher kommen und ihren Entschluß vernehmen — den Frieden oder den Krieg, ich wiederhole es Ihnen — aber einen blutigen erbitterten Krieg ohne Mitleid und Erbarmen." — Mit diesen Worten verließ sie das Gemach.

* * *

„Alles geht prächtig," sagte sie zu sich selbst — „diese armselige junge Dirne, für die sich Rudolph aus Laune interessirte und die er auf die Maierei von Bouqueval sandte, um sie wahrscheinlich später zu seiner Maitresse zu machen, ist nun nicht mehr zu fürchten, Dank der Einäugigen, die mich ihrer entledigt hat ....."

„Rudolph's Gewandtheit hat die Marquise d'Harville aus der Schlinge gerettet, worin ich sie zu fangen beabsichtigt hatte, den neuen Umtrieben aber, über denen ich brüte, soll sie unmöglich entgehen — jedenfalls muß sie unfehlbar und für immer für Rudolph verloren sein."

„Ist er alsdann niedergeschlagen, entmuthigt, jeder Liebe, jeder Zuneigung baar — wird er alsdann nicht in einer solchen Gemüthsstimmung sein, daß er nichts Sehnlicheres wünscht, als zum Spielball einer Lüge zu werden, der ich mit Hülfe des Notars allen Anschein der Wirklichkeit und Wahrheit zu geben vermag? — Und der Notar wird und muß mir helfen, denn ich habe ihn bereits eingeschüchtert."

„Ich werde leicht ein verwaistes junges Mädchen

finden, die durch Armuth gedrückt, von meinen Anerbietungen gelockt und mit den nöthigen Fähigkeiten ausgestattet, nach meiner Anleitung die Rolle unseres Kindes spielen wird, dessen Verlust Rudolph so lebhaft bedauert! — Ich kenne seine Seelengröße, den Adel und die Großmuth seines Herzens — ja um derjenigen, die er für seine Tochter hält und seither im Elend und Armuth glaubte, einen Namen, einen Rang zu geben, um sie von dem Makel ihrer Geburt zu entlasten, wird er am Ende einwilligen, die Bande wieder zu knüpfen, die ich nicht für unauflöslich hielt — die Prophezeihungen meiner Amme werden endlich in Erfüllung gehen und diesmal will ich ganz gewiß das beständige Ziel meines Lebens erreicht haben, nämlich: eine Krone."

* *
*

Kaum hatte Sara das Haus des Notars verlassen, als Herr Carl Robert in einem äußerst eleganten Cabriolet dort vorfuhr, abstieg und mit dem Rechte eines Hausfreunds und gewöhnlichen Gastes ungemeldet in das Privatkabinett des Notars trat. —

XVII.

Herr Carl Robert.

Der Commandant, wie ihn Frau Pipelet nannte, trat ohne Umstände zu dem Notar in's Zimmer, den er verdüstert, ärgerlich und mürrisch fand, und der ihm mit den brutalen Worten entgegentrat:

„Was thun Sie hier, Herr Robert? Meine Nachmittage gehören den Clienten, Consultationen, — wenn Sie in Zukunft mit mir sprechen oder mich besuchen wollen, so kommen Sie Morgens!"

„Mein lieber Herr Tabellio," erwiederte der Commandant verlegen, indem er sich seines Lieblingsspasses gegen den Notar bediente, „es handelt sich um eine höchst wichtige Angelegenheit, — nämlich ich wollte mich einmal ...... es lag mir daran, — ich hielt es für meine Pflicht, Sie selbst über die Befürchtungen zu beruhigen, welche Sie hätten hegen können! ...."

„Was für Befürchtungen?" fragte Ferrand.

„Wie? Sie wissen noch nicht? ....." rief Herr Robert.

„Nun, und was denn?"

„Je nun, mein Duell mit dem Herzog von Lucenay," erwiderte der Commandant, „haben Sie denn gar nichts davon erfahren?"

„Nicht ein Sterbenswörtchen," versetzte der Notar.

„Warum nicht gar?" rief Herr Robert.

„Und was war denn die Veranlassung zu diesem Duell?"

„Eine höchst wichtige und höchst bedenkliche Beleidigung, die Blut heischte," gab der Commandant zur Antwort, „denken Sie sich nur einmal, daß Herr von Lucenay sich erlaubt hat, im Hotel der NN.'schen Gesandtschaft mir in's Gesicht zu behaupten: ich leide an Verschleimung."

„Woran?" fragte der Notar mürrisch.

„An einer Verschleimung, mein lieber Tabellio!" erwiderte mit erneuter Entrüstung der Commandant, „können Sie sich eine lächerlichere und abgeschmacktere Krankheit denken?"

„Und deshalb haben Sie sich mit ihm geschlagen?" rief der Notar mit höhnischem Grinsen und lautem Hohnlachen.

„Für was denn Anders soll man sich schlagen?" rief der Commandant, „was glauben Sie denn, man könne da kaltblütig bleiben und sich ohne Weiteres in's Gesicht behaupten lassen, daß man an einer Verschleimung leide, und das Alles zudem noch vor einer reizenden Frau, vor einer allerliebsten kleinen Marquise — ein- für allemal, mein Freund! das durfte und konnte ich unmöglich so hingehen lassen."

„Ei natürlich!" versetzte der Notar spöttisch.

„Sie können sich wohl denken, lieber Freund! daß wir Militärs uns hierin nicht lange im Bart kratzen lassen und mit den Waffen rasch bei der Hand sind. Vorgestern haben meine Sekundanten sich mit denen des Herzogs verständigt — ich hatte die Frage ganz einfach und deutlich gestellt, entweder auf ein Duell oder einen Widerruf ....."

„Was sollte er denn widerrufen?" fragte Ferrand.

„Je nun zum Teufel, die Verschleimung, die Krankheit, die er mir angedichtet hatte."

Der Notar zuckte spöttisch die Achseln.

„Die Sekundanten des Herrn Herzogs sagten ihrerseits: Wir lassen dem ehrenwerthen Charakter des Herrn Carl Robert volle Gerechtigkeit widerfahren, allein Herr von Lucenay kann, darf und will sich nicht zum Widerrufe bequemen. — Alsdann, meine Herren! hielten ihnen meine Sekundanten entgegen, behauptet also Herr von Lucenay noch fortwährend hartnäckig, daß Herr von Robert an einer Verschleimung leide. — Allerdings, versetzten die Andern, allein er glaubt dadurch keineswegs dem Werthe und Ansehen des Herrn Robert zu nahe zu treten, oder ihn an seiner Ehre zu kränken. — Alsdann, behaupteten meine Sekundanten, muß er widerrufen! — Die Andern aber gaben nicht nach und gestanden zu, daß Herr von Lucenay mich zwar allerdings für einen Mann von Ehre anerkenne, aber dennoch behaupte, ich leide an einer Verschleimung. Sie sehen also, daß es kein anderes Mittel gab, eine so ernste und wichtige Angelegenheit beizulegen . . . . "

„Ja wahrhaftig!" entgegnete Herr Ferrand sarkastisch, „es gab kein anderes Mittel mehr, Sie sind am Achtenswerthesten, was der Mensch hat, beleidigt und angegriffen worden."

„Nicht wahr, mein Freund?" versetzte der Commandant mit Selbstgefühl. — „Man kam also über Tag, Stunde und Ort überein und gestern früh wurde die ganze Sache auf das Ehrenhafteste zu Vincennes beigelegt: der Herzog

von Lucenay wurde von mir durch einen Degenstoß leicht am Arme verwundet, die Zeugen erklärten, daß hiemit der Ehre genug gethan sey, worauf denn der Herr Herzog mit lauter vernehmlicher Stimme ausrief: Ich bequeme mich nie vor Beilegung einer Ehrensache zum Widerruf, hernach ist es freilich eine andere Sache; Pflicht und Ehre gebieten mir nunmehr, laut zu erklären, daß meine Beschuldigung, Herr Carl Robert leide an Verschleimung, eine falsche war. Meine Herren, ich erkenne nun nicht allein aus freien Stücken an, daß mein ehrenwerther Gegner nicht an Verschleimung leidet, sondern ich bestätige auch noch, daß er ganz unfähig ist, sie je zu bekommen .... — Hierauf bot mir der Herzog treuherzig mit den Worten die Hand hin: Sind Sie nun zufrieden, mein Freund? — Wir sind nun Freunde auf Leben und Tod! gab ich ihm zur Antwort, und ich war ihm diese Erklärung wohl schuldig, denn der Herzog hat sich in der ganzen Angelegenheit auf's Liebenswürdigste benommen: er hätte gar nicht nöthig gehabt, Etwas zu sagen, oder sich mit der Erklärung begnügen können, daß ich nicht an Verschleimung leide, — allein zu behaupten, daß ich sie nie bekommen werde, das war die zarteste und ehrenhafteste Rücksicht von seiner Seite."

„Ja, ja, das nenne ich Ihren Muth sehr gut angewandt," sagte der Notar nicht ohne geheime Beziehung, „aber was wollen Sie denn von mir?"

„Mein lieber Banknoten-Bewahrer!" versetzte Herr Robert mit einem andern seiner stereotypen Späße, „es handelt sich um eine für mich höchst wichtige Sache. — Sie wissen, daß zu Folge unserer Uebereinkunft, die ich damals mit Ihnen abschloß, als ich Ihnen 350,000 Franken zur endlichen Deckung der Kaufsumme für Ihr Geschäft vorschoß, es ausdrücklich bestimmt wurde, daß ich nach vorgängiger, dreimonatlicher Aufkündigung jene Fonds von Ihnen zurückziehen könne, die ich seither auf Zinsen bei Ihnen angelegt ...."

„Nun, und was wollen Sie damit sagen? wozu soll diese Einleitung führen?" entgegnete der Notar.

„Je nun," versetzte Robert stotternd, „ich möchte.... aber nein, nämlich weil ich...."

„Zur Sache, zur Sache!" drängte der Notar.

„Sie begreifen, es ist eine reine Laune von meiner Seite! der Einfall, mir Grundbesitz zu erwerben, mein lieber Tabellio...."

„Erklären Sie sich endlich deutlicher, Sie langweilen mich mit Ihren Umschweifen."

„Mit einem Wort!" rief der Commandant kühner gemacht, „man bietet mir ein bedeutendes Grundstück zum Kaufe an, und ich möchte, wenn es Ihnen nicht unangenehm wäre, d. h. ich wünschte meine Fonds von Ihnen zurückzuziehen — und ich bin nun gekommen, Sie laut unserem Vertrage davon in Kenntniß zu setzen."

„Ah, so!" sagte der Notar.

„Aber Sie werden mir doch darüber nicht böse werden?" rief der Commandant fast bittend.

„Weßhalb sollte ich denn darüber böse werden?"

„Je nun," versetzte Herr Robert, weil Sie vielleicht glauben könnten, daß ich...."

„Was sollte ich glauben können?" rief der Notar.

„Daß ich das Echo von Gerüchten bin, ja ihnen vielleicht Glauben beimesse."

„Was für Gerüchte?" rief Ferrand; „ich verlange, daß Sie sie mir alsbald mittheilen! Sie müssen reden, ich dringe darauf."

„Verzeihen Sie mir, ich weiß wohl, daß es Possen sind, die gar keinen Glauben verdienen, abgeschmackte, thörichte Späße," sagte der Commandant, „ich thue es auch gewiß nicht, weil solche Gerüchte über Sie umhergehen. — Denken Sie sich nur, böse Zungen behaupten, daß Sie sich dermalen wider Willen in verschiedene höchst fatale und wohl auch gefährliche und strafbare Geschäfte verwickelt finden. Lauter blinder Lärm! gerade wie damals als man uns nachsagte, daß wir zusammen an der Börse spielten. — Das Gerücht hatte sich zwar schnell verbreitet, ist aber eben so schnell wieder verschwunden; ich möchte ja nicht,

daß wir beide uns darüber erzürnten, falls Sie etwa glauben sollten...."

„Aha! ich verstehe," sagte der Notar, „Sie glauben Ihr Geld jetzt nicht mehr in Sicherheit bei mir."

„O nein! behüte! behüte!" rief Herr Robert, „allein es wäre mir lieber, wenn ich es nun selbst in Händen hätte."

„So warten Sie nur einen Augenblick," sagte Herr Ferrand gleichgültig, verschloß die Schublade seines Schreibtisches und erhob sich rasch.

„Wohin gehen Sie denn? was wollen Sie thun, mein theurer Banknotenbewahrer?" fragte der Commandant.

„Ich werde Sie zu überzeugen suchen, in wiefern die Gerüchte begründet sind, welche hinsichtlich der Verwirrung meiner Geschäfte circuliren, entgegnete der Notar ironisch.

Dabei öffnete er die Thüre einer kleinen verborgnen Treppe, auf welcher man, ohne die Schreibstube zu durchschreiten, in den Pavillon des mittleren Flügels gelangen konnte, und verschwand auf derselben; kaum war er hinausgegangen, so pochte Herr Dubois, der erste Schreiber, bereits wieder an der Thüre.

„Herein!" rief Carl Robert.

„Ist Herr Ferrand nicht hier?" fragte der Schreiber. „Eine tiefverschleierte Dame wartet draußen, die in höchst dringenden Angelegenheiten den Herrn Notar im Augenblicke sprechen will.

„Herr Ferrand wird alsbald wieder zurückkommen und ich will ihm Ihren Auftrag ausrichten. Ist die Dame hübsch?"

„Man müßte pfiffig sein, um es zu errathen!" versetzte der Schreiber; „sie hat einen so dichten, schwarzen Schleier, daß man ihr Gesicht nicht erkennen kann."

„Schon gut, schon gut! Ich will sie hübsch ins Auge fassen, wenn ich fortgehe; wenn Herr Ferrand zurückkommt, will ich ihn davon unterrichten."

Der Schreiber ging wieder hinaus.

„Wo Teufels mag nun der Tabellio hingegangen

sein?" fragte sich Robert, „ohne Zweifel untersucht er den Bestand der Casse. — Wenn die Gerüchte unbegründet sind, um so besser! — Ueberdieß, bah! sind es vielleicht nur böse Zungen, die dieses Gerücht in Umlauf brachten, unbescholtene Leute, wie Herr Jakob Ferrand, haben so viele Neider; doch gleichviel, ich will lieber meine Fonds in Händen haben, will das Schloß kaufen, von dem man mir gesagt hat — es hat ja gothische Thürmchen aus der Zeit Ludwigs **XIV.**, im Geschmack der Renaissance, kurzum Alles, was nur immer geschmackvoll und Rococo ist, — das soll mir eine Art Herrenmiene geben, die gar nicht verloren sein soll, keine weggeworfene Mühe, wie meine Liebschaft für die spröde Marquise d'Harville! — Die hat mich heimgeschickt und am Narrenseil herumgezogen. — Wahrhaftig, ich bin nicht einmal auf meine Kosten gekommen, wie jene verdammte Portierfrau in der Rue du Temple mit ihrer Kinderperücke zu sagen pflegte — der Spaß kostet mich wenigstens 1000 Thaler. — Die Möbeln bleiben mir freilich und auch noch die Mittel, die Marquise zu compromittiren — aber da kommt ja der Notar.

Wirklich kam auch in diesem Augenblicke Herr Ferrand wieder zurück, und trug einige Papiere in der Hand, die er Herrn Carl Robert einhändigte. „Hier," sagte er, „haben Sie 350,000 Franken in guten Schatzkammerscheinen — in ein Paar Tagen wollen wir dann die Rechnung wegen der Interessen noch miteinander abmachen, geben Sie mir eine Quittung."

„Wie?" rief Herr Robert auf's Höchste überrascht, „Sie werden doch wenigstens nicht glauben, daß ich. . . . ."

„Ich glaube gar nichts," erwiderte der Notar, „geben Sie mir nur die Quittung!"

„Mein lieber Banknoten-Bewahrer!" rief der Commandant.

„Schreiben Sie mir nur die Quittung und sagen Sie jenen Leuten, die Ihnen den Stand meiner Geschäfte verdächtigt und mich so ungerecht beschuldigt haben, auf welche

Weise ich ihren Argwohn und ihre Anklagen zu widerlegen weiß," sprach Herr Ferrand mit schneidendem Ernste.

„Ei nun," entgegnete Herr Robert, „was kann das Ihnen verschlagen? Die Sache verhält sich nun so, daß, sobald man dieß erfahren wird, Ihr Kredit fester steht als je; aber fürwahr, mein werther Freund, nehmen Sie nur dieß Geld wieder, ich weiß nicht, was ich in diesem Augenblick damit machen soll; ich kündigte es Ihnen ja erst für drei Monate von hier ab!"

„Herr Carl Robert, nehmen Sie Ihr Geld, ich lasse mich nicht zweimal beargwöhnen," sagte der Notar in ernstem Tone und mit verächtlichem Blick.

„Sind Sie denn böse auf mich?" fragte der Commandant.

„Geben Sie mir nur die Quittung," sagte Ferrand lakonisch und ausweichend.

„Gehen Sie mir doch mit Ihrem Eigensinn, mein alter Eisenfresser!" sagte Herr Carl Robert, und schickte sich zum Schreiben an; während er die Quittung schrieb, setzte er noch hinzu: „Draußen ist eine tiefverschleierte Dame, welche Sie alsbald, noch in diesem Augenblick und in höchst dringenden Geschäften sprechen will; — ich freue mich sehr darauf, sie im Vorübergehen recht scharf in's Auge zu fassen, ... doch hier ist die Quittung, ist sie in Ordnung?"

„Vollkommen," gab der Notar einsylbig zur Antwort, „nunmehr verlassen Sie mich und gehn Sie über diese kleine Treppe hier aus dem Hause."

„Aber die Dame?" fragte Herr Robert.

„Ich habe meine besondern Gründe dazu, daß sie von Ihnen nicht gesehen werde," sagte der Notar, klingelte seinem ersten Schreiber und sagte ihm: „Führen Sie jetzt die Dame herein! Adieu, mein lieber Robert!"

„Nun denn, so muß ich freilich darauf verzichten, sie zu sehen," sagte der Commandant. „Sie hegen also keinen Groll gegen mich, Tabellio? — Glauben Sie mir, daß ich . . . ."

„Schon gut, schon gut! leben Sie wohl!" rief der

Notar, schob Herrn Carl Robert zur Thüre hinaus und schloß sie hinter ihm zu.

Ein paar Minuten später ließ der erste Schreiber die Frau Herzogin von Lucenay in das Gemach seines Herrn treten, die sehr bescheiden gekleidet und in einen großen Shawl gehüllt war, und das Gesicht durch einen dichten, schwarzen Spitzenschleier, der ihren KreppHut von gleicher Farbe umgab, vollständig verborgen hatte.

XVIII.

Frau von Lucenay.

Die Herzogin trat ziemlich verwirrt und langsam in das Zimmer des Notars, der ihr einige Schritte entgegenging.

„Wer sind Sie, Madame, und was wollen Sie von mir?“ fragte Jakob Ferrand barsch, da seine Stimmung, welche von Sara's Drohungen bereits verdüstert worden war, durch den von dem Commandanten mitgetheilten widerwärtigen Argwohn sich zu einem hohen Grade des Aergers und der Reizbarkeit gesteigert hatte. Zudem war die Herzogin so bescheiden gekleidet, daß der Notar keinen Grund zu haben glaubte, sie auf minder barsche und rohe Weise anzureden. Da sie zu sprechen zögerte, wiederholte er noch einmal mit Härte:

„Darf ich Sie bitten, sich endlich mir zu erklären, Madame!“

„Mein Herr!“ sagte sie mit bewegter Stimme, und gab sich Mühe, ihr Gesicht unter den Falten ihres Schleiers zu verbergen — „mein Herr! kann man Ihnen ein Geheimniß von höchster Wichtigkeit und Bedeutung anvertrauen?“

„Allerdings, Madame! das bringt mein Beruf schon mit sich,“ erwiderte der Notar, „allein zuvor muß ich sehen und erfahren, mit wem ich spreche.“

„Das ist vielleicht nicht einmal nöthig, mein Herr,“

erwiderte die Dame, „ich weiß, daß Sie die Ehre und die Loyalität selbst sind....“

„Zur Sache, Madame! zur Sache! ich habe noch mehr zu thun und verschiedene meiner Clienten erwarten mich; wer sind Sie?“

„An meinem Namen liegt wenig,“ erwiderte die Dame, „einer meiner Freunde — meiner Verwandten, war vor kurzer Zeit hier bei Ihnen.“

„Darf ich um seinen Namen bitten?“ fragte Ferrand.

„Herr Florestan von St. Remy,“ entgegnete die Herzogin.

„Ah so,“ sagte der Notar, und warf einen aufmerksamen, forschenden Blick auf die Herzogin, dann setzte er hinzu: „Nun denn, Madame! womit kann ich Ihnen und dem Vicomte de St. Remy dienen?“

„Herr von St. Remy,“ sagte die Herzogin stotternd, „hat mir Alles anvertraut, mein Herr!“

„Und was hat er Ihnen denn gesagt, Madame?“

„Alles!“ gab sie zur Antwort.

„Aber worin besteht denn dieß! erklären Sie sich deutlicher.“

„Mein Gott! Herr Ferrand! Sie wissen es ja schon längst,“ rief die Herzogin verlegen.

„Ich weiß vielerlei Dinge über Herrn von St. Remy,“ versetzte Ferrand in ärgerlichem ausweichendem Tone.

„Je nun, mein Herr! eine schreckliche furchtbare Angelegenheit!“ . . .

„Ich kenne verschiedene furchtbare Angelegenheiten, in welche Herr von St. Remy verwickelt ist.“

„Ersparen Sie mir eine weitere Erklärung, Herr Ferrand!“ sagte die Herzogin, „Herr v. St. Remy hatte also wohl Recht, als er mir sagte: Sie seien ohne Mitleid....“

„Ja wohl!“ rief Ferrand mit schneidender Kälte und strengem Tone: „für die Schurken und Falschmünzer wie er, bin ich ohne Mitleid, wenn dieser Herr von St. Remy wirklich Ihr Verwandter ist, so sollten Sie lieber darüber erröthen, anstatt es offen zu bekennen. Wenn Sie aber hieher

gekommen sind, um mich durch Weinen zu erweichen und geneigter zu machen, so haben Sie sich sehr verrechnet, abgesehen davon, daß Sie damit eine schlechte Rolle spielen für eine ehrliche Frau, wenn Sie eine solche sind...."

Diese schroffe rohe Unverschämtheit empörte den Stolz und das adelige Blut der Herzogin; sie richtete sich hoch empor, warf ihren Schleier zurück und versetzte mit stolzer Haltung, gebieterischem Blicke und fester Stimme:

„Ich bin die Herzogin von Lucenay, mein Herr!"

Diese Frau hatte nunmehr ein so edles Aussehen, ihre Erscheinung wurde so imposant, daß der Notar entzückt, überwältigt und ganz wortlos zurückprallte, maschinenmäßig die schwarze Seidenmütze abnahm, die er auf dem halb kahlen Scheitel trug und tief grüßte.

Man konnte auch in der That nichts Anmuthigeres und Stolzeres sehen, als das Gesicht und die Tournure der Herzogin von Lucenay! Sie war freilich damals schon weit in den Dreißigen und hatte ein bleiches und etwas erschlafftes Aussehen, aber ihre großen dunkelbraunen Augen funkelten noch so kühn und glühend und begehrlich, ihre prächtigen schwarzen Haare, die fein geschnittene und gewölbte Nase, die rothe, verächtlich aufgeworfene Lippe, der klare durchsichtige Teint, die blendend weißen Zähne, die hohe schlanke Taille voll Geschmeidigkeit, Anmuth und Adel und, um mit dem unsterblichen Grafen St. Simon zu reden, ihr Gang gleich dem einer Göttin auf den Wolken — alle diese Eigenschaften trugen dazu bei, sie zum graziösesten, bezauberndsten Ensemble von Reizen zu machen.

Unter dem Puder und den bauschigen Reifröcken des achtzehnten Jahrhunderts hätte Frau von Lucenay im Physischen und Moralischen eine jener leichtsinnigen Herzoginnen unter der Regentschaft repräsentirt, die eben so viel Kühnheit als Unbesonnenheit und verführerische Bonhommie in ihren zahlreichen Liebesabenteuern entwickelten, die sich von Zeit zu Zeit selbst ihrer Irrthümer mit so viel Freimüthigkeit und Naivität anklagten, daß auch die strengsten Sittenrichter lächelnd sagen mußten;

Sie ist freilich sehr leichtsinnig und sehr schuldig, aber sie ist so gut, so reizend, und liebt ihre Liebhaber mit so viel Aufopferung, Leidenschaft und Treue, so lang sie ihnen gut ist, daß man ihr unmöglich darüber zürnen kann. Zudem verdammt sie ja nur sich selbst, macht nur sich allein unglücklich und so viele Andere glücklich. —

Auch ohne Puder und Reifröcke war Madame Lucenay, so wie wir sie eben geschildert, ein bezauberndes Wesen, wenn sie nicht von düstern Gedanken niedergedrückt wurde.

Scheu und befangen wie eine arme Bürgerfrau war sie zu dem Notar in's Zimmer getreten — nun zeigte sie sich auf einmal als hochmüthige, vornehme Dame, die von einem lebhaften Zorne, einer edlen Entrüstung erfüllt ist. Nie in seinem Leben hatte Jakob Ferrand eine Frau von so imponirender und zugleich herausfordernder Schönheit, von einer zugleich so edlen und kühnen Tournure getroffen.

Die etwas erschlafften Züge der Herzogin, der leichte azurne Kreis, der kaum bemerkbar ihre schönen Augen umzog, die weitgesprengten offenen Nasenlöcher verkündeten in ihr eine jener glühenden Naturen, die der sinnlichere, minder platonische Mann mit eben so viel Trunkenheit und Taumel als Eifer anbetet. Obgleich alt, häßlich, gemein und schmutzig, war doch Jakob Ferrand so gut als ein Anderer befähigt, diese Art von Schönheit der Frau von Lucenay qualitativ und quantitativ zu würdigen.

Sein Haß und seine Erbitterung gegen den Vicomte de St. Remy steigerten sich mit der brutalen Bewunderung, die ihm die stolze, schöne Geliebte desselben einflößte; derselbe Jakob Ferrand, den jede Art verhaltener Wuth quälte und durchschauerte, bedachte mit Groll, wie dieser verbrecherische Edelmann, dieser adelige Wechselverfälscher, welchen er durch die Drohung mit den Assisen beinahe gezwungen hatte, sich vor ihm in den Staub niederzuwerfen und ihn knieend anzuflehen, dieser vornehmen Dame eine solche Liebe einzuflößen vermocht habe, daß sie um seinetwillen sogar einen Schritt wagte, der sie in's Verderben stürzen konnte.

Bei diesen Gedanken fühlte der Notar plötzlich seine auf kurze Zeit gehemmte Kühnheit auf einen Augenblick wieder aufleben. Haß, Neid, eine Art wilden, glühenden Grolles, eine zügellose Begehrlichkeit entflammten in seinem Blick, auf seiner Stirn und Wange die Gluth der schmählichsten, schimpflichsten und bösartigsten Leidenschaften.

Als er Madame de Lucenay im Begriff sah, eine Unterredung über einen so zarten Gegenstand anzuknüpfen, erwartete er von ihrer Seite Umschweife, Schüchternheit, Mittelwege.

Wie groß war aber sein Erstaunen, seine Ueberraschung, als sie ihn mit eben so viel Sicherheit, Hochmuth und Selbstgefühl anredete, als ob es sich um die natürlichste Sache von der Welt gehandelt hätte und als ob sie vor einem Menschen seiner Art sich durchaus nicht Mühe zu geben habe, jene Zurückhaltung und Rücksichten zu beobachten, die sie ohne Zweifel gegen Ihresgleichen zu beachten genöthigt gewesen wäre.

In der That hatte auch die unverschämte Plumpheit und Grobheit des Notars die Herzogin von Lucenay so lebhaft beleidigt, daß sie sich genöthigt gesehen hatte, alsbald aus der demüthigen, flehenden Stellung und Rolle, die sie anfangs mit großer Mühe angenommen hatte, heraus zu treten; nachdem sie ihren eigenen Charakter wieder angenommen, hielt sie es unter ihrer Würde, sich vor diesem Aktenschmierer auch nur den geringsten Zwang und Zurückhaltung aufzuerlegen. Trotz ihrer Fehler geistreich, mildthätig und unbefangen, voll Herzensgüte, Witz, Scharfsinn, Hingebung und Muth hatte die Herzogin von Lucenay ihren ganzen Charakter und ihre dermalige sittliche Leichtfertigkeit nur der Erziehung ihrer Mutter zu verdanken, die durch ihre empörende Unsittlichkeit Mittel gefunden hatte, den edlen Kern der Sitte und Zucht in ihrer Tochter so zu ertödten, und ihr eine solche Effronterie zu geben, daß Frau von Lucenay in ihrer naiven Verachtung gewisser Racen dem Beispiel jener römischen Kaiserin gefolgt

wäre, die vor den Augen eines Sklaven mit den Worten in's Bad stieg: Das ist ja nicht einmal ein Mann. —

„Herr Notar," sagte die Herzogin entschlossen zu Jakob Ferrand, „Herr von St. Remy ist einer meiner Freunde; er hat mir die Verlegenheit anvertraut, in welchen ihn zu seinem größten Verdrusse und zur ungelegensten Zeit eine doppelte Spitzbüberei stürzt, deren Opfer er geworden ist — mit Geld läßt sich Alles wieder in's Reine bringen; wie viel ist wohl erforderlich, um diesen elenden Ränken und Klatschereien ein Ziel zu setzen?"

Der Notar war ganz bestürzt und wortlos gemacht über diese entschlossene und cavaliere Weise das Geschäft einzuleiten.

„Man verlangt 100,000 Franken," versetzte er mit grämlichem Tone, nachdem er seiner ersten Befangenheit Meister geworden war.

„Sie sollen ihre 100,000 Franken haben," rief die Herzogin, „aber Sie müssen unverzüglich jene elenden Wische von Wechsel dem Herrn von St. Remy zurücksenden."

„Wo ist das Geld, Frau Herzogin?" rief der Notar mit lauernder Schadenfreude.

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie es erhalten sollen, Herr Notar!" rief sie.

„Wir brauchen es noch vor morgen Mittag, Madame, oder die Klage wegen Fälschung wird bei den zustehenden Gerichten niedergelegt werden."

„Wohlan denn! wohlan denn!" rief die Herzogin, „zahlen Sie diese Summe aus: ich werde Ihnen einen Wechsel dafür ausstellen und Ihre eigene Mühe nach Verdienst lohnen."

„Aber Madame! das ist mir rein unmöglich!" wollte der Notar einwenden, allein die Herzogin unterbrach ihn schnell:

„Sie werden mir doch hoffentlich nicht glauben machen wollen, daß ein Notar wie Sie zwischen heute und morgen nicht 100,000 Franken aufzutreiben im Stande ist."

„Auf welche Sicherheit wünschen Sie dieß Geld, Madame?“ fragte Herr Ferrand.

„Was soll das heißen? das müssen Sie mir näher erläutern.“

„Wer wird mir für diese Summe gut stehen und verantwortlich sein?“ erwiderte der Notar.

„Ich,“ gab die Herzogin zur Antwort.

„Allein, Madame! . . . . .“

„Muß ich Ihnen erst noch sagen,“ rief sie, „daß ich kaum vier Meilen von Paris ein Landgut besitze, das 80,000 Franken Rente trägt? Das wird doch hoffentlich hinreichen, Ihnen jene Sicherheit und Garantien zu geben, auf die Sie so sehr reflectiren.“

„O ja, Madame!“ versetzte der Notar, „wenn Sie sich bequemen wollen, mir eine Hypothek darauf ausfertigen zu lassen.“

„Was bedeutet denn dieß Wort? gewiß eine abgeschmackte Förmlichkeit,“ rief die Herzogin. „Indeß willige ich gerne ebenfalls darein, betreiben Sie die Sache nach Ihrem Gutdünken, Herr Notar!“

„Eine solche Urkunde kann vor Verlauf von vierzehn Tagen nicht ausgestellt sein und bedarf die Einwilligung Ihres Herrn Gemahls, Madame!“ gab Ferrand zur Antwort.

„Aber das Gut gehört mein, mein ganz allein!“ rief die Herzogin ungeduldig.

„Das thut nichts zur Sache, Madame,“ belehrte er sie, „Sie stehen unter der Gewalt Ihres Gemahls und die hypothekarischen Geschäfte sind sehr lang und umständlich.“

„Aber noch einmal, Herr Ferrand, Sie werden mich nie glauben machen, daß es für Sie so schwer sei, binnen zwei Stunden 100,000 Franken aufzutreiben.“

„So wenden Sie sich doch an Ihren gewöhnlichen Notar, an Ihre Verwalter und Intendanten, Madame!“ rief Ferrand; „mir selbst ist es unmöglich.“

„Ich habe meine guten Gründe, mein Herr! diese

Sache geheim zu halten," sagte Frau von Lucenay hochmüthig, „Sie kennen die Spitzbuben, welche von Herrn v. St. Remy dieses Lösegeld erheben wollen! gerade aus diesem Grunde wende ich mich an Sie."

„Ihr Vertrauen schmeichelt mir ungemein," gab Ferrand zur Antwort, „allein es ist mir nicht möglich, Ihr Begehren zu erfüllen."

„Haben Sie diese Summe nicht bei der Hand?" fragte sie.

„Ich habe noch mehr als diesen Betrag in Bankscheinen und in gutem gemünztem Geld hier in meiner Casse," entgegnete er.

„Nun denn, wozu also die Umstände? wollen Sie einen Wechsel von mir?" rief die Herzogin, „augenblicklich sollen Sie ihn von mir haben, damit wir die Sache zu Ende bringen."

„Selbst zugegeben, Madame, daß Sie die Frau Herzogin von Lucenay wären ....."

„Kommen Sie," unterbrach ihn diese, „in einer Stunde in's Hotel de Lucenay, dann können Sie sich am besten selbst überzeugen, mein Herr! Ich werde zu Hause unterzeichnen und ausstellen, was Sie von mir verlangen."

„Und wird der Herr Herzog auch mit unterzeichnen?" fragte der Notar.

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr!"

„Ihre Unterschrift allein ist für mich ohne Werth, Madame!" sagte Ferrand, der mit einem grausamen, entsetzlichen Vergnügen die schmerzliche Ungeduld der Herzogin beobachtete, die unter diesem Anschein von Kaltblütigkeit und Verachtung die peinlichste Angst verbarg.

Für diesen Augenblick war Frau von Lucenay von allen Hülfsmitteln entblößt; am vorigen Tage hatte ihr Juwelier ihr eine sehr bedeutende Summe auf ihren Schmuck vorgestreckt; dieselben Edelsteine, von denen ein Theil dem Steinschleifer Morel anvertraut worden war; diese Summe hatte dazu gedient, die Wechsel des Herrn v. St. Remy zu bezahlen und seine übrigen Gläubiger zu entwaffnen;

Herr Dubreuil, der Pächter von Arnouville, hatte den Pachtzins auf mehr als ein Jahr bereits vorausbezahlt, und obendrein drängte die Zeit; zum größten Unglück für Frau von Lucenay waren außerdem noch zwei ihrer Freunde, von denen sie in dieser äußersten Verlegenheit Hülfe hätte erwarten dürfen, gerade im jetzigen Augenblicke von Paris abwesend. In ihren Augen war der Vicomte ganz unschuldig an der Fälschung, wie er es selbst gestand, und sie hielt ihn für das Opfer zweier geschickten Spitzbuben; seine Lage war aber darum doch nicht minder gefährlich und verderblich: er war auf dem Punkte, angeklagt, ja in's Gefängniß geschleppt zu werden; selbst wenn er die Flucht ergriffen haben würde, wäre sein Name durch einen solchen Argwohn darum doch nicht minder compromittirt.

Bei diesen schrecklichen Gedanken erbebte Frau von Lucenay vor Schreck; sie liebte blindlings diesen Mann, der zugleich so elend und niederträchtig und mit so mächtigen Reizen der Verführung ausgestattet war! ihre Liebe für ihn war eine jener wilden, glühenden, gährenden und unordentlichen Leidenschaften, welche Frauen ihres Charakters und ihrer Organisation gewöhnlich empfinden, wenn die erste Blüthe ihrer Jugend vorüber und ein gereifteres Alter über sie gekommen ist.

Der Notar Ferrand belauschte aufmerksam die unbedeutendsten Bewegungen in der Physiognomie der Frau von Lucenay, die ihm mit jedem Augenblick schöner und anziehender vorkam, — seine unwillkührliche, gezwungene Bewunderung nahm zu an Gluth und er empfand ein lebhaftes Vergnügen, durch seine Weigerung diese Frau zu peinigen, die für ihn nur Eckel und Verachtung empfinden konnte. Sie selbst empörte sich bei dem Gedanken, dem Notar auch nur ein Wort zu gönnen, das einer Bitte gleichen könnte; sie begriff indeß, wenn sie die Fruchtlosigkeit und Vergeblichkeit ihrer übrigen Versuche bedachte, daß dieser Mensch allein Herrn v. St. Remy retten konnte, und war darum entschlossen, nichts unversucht zu lassen.

„Wenn Sie," fuhr sie nach einer Weile fort, „die Summe besitzen, um welche ich Sie bitte, mein Herr, und wenn zudem meine Sicherheit Ihnen genügend ist, warum schlagen Sie mir die Bitte ab, mir zu helfen?"

„Weil die Männer ihre Launen haben wie die Frauen, Madame!" versetzte der Notar lächelnd.

„Nun denn," rief sie, „worin besteht denn Ihre Laune, um deren Willen Sie gegen Ihren eigenen Vortheil handeln? Ich wiederhole es Ihnen, Herr Ferrand, machen Sie Bedingungen, welche Sie wollen, ich nehme sie alle unbedingt an."

„Wirklich, Madame?" fragte der Notar bedeutsam und mit einem eigenthümlichen Ausdruck, „werden Sie in alle Bedingungen einwilligen?"

„In alle, sicherlich — verlangen Sie 2 — 3 — 4000 Franken mehr, wenn Sie wollen, denn sehen Sie, ich versichere Ihnen," setzte die Herzogin offen und fast in zärtlichem Tone hinzu, „ich habe keine andere Ressource als in Sie, mein Herr, in Sie allein — ich könnte unmöglich anderswo auftreiben, was ich von Ihnen für morgen verlange, und doch wissen Sie wohl, daß ich muß, daß mir keine andere Wahl übrig bleibt; — ich wiederhole Ihnen ebenfalls, daß ich jede Bedingung annehme, welche Sie an diesen Dienst knüpfen — nichts soll mir zu theuer sein, gar nichts."

Der Athem des Notars stockte, seine Schläfe pochten und dunkler Purpur überzog seine Stirn. Glücklicherweise verdeckten die Gläser seiner Brille die unheimliche Gluth, welche düster in seinen Augen brannte. Eine trübe Wolke voll Begehrens umhüllte seine sonst so klare und kaltblütige Denkkraft, seine Vernunft verließ ihn. In seiner gemeinen Verblendung legte er die letzten Worte der Frau v. Lucenay auf eine ganz unwürdige Weise aus; durch die Nacht hindurch, durch den Nebelschleier, der seine Vernunft umgab, sah er undeutlich eine Frau, so kühn wie manche Frauen des frühern Hofes, die durch die Furcht vor der Schande Dessen, welchen sie liebte,

auf's Aeußerste getrieben und um seiner Rettung willen vielleicht zu den entsetzlichsten Opfern bereit war. Dieser Gedanke und diese Hoffnung waren ebenso thöricht als niederträchtig, allein, wie gesagt, manchmal wurde Ferrand ein Tiger oder ein Wolf, und alsdann trug das Thier den Sieg über den Menschen davon.

Er sprang plötzlich von seinem Stuhle auf und ging auf Frau v. Lucenay zu.

Diese selbst erhob sich in wortlosem Erstaunen und betrachtete ihn mit der lebhaftesten Ueberraschung.

„Nichts soll es Sie kosten!“ rief er mit zitternder, unsicherer Stimme, indem er noch näher auf die Herzogin zutrat; — „wohlan denn! ich werde Ihnen diese Summe leihen und zwar ohne Interessen, nur unter der einzigen Bedingung, die ich — ich will es Ihnen zuvor zuschwören . . . . .“

Er konnte seine Erklärung nicht vollenden. — Vermöge eines jener kühnen und bizarren Widersprüche im Wesen der menschlichen Natur errieth Frau v. Lucenay beim Anblick der so häßlich entflammten und in unreinem Feuer glühenden Züge die seltsamen grotesken und sehnsüchtigen Gedanken, welche in diesem Augenblicke den Notar erfüllten, errieth die thierische Begehrlichkeit dieses abschreckenden Gespenstes, und konnte sich ungeachtet ihrer Sorge, Unruhe und Angst doch eines so freimüthigen, tollen und schallenden Gelächters nicht erwehren, daß der Notar erstaunt und überrascht zurückbebte.

Ohne ihm jedoch Zeit zu lassen, auch nur ein Wort mehr zu sprechen, überließ sich die Herzogin mehr und mehr ihrer wachsenden Heiterkeit, warf ihren Schleier wieder über das Gesicht, und erwiderte zwischen zwei verdoppelten Ausbrüchen lauten Gelächters dem von Haß, Groll und Wuth verwirrt gemachten Notar:

„Für einen solchen Preis will ich doch lieber diesen Dienst von Herrn von Lucenay selbst begehren!“

Mit diesen Worten ging sie hinaus, und lachte dabei

so laut und lange, daß Ferrand sie noch hören konnte, als längst alle Thüren hinter ihr zugefallen waren.

Als Ferrand wieder einigermaßen zur Vernunft gekommen war, verfluchte er bitterlich seine vorige Unklugheit und Unvorsichtigkeit; erst nach einer Weile und allmählig beruhigte er sich indeß mit dem Gedanken, daß die Herzogin von diesem Abenteuer nicht reden konnte, ohne sich selbst empfindlich zu compromittiren, und seine gewöhnliche Frechheit gewann allmählig wieder die Oberhand. Nichtsdestoweniger war das doch für ihn ein schlimmer Tag. — In trübe schwarze Gedanken und unbestimmte ahnungsvolle Furcht verloren saß er da, als auf einmal die geheime Thüre seines Kabinetts aufging, und Madame Seraphine ganz aufgeregt und gerührt hereintrat.

„Ach, Ferrand!" rief sie die Hände ringend, — „Sie hatten ganz Recht zu behaupten, daß es uns eines Tages noch in's Verderben stürzen könne, sie am Leben gelassen zu haben...."

„Wen denn?" rief der Notar, erschrocken jählings emporspringend.

„Je nun, das verwünschte kleine Kind!" entgegnete Madame Seraphine.

„In wie fern denn?"

„Ein einäugiges altes Weib, das ich gar nicht kenne, und dem Tournemine die Kleine vor vierzehn Jahren übergeben hatte, um ihrer los zu werden, als wir sie für todt ausgaben, hat mich — ach lieber Gott, wer hätte das je gedacht und geahnt?" rief die Haushälterin des Notars ganz verwirrt und consternirt.

„Rede doch, Weib! was gibt's denn?" rief Ferrand.

„Jenes einäugige Weib hat mich ausfindig gemacht, war kaum zuvor bei mir unten...." hub Madame Seraphine an; — „sie hielt mir vor, daß sie recht gut wisse, wie ich es gewesen, die damals die Kleine ausgesetzt habe...."

„Verflucht!" rief der Notar, — „wer hat ihr das

sagen können! — Tournemine .... sitzt zu Rochefort auf der Galeere...."

„Ich habe Alles weggeläugnet," fuhr die Haushälterin fort, „habe die Einäugige als eine Lügnerin, eine Betrügerin abfertigen wollen, allein umsonst! — sie behauptet, jenes kleine Mädchen, das jetzt freilich groß geworden ist, wieder aufgefunden zu haben, gibt vor, daß sie den Aufenthalt des Mädchens kenne, daß es nur von ihr abhänge, Alles zu entdecken, und mit den bündigsten Beweisen den Gerichten anzugeben!"

„T—! ist denn die ganze Hölle gegen mich losgelassen?" rief der Notar in einem Wuthanfalle aus, der ihn noch häßlicher und abstoßender machte.

„Mein Gott! was soll ich diesem Weibe sagen? was soll ich ihr versprechen, um ihr Schweigen zu erkaufen?" rief Madame Seraphine, deren ganze Frechheit gewichen war.

„Sieht die Frau wohlhabend aus?" fragte Ferrand lauernd und gedankenvoll.

„Nicht doch," antwortete die Haushälterin, — „als ich sie aber als eine Bettlerin behandeln wollte, schüttelte sie ihren Strickbeutel, worin sie ziemlich viel Geld in grober Münze hatte."

„Sie weiß, sagst Du, wo das junge Mädchen gegenwärtig sich aufhält?" rief der Notar.

„Sie behauptet wenigstens, es zu wissen..."

„Das ist also die Tochter der Gräfin Sara Mac-Gregor!" rief Ferrand erstaunt und in höchster Ueberraschung; — „noch vor wenigen Augenblicken bot sie mir viel, falls ich ihre Aussage unterstütze, daß das Mädchen nicht gestorben sey — und nun auf einmal erfahre ich, daß das Kind noch lebt, daß ich ihr es wiedergeben könnte!... Ja, ich möchte es auch thun, aber dieser falsche Todesschein, diese nachgemachte Urkunde? — Wenn eine Untersuchung daraus entsteht, bin ich verloren! — Dieses eine Vergehen kann noch manchem andern unserer Verbrechen auf die Spur helfen!..."

Nach kurzer Pause des Nachdenkens sagte er zu Madame Seraphine:

„Die Einäugige weiß also wirklich, wo das junge Mädchen lebt, und kommt wieder hieher, um Deine Antwort zu holen?"

„Morgen wird sie wieder kommen," gab Madame Seraphine zur Antwott.

„Schreibe nur alsbald an Polidori, daß er mich heute Abend um neun Uhr besuche," befahl ihr der Notar.

„Wollen Sie sich vielleicht des jungen Mädchens und der Alten zugleich entledigen? das wäre viel auf einmal!" sagte Mutter Seraphine.

„Ich sage Dir, schreib an Polidori, daß er heute Abend um neun Uhr hieher komme," sagte der Notar zu seiner Haushälterin, und brach die Unterhaltung ab.

* * *

Am Abend dieses Tages sagte Rudolph zu Murph, der nicht bei dem Notar vorgelassen zu werden vermocht hatte: „Herr v. Graun muß so schnell wie möglich einen Courier nach der Residenz abgehen lassen; es ist unerläßlich, daß Cäcilie binnen sechs Tagen in Paris sey."

„Schon wieder dieses teuflische Weibsbild, das fluchwürdige Weib des armen David, das eben so schön als niederträchtig ist?" fragte Murph, „zu welchem Endzweck denn, gnädiger Herr?"

„Zu welchem Zweck, Sir Walter Murph?" fragte Rudolph. — „In einem Monat magst Du den Notar Jakob Ferrand darum befragen."

XIX.

Angebereien.

An demselben Tage, wo Marienblüth durch die Nachteule und den Schulmeister entführt worden war, hatte sich gegen 10 Uhr Abends ein Bote auf der Meierei von Bouqueval eingefunden, der seinem Vorgeben nach von Rudolph abgesandt war, um Madame Georges über das Verschwinden ihrer Pflegtochter zu beruhigen, welche in wenigen Tagen wieder zurückkehren würde. Aus mehreren sehr wichtigen Gründen, setzte der Bote hinzu, ließ Rudolph Madame Georges bitten, für den Fall, daß sie ihm eine Mittheilung zu machen habe, ihm solche nicht nach Paris zu schreiben und an seine gewöhnliche Adresse zu richten, sondern den Brief lieber seinem eigenen Eilboten mitzugeben.

Dieser Abgesandte kam von Sara, wie unsere Leser wohl errathen haben werden; durch diese Hinterlist beruhigte er Madame Georges, und verzögerte so um einige Tage den Augenblick, wo Rudolph die Entführung der Jodlerin erfahren mußte.

In der Zwischenzeit hoffte Sara den Notar Ferrand zu zwingen, daß er den oben berührten unwürdigen Betrug, die Unterschiebung des Kindes nämlich, begünstige. Das war aber noch nicht Alles; Sara hegte vielmehr noch die Nebenabsicht, sich der Madame d'Harville ebenfalls zu entledigen, die ihr ernsthafte Befürchtungen einflößte, und welche sie ohne Rudolph's Geistesgegenwart schon einmal sicher in das Verderben gestürzt haben würde.

Am Tage nach jenem, wo der Marquis seiner Gemahlin nach dem Hause der Rue du Temple gefolgt war, begab sich Tom ebenfalls dahin, wußte leicht Madame Pipelet gesprächig zu machen, und erfuhr, daß eine junge Dame, die bereits auf dem Punkte gewesen, von ihrem Manne überrascht zu werden, Dank der Geschicklichkeit eines der

Hausbewohner, eines gewissen Herrn Rudolph, vom Verderben gerettet worden war.

Von diesen Umständen unterrichtet, und unterstützt von der Thatsache, daß Rudolph ein Zimmer in jenem Hause bewohnte, faßte Sara, die überdem keinen andern materiellen Beweis für die Rendez=vous besaß, welche Clemence Herrn Carl Robert gegeben hatte, einen andern noch abscheulichern Plan. Er bestand einfach darin, nachstehendes anonyme Schreiben an den Marquis d'Harville abzusenden, um einen vollständigen Bruch zwischen ihm und Rudolph herbeizuführen, oder wenigstens in der Seele des Marquis so dringenden Argwohn wach zu rufen, daß er seiner Gattin verbot, je wieder den Fürsten vorzulassen.

Der Brief war folgendermaßen abgefaßt:

„Man hat Sie abscheulich betrogen; Ihre Gemahlin wurde gestern gewarnt, daß Sie sie verfolgen, und hat schnell einen Vorwand angeblicher Mildthätigkeit ersonnen, um Sie hinter's Licht zu führen; sie ging zu einem Rendez=vous zu einer sehr erlauchten Person, die in jenem Hause der Rue du Temple ein Zimmerchen im vierten Stocke gemiethet hat. Wenn Sie an der Wahrheit dieser Thatsachen zweifeln, so bizarr diese auch sein mögen, so gehen Sie selbst nach Nr. 17 der Rue du Temple, erkundigen Sie sich, beschreiben Sie die Züge und das Aeußere der Ihnen wohlbekannten erlauchten Person, und Sie werden ohne Mühe erfahren, daß Sie der leichtgläubigste und gutmüthigste Ehemann sind, der je von höchster Hand getäuscht worden ist. Vernachlässigen Sie diese Warnung nicht, sonst könnte man glauben, Sie seien nur allzusehr der Freund des Fürsten."

Dieses Billet wurde um 5 Uhr Abends, an demselben Tage, wo Sara sich bei dem Notar eingefunden, von ihr zur Post gegeben.

Am selben Tage verließ Rudolph Abends seine Wohnung, nachdem er Herrn von Graun befohlen hatte, so

viel als möglich die Ankunft Cäciliens in Paris zu beeilen, und machte im Hotel der NN'schen Gesandtschaft bei der Gräfin *** einen Besuch; von hier aus mußte er sich zur Marquise d'Harville begeben, um ihr anzuzeigen, daß er eine ihrer würdige Gelegenheit zu mildthätigen Umtrieben gefunden habe.

Wir führen nun unsere Leser wieder bei Madame d'Harville ein. Aus nachstehender Unterhaltung mag ersichtlich werden, wie diese junge Frau bereits den edlen Rath Rudolphs befolgte, indem sie sich großmüthig, mitfühlend und nachsichtig gegen ihren Gatten zeigte, den sie seither kalt und frostig behandelt hatte; der Marquis und seine Gemahlin kamen eben von der Tafel, und betraten jenen kleinen Salon, von dem wir früher gesprochen haben. In Clemencen's Zügen spiegelte mildes Wohlwollen sich wider, und auch der Marquis erschien weniger traurig als gewöhnlich. Wir müssen freilich vorausschicken, daß der Marquis noch nicht den neuen, niederträchtigen Brief der Gräfin Sara empfangen.

„Was werden wir heute Abend beginnen?" fragte er maschinenmäßig seine Gattin.

„Ich werde nicht ausgehen, und was beabsichtigen denn Sie?"

„Noch weiß ich's nicht," gab er mit einem Seufzer zur Antwort, „Gesellschaft und der große Welt-Verkehr sind mir unerträglich; ich werde auch diesen Abend, wie schon so manchen, allein auf meinem Zimmer verbringen."

„Warum denn allein, wenn ich heute Abend nicht ausgehe?" fragte Clemence.

Der Marquis betrachtete seine Gemahlin mit erstauntem Blicke: „Wohl wahr," sagte er, „allein....."

„Nun was denn?" drängte sie den Zaudernden.

„Ich weiß, daß Sie oft die Einsamkeit vorziehen, wenn Sie keine Gesellschaften besuchen," erwiderte er schwermüthig.

„Allerdings," sagte Clemence lächelnd, „allein da ich nun einmal sehr launig bin, würde es mir heute

sehr angenehm sein, meine Einsamkeit mit Ihnen theilen zu können, vorausgesetzt nämlich, daß es Ihnen angenehm ist."

„Ist es wahr, Clemence?" rief der Marquis d'Harville gerührt; „o wie gütig, wie lieb Sie sind, so meinem sehnlichsten Wunsche entgegen zu kommen, den ich nicht einmal auszusprechen wagte."

„Wissen Sie, mein Freund," erwiderte die Marquise mit leichtem Vorwurfe, „daß Ihre Ueberraschung beinahe wie ein Tadel klingt?"

„Ein Tadel? o nein! nein! aber ich muß es zugestehen, daß es eine Ueberraschung, und zwar die angenehmste für mich ist, Sie nach meinem ungerechten, grausamen Argwohn von neulich so wohlwollend und gütig gegen mich zu finden."

„Lassen Sie uns das Vergangene vergessen," sagte sie mit einem Lächeln voll himmlischer Sanftmuth zu ihrem Gatten.

„Clemence! vermöchten Sie das je?" erwiderte er schwermüthig, „habe ich nicht gewagt, Sie zu beargwöhnen? habe ich Ihnen nicht gesagt, zu welchem Aeußersten mich meine blinde Eifersucht hingerissen haben würde? — und dieß ist zudem nicht einmal Alles, ich habe mir noch größeres, unversöhnlicheres und grausameres Unrecht gegen Sie vorzuwerfen."

„Lassen Sie uns das Vergangene vergessen! sage ich Ihnen," entgegnete Clemence und bezwang nur mühsam eine ihr peinlich werdende Aufregung.

„Was höre ich," rief er, „auch diesen Theil der Vergangenheit sollten Sie vergessen können."

„Ich hoffe es wenigstens," gab sie zur Antwort.

„Wie, Clemence? wäre es möglich? sollten Sie edel und großmüthig genug dazu sein?" rief der Marquis ganz entzückt; — „aber nein, nein! ich kann unmöglich an ein solches Glück glauben, ich hatte ja für immer darauf verzichtet."

„Sie hatten Unrecht, wie Sie sehen!“ sagte die Marquise.

„Welche Veränderung ist mit Ihnen vorgegangen? mein Gott! träume ich denn, oder darf ich wirklich meinen Sinnen trauen?“ rief er; „sagen Sie mir wenigstens nur, daß ich mich nicht täusche.“

„Nein, nein, mein Gemahl! Sie täuschen sich nicht!“ sagte sie milde.

„In der That, Ihr Blick ist minder frostig, Ihre Stimme fast gerührt; — o sagen Sie mir, ist es denn wirklich wahr? bin ich nicht der Spielball einer leeren Illusion?“

„Nein!“ versetzte sie, „ich selbst bedarf wohl ebenso der Verzeihung, als Sie; wie oft mußte ich nicht in Ihren Augen hartherzig, ja selbst grausam erscheinen? Mußte ich nicht glauben, daß es für Sie eines seltenen Muthes, einer übermenschlichen Tugend bedurft hätte, um anders zu handeln, als Sie gethan haben; — wie konnten Sie, der Alleinstehende, Unglückliche, dem Wunsche widerstehen, in einer Heirath, die Ihnen zusagte, Trost zu suchen? Ach, wenn man duldet, ist man so geneigt, an den Edelmuth Anderer zu glauben; Ihr ganzes Unrecht war, daß Sie seither auf meine Großmuth gerechnet haben! — Wohlan denn! fortan werde ich mir Mühe geben, Ihr Vertrauen zu bewähren.“

„O, sprechen Sie, sprechen Sie weiter!“ rief der Marquis in einer Art Extase und rang die Hände.

„Unsere Lebensbahnen sind Ein- für Allemal an einander gekettet; ich werde mir alle Mühe geben, um Ihnen das Leben weniger bitter zu machen.“

„Mein Gott! mein Gott! sind es wirklich Sie, Clemence, die ich jetzt höre?“

„Ich bitte Sie darum, Herr Marquis, äußern Sie kein solches Erstaunen! das thut mir wehe,“ erwiderte sie ihm; — „es ist der bitterste Tadel für mein seitheriges Benehmen; — wer würde Sie denn beklagen, wer würde Ihnen freundliche, hülfreiche Hand bieten, wenn ich es

nicht wäre? — Ein guter Geist ist über mich gekommen, ich habe nachgedacht, habe Vergangenheit und Zukunft reiflich erwogen, — nun habe ich mein Unrecht eingesehen und hoffentlich das Mittel gefunden, es wieder gut zu machen!"

„Ihr Unrecht, arme Frau?" unterbrach sie ihr Gemahl, „wie soll ich erst mein Betragen nennen, wenn Sie gegen sich selbst so hart sind?"

„Lassen Sie mich weiter reden," fuhr sie fort; „hätte ich nach Recht und Gewissen handeln wollen, so mußte ich schon am Tage nach unserer Heirath mich mit der offenen Bitte um Aufhebung und Lösung unserer Ehe an Ihr Rechtsgefühl wenden."

„Clemence, Erbarmen! Erbarmen!" unterbrach sie ihr Gemahl.

„Wo nicht," fuhr sie fort: „wenn ich im Gegentheile mich in meine Lage schickte, mußte ich mich in Ergebung fassen, anstatt durch meine stete Kälte, durch mein hochmüthiges Schweigen für Sie ein unaufhörlicher Vorwurf zu werden. Ich mußte versuchen, Sie über ein so entsetzliches Unglück zu trösten und mich nur an Ihre eigene hülflose Lage erinnern. Allmählig würde ich mich an mein Werk des Erbarmens gewöhnt haben, gerade um der Sorgen und vielleicht auch um der Opfer willen, die es mich gekostet haben würde; — Ihre Dankbarkeit hätte mich reichlich belohnt und überdem . . . . — aber mein Gott! was haben Sie denn? Sie weinen ja."

„Ja ich weine, aber nur vor Freude!" gab der Marquis zur Antwort; „Sie wissen gar nicht, welch überschwänglichen Reichthum neuer Rührungen und Gefühle Ihre Worte in mir wach gerufen haben! O Clemence! lassen Sie mich weinen; — niemals bis auf diesen Augenblick habe ich begriffen, bis auf welchen Grad ich frevel und sündlich gehandelt habe, indem ich Sie an mein so trauriges Leben kettete."

„Und ich meiner Seits," entgegnete Clemence, „habe mich niemals zum Verzeihen geneigter gefühlt als eben

jetzt. Die süßen Thränen, welche Sie jetzt vergießen, lehren mich ein Glück kennen, das mir bis jetzt noch fremd gewesen. Muth also, nur Muth! mein Freund; in Ermangelung eines glücklichen und zufriedenen Lebens lassen Sie uns innere Genugthuung in der Erfüllung der ernsten Pflichten suchen, welche das Schicksal uns auferlegt; lassen Sie uns nachsichtig gegen einander sein, und wenn wir je straucheln sollten, auf die Wiege unserer Tochter blicken, und in ihr alle unsere Neigungen, unsere ganze Liebe vereinigen; — dann werden wir wenigstens noch manche wehmüthige, und heilige Freude genießen."

„Sie ist ein Engel, ein Engel!" rief d'Harville mit gerungenen Händen und betrachtete seine Gemahlin mit leidenschaftlicher Bewunderung; — „o Clemence, Sie wissen gar nicht, wie glücklich und doch zugleich wie unglücklich Sie mich machen; Sie wissen nicht, daß Ihre härtesten Worte von ehedem, Ihre bittern und leider auch so verdienten Vorwürfe mich nie so sehr danieder geschmettert haben, als diese anbetungswerthe Milde, diese edle großmüthige Ergebung! — Und doch lassen Sie fast wider meinen Willen eine Hoffnung in meinem Busen aufkeimen; Sie kennen die Zukunft gar nicht, die ich vorauszusehen wage . . . ."

„Und Sie können einen blinden, unbedingten Glauben in Alles setzen, Albert, was ich Ihnen sage!" betheuerte Clemence; „mein Entschluß steht fest, nie! das schwöre ich Ihnen, werde ich meinen Pflichten ungetreu werden! — später könnte ich Ihnen selbst neue, sichere Garantien für mein Versprechen geben."

Der Marquis d'Harville ließ sich von seinem unvorhergesehenen Glücke mehr und mehr hinreißen; ein Wonnerausch umnebelte seine Sinne und ungetrübtes Glück strahlte auf seinem Antlitze wider.

„Garantien!" rief er, „Sicherheit! wozu bedarf ich ihrer? Ihr Blick, Ihr Ton, dieser himmlische Ausdruck von Güte, der Sie jetzt verschönert, das laute Pochen und die Trunkenheit meines Herzens, Alles das beweist

mir ja mehr als genug, daß Sie wahr reden; aber Sie wissen, Clemence! der Mensch ist unersättlich in seinen Wünschen," setzte der Marquis hinzu, indem er sich dem Stuhle seiner Frau näherte; „Ihre edlen rührenden Worte geben mir den Muth, ja die Kühnheit zu hoffen — einen Himmel zu hoffen, einen Zustand des Glückes, den ich noch gestern für einen wahnwitzigen Traum betrachtet hätte . . . . "

„Erklären Sie sich doch deutlicher, Albert!" sagte Clemence, ein wenig beunruhigt von den leidenschaftlichen Worten ihres Gatten.

„Nun denn, so sei es!" sagte er und ergriff die Hand seiner Frau; „ja, durch Zärtlichkeit, durch die liebevollste Sorgfalt, die zarteste Aufmerksamkeit und die innigste Neigung hoffe ich dereinst noch Ihre Liebe zu erringen; — keine laue, ahnungsvolle Neigung, sondern eine glühende, leidenschaftliche Neigung wie die meinige! O, Clemence! Sie kennen diese Leidenschaft noch nicht; — so oft ich Ihnen auch nur davon zu sprechen wagte, zeigten Sie sich stets so eisig gegen mich; nie ein Wort der Güte, nie eines jener Worte, die so eben mich weinen gemacht haben und noch jetzt mich mit trunkenem Glückestaumel erfüllen! — Und ich verdiene wahrlich dieses Glück, ich habe Sie stets so innig geliebt, habe so viel geduldet und getragen, ohne es Ihnen zu sagen. Der Kummer, der mich verzehrte, war einzig nur dieser: ja, mein Abscheu vor der Welt und menschlicher Gesellschaft, mein düsterer, schweigsamer Charakter entsprang nur hieraus; denken Sie sich in meine Lage: Eine anbetungswürdige und angebetete Frau im Hause zu haben, die man die Seinige nennen darf, — eine Frau, nach welcher man sich mit dem ganzen Eifer und der Gluth einer bezwungenen Neigung sehnt; — und doch auf immer durch sie zur Einsamkeit, zu ewiger Pein schlafloser Nächte verdammt zu werden! — — O nein! Sie kennen nicht die Thränen meiner Verzweiflung, meiner unsinnigen Wuth! Ich versichere Sie, daß Das Sie gerührt haben würde, wenn Sie meine

Pein errathen hätten; Sie hätten mich bemitleidet, nicht wahr? — Der Anblick Ihrer unaussprechlichen Schönheit, Ihrer zauberischen Reize wird hinfort nicht mehr zugleich mein Glück und meine tägliche Strafe sein; — ja, dieser Schatz, den ich als mein köstlichstes Gut betrachte, dieser Schatz, der nur mir angehört und den ich nie besaß, dieser Schatz soll nun ganz mein sein; — ja! mein Herz, meine Freude, meine Trunkenheit, Alles verräth mir dieß! — Nicht wahr, meine Freundin! meine liebe, zärtliche Freundin?"

Bei diesen Worten bedeckte Herr d'Harville die Hand seiner Frau mit leidenschaftlichen Küssen.

Obwohl Clemence sich jetzt selbst Vorwürfe machte über die Verachtung, die sie ihrem Gatten bezeugte, konnte sie sich doch nicht enthalten, in der ersten Aufwallung ihres Widerwillens, ja fast ihres Schrecks, ihm plötzlich ihre Hand zu entziehen. Ihr Gesicht drückte seitdem allzuklar die sie beherrschenden Gefühle aus, als daß Herr d'Harville sich hätte täuschen können.

Dieser Streich war entsetzlich für ihn, seine Züge nahmen auf einmal den Ausdruck des tiefsten, bittersten Schmerzes an, so daß die Marquise sich selbst darüber entsetzte, ihm die Hand hierüber reichte und in die Worte ausbrach:

„Ich schwöre Ihnen, theuerster Albert, daß ich für Sie immer die ergebenste aufopferndste Freundin, Ihre zärtliche Schwester seyn werde, aber niemals mehr! — Vergeben Sie mir, theurer Freund, wenn wider meinen Willen meine Worte Hoffnungen in Ihnen erregt haben, die ich nie realisiren kann."

„Niemals!" rief der Marquis d'Harville und heftete einen flehenden verzweiflungsvollen Blick auf seine Gemahlin, „Nein niemals." Dieses einzige Wort und der Ton, womit die junge Frau dies aussprach, enthielten einen festen unerschütterlichen Entschluß.

Clemence war zwar durch Rudolphs Einfluß zu edelmüthigen Entschlüssen zurückgeführt worden, sie war fest

entschlossen, ihren Gemahl mit der rührendsten Sorgfalt und Pflege zu umgeben, allein sie fühlte sich unfähig, jemals Liebe für ihn zu empfinden.

Ein noch unerbittlicheres Gefühl als der Abscheu, die Verachtung, der Haß, entfernte Clemence für immer von ihrem Gatten . . . . es war ein unabweisbarer unüberwindlicher Eckel.

Nach einer peinlichen, obwohl kurzen Pause, fuhr Herr d'Harville mit der Hand über die feuchten Augen und sagte mit herzzerreißender Bitterkeit zu seiner Gattin:

„Vergeben Sie, Clemence, daß ich mich getäuscht, vergeben Sie mir, daß ich mich einer so unsinnigen Hoffnung überlassen habe!" — — Nach kurzem Schweigen brach er dann auf einmal wieder in den Ausruf aus:

„O Gott! wie unglücklich ich bin!"

„Mein Freund," erwiderte ihm Clemence mit Milde, „ich wollte Ihnen keine Vorwürfe machen; — gilt Ihnen aber mein Versprechen für nichts, daß ich Ihnen fortan die zärtlichste Schwester sein werde? Sie sollen der aufopferndsten Freundschaft eine so sorgfältige Pflege verdanken, wie die Liebe Sie Ihnen kaum je widmen könnte! Hoffen Sie daher auf bessere Zeiten. Seither haben Sie mich fast gleichgültig für Ihren Kummer gefunden, fortan aber sollen Sie sehen, wie sehr ich ihn mitzufühlen im Stande bin und wie viel Trost Sie in meiner Neigung, in meiner Zärtlichkeit finden werden."

Ein Kammerdiener trat herein und machte Clemence die Meldung:

„Se. Königliche Hoheit der Großherzog von Gerolstein läßt die Frau Marquise fragen, ob Sie ihn zu empfangen geruhen will?"

Clemence warf einen fragenden Blick auf ihren Gatten, der plötzlich seine Kaltblütigkeit wiederfand und bejahend nickte.

Der Kammerdiener ging hinaus.

„Vergeben Sie mir, mein Freund!" sagte Clemence, „ich hatte Niemanden meine Thüre verboten — es ist überdem schon lange her, daß Sie den Fürsten nicht mehr

gesehen haben und er wird sehr erfreut sein, Sie hier zu finden."

„Ich bin auch sehr vergnügt ihn wieder zu sehen," sagte Herr d'Harville, „indeß gestehe ich Ihnen doch, daß ich in diesem Augenblicke so verwirrt bin, daß mir sein Besuch zu einer andern Zeit willkommener gewesen wäre."

„Ich begreife das, allein was können wir machen? er ist nun einmal da," erwiderte die Marquise.

Im selben Augenblick kündigte man Rudolph an.

„Ich preise mich ausnehmend glücklich, Madame, daß ich die Ehre habe, Sie zu treffen," hub Rudolph an, „und ich freue mich doppelt über mein günstiges Geschick, da es mir ebenfalls das Vergnügen verschafft, Sie zu sehen, mein lieber Albert!" setzte er zum Marquis gewandt hinzu, indem er ihm herzlich die Hand drückte.

„Es ist wahrhaftig schon lange her, gnädigster Herr, daß ich nicht mehr die Ehre gehabt habe, Ihnen meine Huldigungen darzubringen," sagte der Marquis.

„Und an wem liegt denn die Schuld, mein unsichtbarer Freund? Das letztemal, da ich der Frau Marquise d'Harville meine Aufwartung machte, vergaß ich nicht, nach Ihnen zu fragen, allein Sie waren abwesend, oder nicht zu sprechen. So sind es nun drei volle Wochen, daß Sie meiner ganz vergessen und das ist sehr böse von Ihnen."

„Seien Sie unerbittlich, gnädiger Herr!" sagte Clemence lächelnd; „Herr d'Harville ist um so schuldiger und strafbarer, als er für Ew. Königliche Hoheit die tiefste Ehrerbietung hegt und durch seine Nachlässigkeit fast daran zweifeln lassen möchte."

„Je nun, da sehen Sie meine Eitelkeit," gab Rudolph zur Antwort, „was mir auch d'Harville zufügen möchte, so wäre es mir doch immer unmöglich, an seiner Freundschaft und Zuneigung zu zweifeln, allein ich sollte das eigentlich nicht sagen, denn dadurch könnte ich ihn ja eben in seiner anscheinenden Gleichgültigkeit ermuthigen."

„Glauben Sie mir, gnädigster Herr!" betheuerte der Marquis, „daß nur einige unvorhergesehene Umstände mich

gehindert haben, häufiger von Ihrer Güte für mich Gebrauch zu machen."

„Unter uns, mein theurer Albert, ich glaube beinahe, daß Sie in der Freundschaft ein wenig allzu platonisch sind; da Sie einmal überzeugt sind, daß man Sie liebt, liegt Ihnen nicht viel daran, Beweise von Anhänglichkeit und Liebe zu empfangen oder auszutheilen."

Aus einem gewissen Mangel an Achtung oder Verstoß gegen die Etiquette, der Madame d'Harville in eine kleine Verlegenheit und Zorn versetzte, kam ein Kammerdiener herein und brachte dem Marquis einen Brief. Es war die anonyme Denunciation Sara's, wodurch sie den Fürsten beschuldigte, der Geliebte der Madame d'Harville zu sein. Aus Rücksicht für den Prinzen, stieß der Marquis mit der Hand den kleinen Silberteller zurück, welchem der Bediente ihm hinreichte und flüsterte ihm unmuthig zu: „Später, später!"

„Mein lieber Albert!" sagte Rudolph im liebevollsten Tone, „Sie werden doch nicht meinetwegen Umstände machen wollen?"

„Gnädigster Herr!" stotterte der Marquis.

„Mit der Erlaubniß der Madame d'Harville bitte ich Sie, lesen Sie diesen Brief," fuhr Rudolph fort.

„Ich versichere Ew. Königliche Hoheit, daß ich durchaus keine Eile habe," erwiderte d'Harville.

„Noch einmal Albert, Sie müssen diesen Brief lesen, ich bitte Sie darum, ich will es."

„Je nun, wenn Ew. königliche Hoheit es verlangen," versetzte der Marquis und nahm den Brief von dem Präsentirteller.

„Ich verlange ein- für allemal, daß Sie mich ohne Umstände als Freund behandeln," sagte Rudolph und fuhr dann, indem er sich an die Marquise wandte, während Herr d'Harville den verhängnißvollen Brief öffnete, dessen Inhalt sich Rudolph freilich nicht denken konnte, lächelnd fort:

„Was für ein Triumph für Sie, Madame, sich stets diesem hartnäckigen Willen zu unterwerfen?"

Herr d'Harville näherte sich einem der Kandelaber des Kamins und eröffnete Sara's Brief.

XX.

Rathschläge.

Rudolph und Clemence plauderten zusammen, während Herr d'Harville Sara's Brief zweimal überlas.

Die Züge des Marquis blieben ruhig, nur ein fast unbemerkbares, nervöses Zittern bewegte ihm die Hand, als er nach kurzem Zaudern den Brief in die Westentasche steckte.

„Auf die Gefahr hin noch einmal für einen Wilden zu gelten," sagte er lächelnd zu Rudolph, „muß ich Sie, gnädiger Herr, um Erlaubniß bitten, diesen Brief zu beantworten, der leider wichtiger ist als ich am Anfang dachte."

„Soll ich Sie denn heute Abend nicht wieder sehen?" fragte Rudolph.

„Ich bezweifle sehr, gnädigster Herr, ob ich noch die Ehre haben werde," versetzte Albert, „doch hoffe ich, daß Ew. königliche Hoheit mich gütigst entschuldigen werden."

„Welch ein unerbittlicher Mensch," rief Rudolph lustig, „wollen Sie denn gar keinen Versuch machen, ihn zurück zu halten, Madame?"

„Ich wage mich nicht an ein Beginnen, das Ew. königliche Hoheit bereits vergebens versucht haben!"

„In allem Ernste, mein lieber Albert," sagte der Großherzog, „geben Sie sich Mühe, wieder zu uns zurück zu kehren, sobald Ihr Brief geschrieben sein wird; wenn nicht, so versprechen Sie mir wenigstens, mir einmal Morgens einige Augenblicke zu gönnen — ich habe Ihnen tausenderlei verschiedene Dinge zu sagen."

„Sie überhäufen mich mit Güte, gnädigster Herr," entgegnete der Marquis mit tiefem Bückling und entfernte sich dann, seine Gemahlin unter vier Augen mit dem Prinzen zurücklassend.

„Ihr Gemahl ist gewiß sehr beschäftigt," sagte Rudolph zur Marquise, „sein Lächeln schien mir erzwungen...."

„Als Ew. königliche Hoheit ankam, war d'Harville höchst aufgeregt und tief gerührt, und mußte sich viele Mühe geben, es Ihnen zu verbergen," entgegnete Clemence.

„So bin ich vielleicht recht ungelegen gekommen?" fragte Rudolph.

„O nein, gnädiger Herr! Sie haben mir vielmehr das Ende einer höchst peinlichen Unterhaltung erspart," gab sie zur Antwort.

„Und wie das?"

„Ich theilte Herrn d'Harville das neue Benehmen mit, das ich fortan gegen ihn und seinetwegen zu beobachten entschlossen sei, und versprach ihm Unterstützung und Trost."

„Wie glücklich mußte er darüber sein!" rief Rudolph erfreut.

„Anfangs schien er es eben so zu sein wie ich, denn seine Thränen, seine Freude haben eine Rührung in mir hervorgerufen, die mir seither noch unbekannt gewesen war," sagte die Marquise — „sonst glaubte ich mich an ihm zu rächen, wenn ich einen Vorwurf, einen Sarkasmus an ihn richtete. Eine traurige Rache das! sie pflegte meinen Kummer nur stets zu mehren, meinen Gram bitterer zu machen. Wie ganz anders leben wir jetzt zusammen? welch' ein Unterschied in unserm gegenseitigen Benehmen. Ich hatte meinen Gatten gefragt, ob er ausgehe, und er hatte mir traurig zur Antwort gegeben, daß er den Abend, wie er oft zu thun pflege, allein verbringen wolle. Als ich ihm nun den Vorschlag machte, bei mir zu bleiben, da hätten Sie seine Ueberraschung, seine Freude sehen sollen, gnädiger Herr! wie seine sonst so düstern Züge nun auf einmal von Entzücken wiederstrahlten! Ach ja, Sie hatten

Recht, es gibt nichts Reizenderes und Erfreulicheres, als solche glückliche Ueberraschungen."

„Wie geschah es denn aber, daß diese Beweise von Herzensgüte von Ihrer Seite, die peinliche Unterredung herbeigeführt haben, von welcher Sie mir vorhin sagten?"

„Ach! gnädiger Herr!" entgegnete Clemence erröthend, „auf die Hoffnungen, die ich wach gerufen hatte, weil ich sie erfüllen konnte, sind bei Herrn d'Harville zärtlichere Hoffnungen gefolgt, die ich zu nähren mich wohl hüten mußte, weil es mir für immer unmöglich sein wird, Ihnen zu entsprechen. . . ."

„Ich begreife," erwiderte Rudolph, „er liebt sie so zärtlich."

„So sehr ich auch anfangs von seiner Dankbarkeit gerührt gewesen war, so sehr fühlte ich mich erschreckt und unangenehm eisig berührt, sobald seine Sprache leidenschaftlich wurde. — Als er endlich in seiner Exaltation seine Lippen auf meine Hand zu drücken wagte, überlief mich tödtliche Kälte und ich konnte mein Entsetzen nicht länger verbergen — ich brachte ihm den schwersten empfindlichsten Stoß bei, als ich so die unüberwindliche Abneigung kund gab, die mir seine Liebe verursachte — ich bedaure ihn, aber Herr d'Harville ist nunmehr wenigstens für immer überzeugt, daß er trotz meiner Rückkehr zu ihm von mir nie mehr erwarten darf, als die treuste ergebenste Freundschaft. . . ."

„Ich beklage ihn, allein ich vermag Sie nicht zu tadeln!" entgegnete der Fürst; — es gibt gewisse Empfindungen, welche so zu sagen heilig sind. — Der arme Albert, er ist so gut und dabei so loyal, von so starkem Herzen und so glühendem Gefühl! Wenn Sie wüßten, wie sehr mir lange Zeit die Traurigkeit und Schwermuth nahe ging, die sich seiner bemächtigt hatte, obwohl ich ihre Ursachen nie zu ergründen vermochte! — Erwarten wir Alles von der Zeit, von der Vernunft; allmählig wird er den Werth der Neigung erkennen, die Sie ihm anbieten, und sich in sein Schicksal ergeben, wie er es

seither gethan hatte, ohne den rührenden Trost zu haben, den Sie ihm jetzt anbieten."

„Ja der soll ihm nie fehlen, das schwöre ich Ihnen, gnädiger Herr," betheuerte Clemence.

„Lassen Sie uns jetzt an andere Unglückliche denken, Madame," sagte Rudolph, „ich habe Ihnen ein gutes Werk versprochen, das all' den Reiz eines in die Wirklichkeit herein versetzten Romans haben soll, — nun bin ich im Stande mein Versprechen zu erfüllen."

„Wie, so frühe schon?" rief Clemence höchst erfreut, „welches Glück für mich, gnädigster Herr!"

„Wahrhaftig ein guter Geist muß mich beseelt haben, als ich jenes armselige Stübchen in der Rue du Temple miethete, von dem ich Ihnen gesagt habe," rief Rudolph, „Sie können sich gar keinen Begriff machen von all' dem Interessanten, Merkwürdigen, Sonderbaren, was ich dort gefunden habe; — zuerst ihre Schützlinge aus der Dachkammer, die jetzt vollauf des Glückes genießen, das Sie bei ihrer Anwesenheit ihnen verheißen hatten, obwohl sie noch schwere Prüfungen zu bestehen haben werden, mit deren Erzählung ich Sie jedoch, meine gute Marquise, nicht verdüstern will. — Eines Tags freilich sollen Sie erfahren, wie viel bitteres Elend und entsetzliche Uebel über eine einzige Familie hereinbrechen kann."

„Wie unendlich groß muß die Dankbarkeit dieser Leute gegen Sie sein," rief Clemence.

„Es ist vielmehr Ihr Name," versetzte Rudolph, „an welchen sich der Segen dieser Leute knüpft."

„Wie! gnädiger Herr! Sie hätten ihnen diese Unterstützung in meinem Namen gereicht?"

„Allerdings," entgegnete der Fürst, „ich wollte dadurch das Almosen nur um so süßer machen und mußte ja überdieß das Versprechen erfüllen, das Sie den Leutchen gegeben."

„So werde ich die gute Familie enttäuschen, werde ihr sagen, wem sie dieß Alles verdanke!" rief Clemence.

„Thun Sie das ja nicht," warnte Rudolph, „Sie

wissen, daß ich ein Zimmer in jenem Hause bewohne und daß ein Besuch daselbst Sie neuen Niederträchtigkeiten von Seiten Ihrer anonymen Feinde aussetzt; ja wer weiß, ob Sie nicht meinen Feinden hiedurch ebenfalls Waffen in die Hände geben würden? — Ueberdieß sind die Morels nunmehr vor allem Mangel geschützt — lassen Sie uns lieber an Andere denken und unsere Intrigue zu mildthätigem Zwecke näher überlegen. Es handelt sich um eine arme Mutter und ihre junge Tochter, welche beide, sonst in erwünschtestem Wohlstande lebend, durch die niederträchtigste und gewissenloseste Beraubung heut zu Tage in das bitterste Elend und die grenzenloseste Hülflosigkeit gestürzt sind."

„Die armen Frauen," rief Clemence vor Theilnahme, „wer sind sie denn, wo wohnen Sie denn?"

„Ich weiß es nicht," gab der Fürst zur Antwort.

„Wie haben Sie aber alsdann ihre Lage kennen gelernt?" fragte die Marquise.

„Ich ging," erzählte Rudolph, „gestern in den Tempel. — Sie wissen vielleicht nicht einmal, was der Tempei ist, Frau Marquise?"

„Nein, in der That, ich weiß es nicht, nie hörte ich davon reden."

„Das ist ein Bazar, der den unterhaltendsten und sonderbarsten Anblick gewährt," belehrte sie Rudolph; „ich ging mit meiner Nachbarin vom vierten Stockwerke dahin, um einige Einkäufe zu machen."

„Mit Ihrer Nachbarin? wie soll ich das verstehen?" fragte Clemence.

„Je nun, bewohne ich nicht ein Zimmer in der Rue du Temple?" fragte Rudolph.

„Ach ja! ich vergaß es," entgegnete die Marquise.

„Diese meine Zimmernachbarin ist eine allerliebste kleine Grisette," fuhr Rudolph fort, „sie nennt sich Lachtaube, ist ein sehr fleißiges Mädchen, lacht und singt stets und hat noch nie einen Liebhaber gehabt...."

„Welche Tugend von einer Grisette!“ unterbrach ihn die Marquise lächelnd.

„Ei!“ rief Rudolph, „sie ist durchaus nicht um der Tugend willen so klug, sondern nur weil sie laut ihrem eigenen Geständnisse keine Zeit hat, verliebt zu sein — es würde ihr zu viel Zeit wegnehmen, wollte sie sich verlieben, denn sie muß zwölf bis fünfzehn Stunden täglich arbeiten, um die 25 Sous zu erschwingen, die sie zu ihrem Lebensunterhalte bedarf.“

„Wie?“ rief die Marquise, „mit so Wenigem vermag sie zu leben?“

„Allerdings! und warum denn nicht?“ sagte Rudolph, „sie hat sogar als Luxusgegenstände noch zwei Kanarienvögel, die mehr verzehren, als sie selbst; ihr Stübchen ist so freundlich, traulich und rein gehalten, und ihr Anzug so allerliebst und kokett, daß man kaum etwas Aehnliches sehen kann.“

„Mit 25 Sous täglich leben zu können, gehört doch in's Reich des Wunderbaren, des Fabelhaften!“ rief Clemence, noch halb ungläubig.

„Dafür ist aber auch, bei meiner Ehre! meine kleine Nachbarin ein Wunder von Ordnung, Fleiß, Sparsamkeit und praktischer Lebensphilosophie; — ich möchte Sie Ihnen für vorkommende Bedürfnisse anempfehlen, Madame; sie ist laut ihrer eigenen Versicherung eine sehr geschickte Kleidermacherin, und ich bin zweifach geneigt, dieß zu glauben, wenn ich an den zierlichen Anzug denke, den sie für sich selbst gemacht hat. — Sie sind ja jedenfalls nicht gebunden, selbst die Kleider zu tragen, welche Lachtaube für Sie anfertigt!“

„Schon morgen werde ich ihr Arbeit zuweisen,“ sagte die Marquise, „das arme Mädchen, wie sehr ich mich wundere, daß sie mit einer so geringen, für uns reichere Leute ganz unbegreiflichen Summe zu leben vermag, während die geringste unserer Launen uns mehr als den hundertfachen Werth eines ganzen Tagwerks von ihr kostet.“

„Sie nehmen also einigen Antheil an meinem kleinen

Schützling, ich darf darauf rechnen, nicht wahr?" sagte Rudolph. — „Kommen wir nun wieder auf unser Abenteuer zurück; ich war also mit Mamsell Lachtaube in den Tempel gegangen, um für unsere armen Leute in der Dachstube einige der dringendsten Bedürfnisse einzukaufen, als ich bei zufälligem Durchstöbern einer alten verkäuflichen Schreibkommode den Entwurf eines Briefes von weiblicher Hand fand, worin eine arme Frau sich gegen einen Dritten beklagte, durch die Treulosigkeit eines Mannes, der ihr ganzes Vermögen als Depositum in Händen gehabt, in das tiefste, bitterste Elend gestürzt worden zu sein. Als ich den Verkäufer befragte, woher er dieses Möbel bekommen, erfuhr ich von ihm, daß es einen Theil des Mobiliars bilde, welches eine noch junge, aber ohne Zweifel dem bittersten Mangel ausgesetzte Frau an ihn verkauft hatte. — Der Schilderung des Trödlers zu Folge schienen diese Frau und ihre Tochter einem höheren als dem Bürgerstande anzugehören, und ihr Unglück mit Stolz und Selbstbewußtsein zu ertragen."

„Und Sie kennen also ihre Wohnung gar nicht, gnädiger Herr?" fragte die Marquise gespannt.

„Bis jetzt wenigstens leider noch nicht," gab er zur Antwort, „allein ich habe Herrn v. Graun bereits den Auftrag gegeben, daß er Alles daran setze, sie ausfindig zu machen, und müßte er sich zu diesem Behufe auch an die Polizeipräfectur wenden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Mutter und Tochter, die nunmehr von Allem entblößt sind, genöthigt waren, in irgend einer ärmlichen Herberge Unterkommen und Obdach zu suchen; wenn dieß der Fall ist, so haben wir noch gute Hoffnung, denn die Eigenthümer solcher Häuser sind gesetzlich gehalten, jeden Abend die Fremden aufzuschreiben und der Polizei zu melden, welche sie den Tag über in ihrem Hause aufgenommen haben."

„Welch' ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen," rief Madame d'Harville überrascht, „wie rührend und interessant ist der Auftrag, den Sie mir geben!"

„Ich bin noch nicht zu Ende, Madame," fuhr Rudolph fort, „in einer Ecke des Briefentwurfs, welchen ich in jenem alten Geräthe aufstöberte, standen überdem noch die Worte: „„Schreiben an die Frau Herzogin v. Lucenay.""

„Welches Glück! vielleicht erfahren wir Etwas durch die Herzogin!" rief Madame d'Harville lebhaft aus, setzte aber nach kurzem Nachdenken mit einem Seufzer hinzu: „wie sollen wir, so lange wir den Namen dieser Frau nicht wissen, sie der Herzogin von Lucenay näher bezeichnen?"

„Man muß sie fragen," versetzte Rudolph, „ob sie nicht eine noch junge Wittwe von Stande von besonders einnehmendem Aeußern kennt, deren Tochter, im Alter etwa von 16 — 17 Jahren, Clara heißt? Ich habe glücklicherweise diesen Namen noch behalten."

„Wie, das ist ja der Name meiner Tochter?" rief Clemence, „das soll mir ein Beweggrund mehr sein, daß ich mich für diese Unglückliche interessiren werde."

„Obendrein vergaß ich Ihnen zu sagen, daß der Bruder dieser Wittwe erst vor einigen Monaten durch Selbstmord umgekommen ist."

„Wenn Frau von Lucenay diese Familie kennt," fuhr Madame d'Harville nachsinnend fort, „so werden diese Nachweisungen hinreichend sein, Sie auf die Spur der Gesuchten zu bringen. Der betrübende Todesfall und die Todesart dieses Letzteren müssen ja jedenfalls der Herzogin genau bekannt sein. Mein Gott! mein Gott! ich kann Ihnen kaum sagen, wie sehr es mich drängt, Frau v. Lucenay zu besuchen; ich werde ihr noch heute Abend einige Zeilen zuschreiben, um die Gewißheit zu haben, sie morgen früh zu Hause anzutreffen. Wer mögen nur diese Frauen sein? Aus dem zu schließen, was Sie, gnädigster Herr! von ihnen wissen, scheinen sie einer angeseheneren Klasse der Gesellschaft anzugehören! — Sich nun einem solchen Elende preisgegeben zu sehen, muß deßhalb für sie doppelt peinlich, demüthigend und fast unerträglich sein!" —

„Und das Alles durch die Schurkerei eines Notars,"

rief der Fürst, „eines niederträchtigen, abscheulichen Bösewichts, von dem ich noch andere Unthaten und Frevel kenne, — eines gewissen Jakob Ferrand!"

„Wie? das ist ja der Notar meines Gemahls und der meiner Schwiegermutter!" rief Clemence erschrocken; „Sie täuschen sich ganz gewiß, gnädigster Herr! denn diesen Notar betrachtet man allgemein als den ehrenhaftesten, würdigsten Mann."

„Ich habe sprechende Beweise vom Gegentheil," sagte Rudolph, „allein ich muß Sie bitten, gegen Niemanden und unter keinen Umständen meine Zweifel oder vielmehr meine Gewißheit hinsichtlich dieses nichtswürdigen Bösewichts auszusprechen, er ist ebenso verschmitzt als verbrecherisch, und um ihn zu entlarven ist es mir wesentlich, daß er noch einige Zeit sich ungestraft und sicher glaube. Ja, Madame, er ist's, der diese beiden unglücklichen Frauen in den bittersten Mangel gestürzt hat, indem er ein Depositum ableugnet, das allem Anscheine nach ihm von dem Bruder dieser Wittwe eingehändigt worden war."

„Und diese anvertraute Summe? wie hoch belief sie sich?" fragte Clemence.

„Es war das ganze Vermögen dieser Leute," versetzte er.

„Gott, welch ein Frevel!" rief die Marquise.

„Ja wohl! ein Frevel!" rief Rudolph, und jener furchtbare Blick, dem des Racheengels ähnlich, glühte düster in seinen dunklen Augen, — „ein Frevel, den gar nichts entschuldigt, weder das Bedürfniß noch die Leidenschaft! — Oft veranlaßt der Hunger zum Diebstahl, die Rache zum Mord — aber dieser Notar, der bereits so reich, dieser Mensch, der in der bürgerlichen Gesellschaft mit einem fast heiligen, priesterlichen Range begleitet ist, dessen Charakter schon durch die ihm übertragene Würde Vertrauen heischt und sogar abnöthigt, — dieser Mensch wird nur durch einen kalten unversöhnlichen inneren Trieb, durch eine unbegreifliche Gier zum Verbrechen getrieben. — Der Meuchelmörder tödtet nur einmal, rasch und keck

durchschneidet sein Messer den Lebensfaden! — Dieser Notar aber tödtet langsam, durch alle Folter und Pein der Verzweiflung und des Elends, worein er sein Opfer stürzt — für einen Menschen, wie dieser Ferrand, ist weder das Erbtheil der Waise noch der so sauer verdiente Sparpfennig des Armen — ist mit einem Worte gar Nichts heilig.... Sie vertrauen ihm Gold an, das Gold verlockt ihn und er stiehlt es; aus einem reichen und glücklichen Wesen verwandelt sie der Wille dieses Menschen in einen hülflosen Bettler. Unter Entbehrung, Mühe und Entsagung haben Sie sich für Ihre alten Tage Brod und ein Obdach gesichert: der Wille dieses Menschen zerstört das künstliche und mühesam aufgerichtete Gebäude Ihrer Sorgen und Mühen, und Brod und Obdach für Ihr Alter sind verloren!..."

„Das ist noch nicht Alles! Blicken Sie einmal auf die entsetzlichen Folgen dieser niederträchtigen Beeinträchtigungen! Gesetzt nun, die Wittwe, von der wir eben sprechen, würde vor Gram und Elend sterben; ihre Tochter ist jung und schön, ohne Stütze, an Wohlstand gewöhnt, schon durch ihre Erziehung nicht befähigt, sich selbst das Leben zu fristen oder die Mittel dazu zu verdienen — wie bald würde sie nur noch zwischen Schande und Hunger zu wählen haben? sie würde zaudern, würde unterliegen, bald wäre sie verloren, erniedrigt, entehrt! — Durch seine Niederträchtigkeit ist also dieser Jakob Ferrand alsdann Ursache am Tod der Mutter und der Prostitution der Tochter — die Eine hat er leiblich, die Andere an der Seele getödtet, und dies überdies nicht einmal auf einen einzigen Streich, wie andere Mörder, sondern langsam und mit grausamer Ueberlegung...."

Clemence hatte Rudolph noch nie mit so viel Entrüstung und Bitterkeit reden hören; — schweigend hörte sie ihm zu, voll Ueberraschung über diese Worte, voll einer zwar mürrischen Beredtsamkeit, die gleichwohl einen kräftigen, lebendigen Haß gegen alles Böse beurkundete.

„Vergeben Sie mir, Madame!" sagte Rudolph nach einer kurzen Pause zu ihr, „ich konnte meine Entrüstung

nicht überwältigen, wenn ich das entsetzliche Elend bedachte, das Ihre künftigen Schützlinge hätte betreffen können! — Und glauben Sie mir! man übertreibt niemals diese Folgen, welche Mangel, Elend und Unglück häufig nach sich ziehen."

„Nein, gnädigster Herr!" erwiderte die Marquise, „ich danke Ihnen im Gegentheile, daß Sie durch Ihre furchtbaren Worte, wenn dies nöthig ist, das zärtliche Mitleid und Mitgefühl noch vermehrt haben, welches mir diese unglückselige Mutter einflößt. Ach! wie unendlich viel muß sie nur um ihrer Tochter willen leiden! O das ist ein entsetzlicher, Mark und Bein erschütternder Gedanke — aber wir werden sie retten, wir werden ihre Zukunft sichern, nicht wahr, gnädigster Herr? ich bin Gottlob reich, freilich nicht so sehr, als ich es nun wünschte, wo ich einen neuen Gebrauch vom Reichthum zu machen gelernt habe, allein im Nothfalle werde ich mich an Herrn d'Harville wenden, werde ihn so glücklich machen, daß er mir keine meiner neuen Launen wird abschlagen können, so zahlreich sie auch, wie ich jetzt schon voraus sehe, in dieser Art seyn werden! Sie behaupten: unsere Schützlinge seien stolz, gnädigster Herr, und darum liebe ich sie jetzt nur desto mehr; Unglück ist stets der beste Prüfstein für eine erhabene Seele. — Ich werde Mittel ausfindig machen, sie zu retten, ohne daß sie meine Hülfe einer Wohlthat zu verdanken vermeinen können! — Es wird zwar schwer sein, aber um so besser für mich: ich habe schon meinen Entschluß gefaßt, Sie sollen sehen, gnädigster Herr! daß es mir nicht an Geschicklichkeit und Schlauheit fehlen wird."

„O ja," entgegnete Rudolph lächelnd, „ich sehe schon die gewandtesten Umtriebe, die kühnsten Combinationen und wahrhaft macchiavellische Ränke voraus."

„Vor allen Dingen aber müssen wir sie entdecken!" rief die Marquise; „wenn Sie wüßten, wie ungeduldig ich dem morgenden Tage entgegen sehe. Nach meinem Besuche bei Frau von Lucenay werde ich ihre frühere

Wohnung aufsuchen, ihre Nachbarn befragen, mich mit eigenen Augen überzeugen und von Jedermann Nachweisungen und Nachrichten verlangen — ich werde mich sogar compromittiren, wenn es nöthig wäre; es würde mich so stolz, so glücklich machen, könnte ich aus mir selbst und durch mich allein den Erfolg erzwecken, welchen ich so lebhaft herbei wünsche. O! es soll mir gelingen — das Abenteuer ist so rührend! — Die armen unglückseligen Frauen! mir däucht fast, daß ich mich noch mehr für sie interessire, wenn ich an mein eigenes Töchterchen denke."

Von diesem mildthätigen barmherzigen Eifer tief gerührt, mußte Rudolph schwermüthig lächeln, wenn er sah, wie diese so schöne, so liebevolle und liebenswürdige junge Frau in den edelsten Erholungen das häusliche Unglück zu vergessen strebte, unter welchem sie litt; die Augen der Marquise leuchteten im lebhafterem Glanze, ein frischeres Roth verklärte ihre Wangen, der seelenvolle Klang ihrer Stimme, das süße Schmachten in ihrem ganzen Wesen gaben ihren wunderhübschen Zügen einen neuen unbeschreiblichen Reiz.

XXI.

Die Schlinge.

Madame d'Harville bemerkte, daß Rudolph sie schweigend beobachtete. Erröthend senkte sie den Blick zu Boden, schlug ihn alsdann mit reizender Verwirrung wieder empor und sagte:

„Sie lächeln über meine Aufregung, gnädigster Herr! über den Eifer, mit welchem ich ihren Vorschlag erfasse, allein ich bin so ungeduldig, so gespannt, jene süßen Freuden zu genießen, die mein seither so trauriges und zweckloses Leben beseelen, ihm eine gewisse Weihe verleihen sollen, daß ich meinen Gefühlen keinen Zwang auflegen

kann. So war freilich das Loos nicht, das ich mir einst geträumt hatte — es giebt ein Gefühl, ein Glück, das süßeste und lebhafteste vielleicht von allen, das ich wahrscheinlich niemals kennen lernen darf. — Obwohl so jung noch muß ich bereits darauf Verzicht leisten," setzte sie mit einem unterdrückten Seufzer hinzu; dann fuhr sie fort: „Dank Ihnen, mein edelmüthiger Retter, Dank Ihrem süßen Troste, habe ich nun die Kraft gefunden zu entsagen; bald werde ich mir andere Interessen geschaffen haben, Menschenfreundlichkeit und Erbarmen sollen die Liebe ersetzen; — schon jetzt verdanke ich Ihrem Rathe so manche angenehme Stunde, so manche tiefere, heiligere Rührung — Ihre Worte, gnädiger Herr! haben so viel Einfluß über mich. Je länger ich darüber nachdenke, desto tiefer ergründe ich Ihre Ideen, desto gerechter, erhabener, nutzbringender und wohlthätiger finde ich sie. Ja, wenn ich bedenke, daß Sie, nicht zufrieden an meinen Leiden, meinen Schmerzen Antheil zu nehmen, die Ihnen so gleichgültig seyn konnten, mir noch den heilsamsten Rath geben, daß Sie mich Schritt für Schritt auf diesem neuen Weg einführen, den Sie einem armen bekümmerten und niedergeschlagenen Herzen eröffnet haben — o gnädiger Herr, wie sehr erkenne ich dann, welchen Schatz von Herzensgüte Ihre Seele umschließt? Woher haben Sie so viel großmüthiges, edles Mitleid geschöpft?"

„Ich habe Vieles erduldet und leide noch jetzt," entgegnete Rudolph, „aus meinen eigenen Erfahrungen habe ich das Geheimniß von manchem Schmerz und Leiden enträthseln gelernt."

„Wie gnädiger Herr! auch Sie sollten unglücklich seyn?" rief die Marquise.

„Ja wohl!" versetzte er, „wahrhaftig, ich möchte beinahe behaupten, daß das Schicksal, um mich auf das Mitleid an allen Unglücklichen vorzubereiten, selbst gewollt hat, daß ich Unglück jeder Art kennen lerne; als Freund hat es mich im Freunde getäuscht; als ich liebte, traf mich das Unglück in der Gestalt der ersten Frau, die

ich mit dem ganzen blinden Vertrauen der Jugend und der vollen Gluth meiner Seele liebte; als Gatte täuschte es mich in meiner Gemahlin, als Sohn züchtigte es mich durch meinen Vater, als Vater suchte es mich im Kinde heim . . . . ."

„Ich glaubte stets, gnädiger Herr! die Großherzogin habe Sie nie mit einem Kinde beschenkt?" sagte die Marquise d'Harville verwundert.

„So ist es auch," gab Rudolph zur Antwort, „allein vor meiner Verheirathung hatte ich ein Töchterchen, das in früher Jugend starb. — Nun denn! so seltsam auch dies Ihnen erscheinen mag, kann ich Sie doch versichern, daß der Verlust dieses Kindes, das ich kaum gesehen, kaum gekannt habe, der Urquell des Kummers meines ganzen Lebens ist. — Je älter ich werde, desto tiefer wird dieser Gram; jedes Jahr verdoppelt seine Bitterkeit und man möchte wahrhaftig sagen, daß er im Verhältniß zu dem Alter wächst, welches meine Tochter haben muß — jetzt würde sie in ihrem achtzehnten Jahre stehen."

„Und ihre Mutter, gnädigster Herr! lebt diese auch noch?" fragte nach einem kurzen, zögernden Schweigen Clemence d'Harville.

„O reden Sie mir nicht von ihr!" rief Rudolph und seine Züge verdüsterten sich bei dem Gedanken an Sara, „ihre Mutter ist ein unwürdiges Geschöpf, eine Seele, die die Selbstsucht und der Ehrgeiz versteinert haben. Manchmal frage ich mich selbst, ob es für meine Tochter nicht besser gewesen, gestorben als in den Händen und unter der Aufsicht ihrer Mutter geblieben zu sein."

Clemence fühlte sich eigentlich getröstet und beruhigt, als sie Rudolph dieß äußern hörte.

„O! nun begreife ich," rief sie, „daß Sie Ihre Tochter doppelt schmerzlich beklagen."

„Ich würde sie so innig geliebt haben!" rief Rudolph; „eine Tochter hatte ich mir von jeher gewünscht, denn stets erschien es mir, als ob bei uns Fürsten in unsere Liebe für einen Sohn sich immer ein gewisses fremdes

Interesse in Beziehung auf Stamm und Namen, eine Art politischer Nebengedanken sich einmenge. — Aber eine Tochter liebt man ja nur um ihrer selbst willen, wenn man, wie ich, leider die Menschheit von ihrer unheimlichsten, finstersten Seite kennen gelernt hat; welches Glück alsdann, in die Betrachtung eines unschuldigen, reinen, keuschen Wesens sich zu versenken, seinen jungfräulichen Hauch einzuathmen, mit besorgter Zärtlichkeit ihre muthwilligen Scherze, ihre muntern Spiele zu überwachen! — Mag eine Mutter ihre Tochter auch noch so sehr lieben, mag sie noch so stolz auf sie sein, diese Freuden empfindet sie doch nicht; sie ist ihr zu sehr ähnlich, gleichsam zu eng verschwistert, um diesen unaussprechlichen Reiz zu genießen; — weit eher wird sie die männlichen Eigenschaften eines tapfern, kühnen Sohnes zu schätzen wissen. Finden Sie nicht auch mit mir, daß der Grund, der die Liebe einer Mutter für den Sohn, oder die eines Vaters für seine Tochter noch rührender und inniger macht, vielleicht eben darin liegt, daß bei diesen gegenseitigen Neigungen stets ein schwächeres Wesen vorhanden ist, das des Schutzes und der Fürsorge bedarf? der Sohn schützt die Mutter, der Vater nimmt sich der Tochter an."

„Sie haben sehr Recht, gnädiger Herr!" sagte die Marquise.

„Was nützt es aber leider, diese unaussprechlichen Genüsse zu begreifen, wenn man sie niemals kosten darf," fuhr Rudolph niedergeschlagen fort. Der Ton seiner Stimme bei diesen Worten war so tief und schmerzlich gewesen, daß Clemence eine Thräne nicht zurückhalten konnte. Nach kurzem Stillschweigen knüpfte Rudolph, beinahe über die Rührung erröthend, zu der er sich hatte hinreißen lassen, die Unterhaltung wieder an, indem er mit schwermüthigem Lächeln zu Madame d'Harville sagte: „Vergeben Sie mir, Madame! meine Erinnerungen und mein Gram haben mich gegen meinen Willen hingerissen. Sie entschuldigen mich doch, nicht wahr?"

„O, gnädigster Herr! glauben Sie mir, daß ich

Ihren Kummer theile, — und habe ich nicht volles Recht dazu? haben Sie den meinigen nicht auch getheilt? leider aber ist der Trost, den ich Ihnen anbieten kann, doch vergebens!"

„O nein! gewiß nicht!" entgegnete der Fürst; „diese Kundgebung Ihrer Theilnahme ist für mich ebenso angenehm als heilsam; es ist ja beinahe schon ein Trost, zu sagen, daß man duldet, und ich würde Ihnen meinen Kummer nicht mitgetheilt haben, hätte unsere Unterhaltung, die in mir so schmerzliche Erinnerungen wach gerufen hat, nicht diese Wendung genommen; — es ist zwar eine Schwäche, allein ich kann niemals von einem jungen Mädchen reden hören, ohne meiner armen, für mich unwiederbringlich verlorenen Tochter zu gedenken."

„Diese Gedanken sind so natürlich!" rief die Marquise; „sehen Sie, gnädigster Herr, seit unserem letzten Zusammentreffen und der davon hervorgerufenen Unterhaltung habe ich eine meiner Freundinnen auf verschiedenen Besuchen in den Gefängnissen begleitet und namentlich auch die verwahrlosten Mädchen in St. Lazare, da meine Freundin Mitglied eines Vereins zur Aufbesserung und sittlichen Hebung solcher Geschöpfe ist. — In jenem Hause sind nun sehr verdorbene und sehr schuldige Geschöpfe eingesperrt: wäre ich nicht selbst Mutter gewesen, so würde ich sie ohne Zweifel mit weit mehr Strenge beurtheilt haben, — während ich jetzt für sie nur ein tiefes, schmerzliches Mitleid empfinde, wenn ich bedenke, daß sie ohne die Verlassenheit und das Elend, worin man sie schon von Jugend auf gelassen hat, sicher nicht in's Verderben gestürzt worden wären; — ich weiß nicht wie es kommt, allein es scheint mir beinahe, daß ich nach solchen Gedanken meine Tochter nur noch mehr und inniger liebe."

„Fassen Sie Muth, theure Frau," sprach Rudolph mit melancholischem Lächeln, „diese Unterredung hat mich vollkommen über Sie und Ihre Zukunft beruhigt. — Der Weg zum Heil liegt vor Ihnen offen; befolgen Sie ihn,

so werden Sie, ohne zu straucheln, ohne zu fallen, diese Jahre der Prüfung, welche für die Frauen und besonders für ein so reich begabtes Wesen, wie Sie, so gefährlich sind, durcheilen. Ihr Verdienst wird doppelt groß sein, denn Sie werden noch manchen Kampf, noch manches Leiden zu bestehen haben, da Sie noch jung sind; gedenken Sie aber an das Gute, das Sie schon gethan haben, an das, was Sie noch zu thun vermögen, so wird es Ihnen nie an Kraft und Muth fehlen."

Madame d'Harville weinte Thränen der Rührung.

„Sie, gnädiger Herr!" sprach sie, „werden mir wenigstens Ihren Rath und Ihre Unterstützung nie entziehen, nicht wahr?"

„Aus der Nähe wie aus der Entfernung," betheuerte Rudolph mit feierlichem Ernste, „werde ich stets an Allem, was Sie betrifft, den lebhaftesten Antheil nehmen; — stets werde ich, so viel in meinen Kräften steht, zu Ihrem Glücke und zu dem Ihres Gatten beizutragen streben, dem mich die zärtlichste Freundschaft und aufrichtigste Hochachtung verbindet."

Clemence weinte laut; tief ergriffen von dem edelmüthigen Betragen Rudolphs, erfaßte sie seine Hand und drückte sie mit innigem Danke an ihren Mund:

„O! Dank Ihnen für dieses Versprechen," rief sie, ihre Thränen trocknend; — „ohne Ihre edelmüthige Unterstützung würden, ich fühle es, meine Kräfte mich verlassen, — aber glauben Sie mir und dem Schwure, den ich Ihnen hier leiste, ich werde muthig meine Pflicht erfüllen und ihr jedwedes Opfer bringen."

Bei diesen Worten sprang eine kleine verborgene Thür, die in der Draperie der Wand angebracht war, plötzlich auf.

Clemence stieß einen Schrei des Entsetzens aus, Rudolph erbebte. Auf der Schwelle der kleinen Thüre erschien der Marquis d'Harville, bleich, gerührt, tief ergriffen und mit thränenfeuchten Augen.

Als das erste Erstaunen vorüber war, reichte der Marquis Rudolph Sara's Brief hin und sprach zu ihm:

„Hier, gnädiger Herr! ist das niederträchtige Schreiben, welches ich vorhin in Ihrer Gegenwart erhalten; ich bitte Sie, es zu verbrennen, wenn Sie es gelesen haben."

Clemence maß mit Ueberraschung und Erstaunen ihren Gatten.

„Das ist niederträchtig! das ist abscheulich!" rief Rudolph voll Entrüstung, nachdem er es gelesen.

„Wohlan, gnädiger Herr!" sagte der Marquis, „und dennoch gibt es noch etwas Feigeres, Niederträchtigeres als diese anonyme, heimtückisch feige Anklage, — nämlich mein eigenes Benehmen!"

„Was wollen Sie damit sagen?" rief Rudolph.

Der Marquis schlug den Blick beschämt zu Boden und hub an:

„Als ich vorhin diesen Brief empfing, habe ich ihn verborgen und seinen Inhalt verhehlt, anstatt Ihnen denselben kühn und offen mitzutheilen; — ich habe Ruhe geheuchelt, während Eifersucht, Grimm und Verzweiflung mir im Herzen wühlten; ja, das ist noch nicht einmal Alles; — wissen Sie, was ich gethan habe, gnädigster Herr? Ich war verworfen und feig genug, mich hinter diese Thüre zu verstecken, um Sie zu belauschen und auszuspähen, ja ich war elend genug, an Ihrer Ehre, Freundschaft und Loyalität zu zweifeln! — O, der Schreiber dieser elenden, verächtlichen Zeilen weiß wohl, an wen er sie richtet . . . . er weiß, wie schwach mein Kopf ist! Wohlan denn, gnädigster Herr! ich habe nicht ein Wörtchen von Ihrer Unterhaltung verloren, ich habe Alles gehört und gesehen, was zwischen Ihnen und meiner engelgleichen Clemence vorging; ich weiß nunmehr, was für Gründe und Zwecke sie nach dem Hause in der Rue du Temple führten! . . . Sagen Sie nun, ob nach Allem diesem, nachdem ich sogar so gemein und unedel gewesen war, mich zum Mitschuldigen dieser elenden Verläumdung zu machen, indem ich ihr Glauben beimaß — sagen Sie

mir nun, ob ich nicht auf den Knieen Vergebung und Buße, Gnade und Mitleid von Ihnen erflehen sollte? — Sehen Sie, gnädigster Herr! sehen Sie, Clemence! ich thue es jetzt auch, . . . ich flehe Sie an um Verzeihung, um Erbarmen, — ich habe keine Hoffnung mehr als auf Ihren Edelmuth!"

„Aber, mein Gott! mein theurer Albert, was hätte ich denn Ihnen zu vergeben," fragte Rudolph und reichte mit der rührendsten Treuherzigkeit und Offenheit dem Marquis die Hand, — „Sie kennen jetzt die Geheimnisse, welche Madame d'Harville und ich zusammen haben, und das macht mich höchst erfreut und entzückt, . . . ich kann Sie nun nach Herzenslust abkanzeln, bin Ihr gezwungener Vertrauter, und Sie sind, was noch besser ist, der Vertraute der Madame d'Harville, — möchte man nicht sagen, daß Sie nunmehr Alles wissen und kennen gelernt haben, was Sie von diesem edlen Herzen noch zu erwarten haben?"

„Und Sie, Clemence?" fragte der Marquis schwermüthig seine Gemahlin, — „darf ich auch dießmal wieder auf Ihre Vergebung rechnen?"

„Gewiß!" entgegnete sie und reichte dem Marquis die Rechte hin, die er mit Rührung und Inbrunst an sein Herz und seinen Mund drückte, „unter der Einen, einzigen Bedingung jedoch, daß Sie mich in dem Bemühen unterstützen, Ihr Glück zu begründen und auf die Dauer zu sichern!"

„Meiner Treu, bester Marquis!" rief Rudolph, „unsere Feinde sind wahrhaftig sehr ungeschickt! — Ihnen haben wir es zu danken, daß Sie uns künftighin nur noch inniger zugethan sein werden als seitdem. . . . Sie haben niemals gerechtere Ursache und günstigere Gelegenheit gehabt, die ausgezeichneten Vorzüge und Eigenschaften der Madame d'Harville hochzuschätzen und zu würdigen, — nie war sie Ihrer würdiger, nie Ihnen treuer und ergebener! . . . Bekennen Sie mir, mein Freund, daß wir auf's Beste an unsern Neidern und allen bösartigen und heimtückischen Feinden gerächt sind! — In Erwartung

eines Bessern bin ich mit dieser Rache zufrieden, — denn ich errathe, von wo der Streich ausging, und bin nicht gewohnt, geduldig ein Unrecht über meine Freunde verhängen, ihnen schaden zu sehen! .... Allein das bleibt meine Sache. — Leben Sie wohl, Madame! leben Sie wohl! jetzt ist unsere Intrigue aufgedeckt und Sie werden hinfort nicht mehr allein den Unglücklichen beispringen; — unsere Schützlinge werden einen Gönner mehr gewonnen haben. — Seien Sie indeß ruhig, wir werden bald wieder irgend ein anderes geheimnißvolles Abenteuer anspinnen, und der gute Marquis muß alsdann recht schlau sein, wenn er es zu errathen oder zu durchdringen vermag!"

* * *

Nachdem der Marquis d'Harville Rudolph noch bis zum Wagen begleitet hatte, um ihm wiederholt auf's Innigste zu danken, ging er auf sein Zimmer und wagte nicht mehr, Clemence unter die Augen zu treten.

XXII.

Reflexionen.

Es würde schwierig sein, die unruhigen, gährenden und widerstrebenden Empfindungen zu beschreiben, welche den Busen des Marquis durchwogten, als er sich allein befand.

Mit Freuden erkannte er nun, daß jene unwürdige Anklage und Verdächtigung gegen Rudolph und Clemence falsch und verläumderisch gewesen, allein er war auch überzeugt, daß er für immer auf die Hoffnung verzichten müsse, von seiner Gemahlin geliebt zu werden. Je mehr Clemence sich in ihrer Unterredung mit Rudolph muthig, resignirt und

zum Guten entschlossen gezeigt hatte, desto bitterere Vorwürfe machte er sich, in verbrecherischer Selbstsucht dieses unglückliche und doch so treffliche jugendliche Wesen an sein eigenes unglückliches Loos gekettet zu haben.

Weit entfernt, in der Unterredung, die er belauscht hatte, Trost zu finden, verfiel er in eine unerklärliche Schwermuth und Niedergeschlagenheit.

Der müßige Reichthum oder Müßiggang der Reichen hat das Schreckliche, Peinliche, daß ihn nichts zerstreut, nichts vor den schmerzlichsten Empfindungen und Gefühlen schützt. Da er niemals nothgedrungen sich mit der Sorge für die Zukunft beschäftigen oder um sein täglich Brod arbeiten darf, unterliegt er gänzlich großen moralischen Einflüssen und besonders Kümmernissen. — Da er Alles erringen und besitzen kann, was mit Gold sich erschwingen läßt, so wünscht oder ersehnt der Reiche mit unnennbarem Ungestüme nur das, was das Gold allein nicht gewähren kann.

Der Schmerz des Herrn d'Harville war um so verzweifelter und trostloser, als er am Ende nichts Anderes wollte, als was er nach göttlichem und menschlichem Rechte ansprechen konnte: den Besitz, wenn nicht die Liebe seiner Gemahlin!

Darum fragte er sich auch gegenüber von der unerbittlichen Weigerung Clemence's, ob es nicht ein bitterer Hohn sei um die Worte der Schrift: „Und die Frau sei ihrem Manne eigen!?"

Zu welcher Gewalt sollte er seine Zuflucht nehmen, an welche Behörde sollte er sich wenden, um jene Kälte, jenen Widerwillen zu überwältigen, die sein Leben in eine lange peinliche Strafe verwandelten, da er nichts Anderes begehrte, ersehnte und wünschte, als die Liebe seiner Gemahlin!

Er mußte anerkennen, daß hierin, wie in so vielen anderen Fällen des ehelichen Lebens, der einfache Wille des Mannes oder der Frau sich gebieterisch, ohne Widerruf und Möglichkeit der Bestrafung, dem obersten Willen des Gesetzes sich gegenüberstellen oder diesen verdrängen.

Solchen Regungen eines eitlen leeren Zornes folgte

manchmal eine trübe Niedergeschlagenheit: die Zukunft lastete alsdann schwer, trübe und eisig auf ihm, und er ahnte fast, daß der Gram fortan die Anfälle seiner entsetzlichen Krankheit häufiger machen würde.

„Ach!“ rief er aus, wenn solche Gedanken ihn überfielen, und zu trostlosem Kummer stimmten, — „es ist meine eigene Schuld! — ich habe diese arme unglückliche Frau frevelhaft und fluchwürdig betrogen! — Sie wird und muß mich hassen.... und dennoch bewies sie mir so eben die rührendste Theilnahme; — anstatt mich aber hiemit zu begnügen, hat meine tolle Leidenschaft mich verwirrt, — ich ward zärtlich, wagte von meiner Liebe zu reden, und kaum hatten meine Lippen ihre Hand berührt, als sie vor Abscheu und Entsetzen schauderte. — Und hätte ich auch dann noch an der unüberwindlichen Abneigung zweifeln wollen, welche sie gegen mich hegen muß, so müßte doch das, was sie dem Fürsten sagte, mir jede Illusion genommen und zerstört haben! — O das ist entsetzlich, grausenhaft!

„Und mit welchem Rechte hat sie ihm dieß traurige Geheimniß anvertraut? das ist ein unedler, entwürdigender Verrath! — Mit welchem Rechte? ei nun, mit demselben, das alle Opfer haben, sich über ihre Henker zu beschweren! — Armes Kind! so jung, so liebevoll und liebenswerth, wußte sie doch über das entsetzliche Loos, das ich ihr bereitet hatte, nichts Grausameres zu sagen, als: daß ihr Loos nicht dasjenige geworden sei, das sie sich ersehnt habe, daß sie noch zu jung sey, um der Liebe zu entsagen! — Ich kenne Clemence, das Versprechen, welches sie mir gegeben, das sie auch dem Fürsten geleistet hat, wird sie hinfort halten; sie wird für mich die zärtlichste Schwester seyn! — Wohlan denn! ist meine Lage nicht jetzt noch beneidenswerth? — Dem kalten, gezwungenen, steifen Verkehr, der seither zwischen uns stattgefunden, wird nun ein angenehmerer, erfreulicherer, herzlicherer Austausch folgen — während sie mir immer noch mit eisiger Verachtung hätte begegnen können, ohne daß ich ein Recht gehabt hätte, mich zu beklagen...

„Nun denn! ich will mich mit dem Genusse dessen trösten, was sie mir bietet! — Werde ich nicht alsdann schon weit glücklicher seyn, als ich's verdiene, allzu glücklich? — Pfui, wie schwach und memmenhaft ich bin!... Allzuglücklich? — Ist meine Frau nicht am Ende mein eigen, mein Besitzthum? Erkennt mir das Gesetz nicht eine gewisse Gewalt über sie zu? — Meine Frau ist widerspenstig, ungehorsam gegen mich!.... wohlan denn! ich habe das Recht, sie ...." Er unterbrach sich selber mit lautem, sardonischem Lachen. —

„Ja wohl!" fuhr er fort, „auch noch Gewalt? noch Zwang?! Eine Schmach mehr auf mein Haupt?! — Allein, was soll ich beginnen? Ich liebe sie, liebe sie wie ein Wahnsinniger, und nur sie, nur sie allein! — Ich will nur ihre Liebe, nicht ihre laue schwesterliche Zärtlichkeit! — — O, am Ende wird sie doch wohl noch Mitleid mit mir haben! — sie ist ja so gut, sie wird mich so unglücklich sehen!... doch nein, ich hoffe vergeblich! niemals, niemals werde ich meine Wünsche in Erfüllung sehen! Es gibt Einen Grund der Entfernung, des Widerwillens, welchen eine Frau niemals überwindet: den Ekel!... ja, ja, den Ekel, hörst du es wohl?! — Du mußt dich überzeugen lassen: deine entsetzliche Krankheit muß ihr auf immer Abscheu, Entsetzen, Ekel einflößen!" rief der Marquis d'Harville laut in der schmerzlichsten Erbitterung.

Nach einer Pause voll düstern, unheimlichen Schweigens fuhr er fort:

„Diese anonyme Verdächtigung, welche den Fürsten und meine Gemahlin anschuldigte, rührt sicher von einer mir feindlich gesinnten Person her; — und ich konnte nicht, bevor ich horchte, einen Argwohn und Verdacht darein setzen? Ich konnte ihn eines solchen Verrathes fähig halten? konnte meine Frau des gleichen Verbrechens fähig erachten? — O, die Eifersucht ist unheilbar! — und doch kann ich mich unmöglich getäuscht haben! — Wenn der Fürst, der mich wie der zärtlichste Freund, der edelste Bruder liebt,

Clemence veranlaßt, durch Werke der Barmherzigkeit ihr Herz und ihren Geist zu beschäftigen, wenn er ihr seinen Rath, seine Protektion, seine Unterstützung verspricht, so muß daraus folgen, daß sie Rath, Schutz und Unterstützung bedarf .....

„Sie ist ja so schön, so jung, so gefeiert, ohne eine Liebe im Herzen, welche sie schützt, durch mein eigenes schreiendes Unrecht gegen sie gleichsam entschuldigt für Alles, was sie Unrechtes begehen will, sollte sie da nicht wanken in ihrer Pflicht, könnte sie da nicht fallen?!"

„Welch' eine furchtbare Pein, mein Gott! die ich erduldete, als ich sie schuldig wähnte! — welcher entsetzliche Kampf in meiner Seele! — doch nein! meine Furcht ist Gottlob leer und eitel!... Clemence hat geschworen, nie ihren Pflichten ungetreu zu werden — sie wird ihr Gelübde halten, doch um welchen Preis?! Großer Gott, um welchen Preis!? — Noch so eben, als sie mir mit liebreichen Worten entgegen kam, wie schmerzlich hat mich ihr sanftes, trauriges, ergebungsvolles Lächeln berührt! Wie herben Kampf mag diese Rückkehr zu ihrem Henker ihr gekostet haben!... Die arme unglückliche Frau, wie schön und rührend war sie so! — Zum ersten Male in meinem Leben habe ich eine schmerzliche, herzbrechende Reue im Busen gefühlt, denn seither hatte sie sich durch ihre hochmüthige, verächtliche Kälte hinlänglich gerächt!... O wie elend, wie unglücklich bin ich doch!" .....

* *
*

Nach einer langen, schlaflosen Nacht voll düsterer Gedanken und bitterer, peinlicher Reflexionen hörte die gräßliche Aufregung seines Gemüths- und Seelenzustandes mit Einemmale wie durch einen Zauberschlag auf....

Der Marquis d'Harville hatte jetzt einen Entschluß gefaßt, und sah mit ungeduldiger Spannung dem Tageslicht entgegen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Pariser Mysterien ein Sittengemälde aus der neuesten Zeit

Bd.: 10/12

Stuttgart (1843)

L.eleg.g. 16 t-1,3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10572911-0